JOSEPHINE

Walter Scott's sämmtliche Werke.

Neu übersetzt.

Ein und dreißigster Band.

Leben von Napoleon Buonaparte.

Siebenter Theil.

Stuttgart,
bei Gebrüder Franckh.
1827.

Leben
von
Napoleon Buonaparte,
Kaisers von Frankreich,
mit einer Uebersicht der französischen Revolution.

Von
Walter Scott.

Aus dem Englischen übersetzt
von
General J. v. Theobald.

Siebenter Theil.

Stuttgart,
bei Gebrüder Franckh.
1827.

Leben von Napoleon Buonaparte.

Fortsetzung des im lezten Bändchen abgebrochenen Kapitels.

An diesem ereignißvollen Tage kam Robespierre in den Konvent, und sah den Berg in dichter Schlachtordnung und vollständig besezt, während, wie bei Catilina, die Bank, auf welche er selbst sich gewöhnlich sezte, absichtlich leergelassen schien, Saint Just, Couthon, Le Bas, sein Schwager und der jüngere Robespierre waren die einzigen Deputirten von Ruf, welche zu seiner Unterstützung bereit standen. Sollte er aber mit Erfolg fechten, so mußte ihm Hülfe werden von dem knechtischen Barrere, einer Art von Belial in dem Konvent, dem niederträchtigsten, wenn schon nicht unfähigsten unter diesen gefallenen Geistern, der mit großer Gewandtheit

und Scharfsinn, so wie mit Witz und Beredtsamkeit die Gelegenheiten ergriff, wie sie sich darboten, und ausnehmend geschickt war, stets stark auf der stärksten, und sicher auf der sichersten Seite zu seyn. In so gefährlichen Zeiten war eine ziemlich zahlreiche Parthei bereit, sich an Barrere anzuschließen, als an einen Führer, der sie zur Sicherheit, wenn auch nicht zur Ehre, zu leiten versprach; und das Daseyn dieser schwankenden und unbestimmten Menge, deren lezte Bewegungen man nie berechnen konnte, machte es unmöglich, den Ausgang irgend einer Debatte im Konvent während dieser gefährlichen Periode mit Sicherheit vorauszusagen.

Saint Just erhob sich im Namen des Wohlfahrtsausschusses, um auf seine eigene, nicht in dessen Weise, Bericht über Robespierre's Rede am vorigen Abend abzustatten. Er hatte eine Rede im Tone seines Schutzherrn begonnen, und erklärt, daß, wenn die Tribune, auf der er stehe, selbst der tarpeische Felsen seyn sollte, er darum doch nicht weniger seiner patriotischen Pflicht genügen würde. — „Ich bin im Begriff," sagte er, „den Schleier zu lüften." — „Ich reiße ihn entzwei," rief Tallien, ihn unterbrechend. „Das öffentliche Wohl wird aufgeopfert durch einzelne Menschen, welche hieher gekommen sind, um ausschließlich in ihrem eigenen Namen zu sprechen, und sich zu benehmen, als seyen sie die Herren des ganzen Konvents." Er

zwang Saint Just von der Tribune herabzusteigen, und eine heftige Debatte erfolgte.

Billaud Varennes zog die Aufmerksamkeit der Versammlung auf die Sitzung des Jakobinerklubbs am vorigen Abend. Er erklärte, die bewaffnete Macht von Paris stehe unter Henriot, einem Verräther und Vaterlandsmörder, der bereit sey seine Truppen gegen den Konvent zu führen. Er klagte Robespierre'n selbst als einen zweiten, ebenso schlauen, als ehrgeizigen Catilina an, dessen System es gewesen sey, im Konvent Eifersucht zu nähren, und Zwietracht zu entflammen, Partheien und einzelne Menschen miteinander zu verunreinigen, sie einzeln anzugreifen, und so die getrennten Gegner zu vernichten, deren vereinter Kraft er nicht zu widerstehen gewagt haben würde.

Der Konvent wiederhallte vom Beifall bei jedem heftigen Ausdruck des Redners, und als Robespierre sich auf die Tribune schwang, wurde seine Stimme durch das allgemeine Geschrei überwältigt: „Nieder mit dem Tyrannen." Tallien trug auf die Anklage Robespierre's, auf die Verhaftung Henriots, seiner Stabsoffiziere und einiger Andern an, welche bei der entworfenen Gewaltthat gegen den Konvent betheiligt waren. Er habe es unternommen, den Angriff gegen den Tyrannen zu leisten, und ihn im Konvent selbst niederzustoßen, wenn die Mitglieder nicht Muth genug zeigen sollten, gegen ihn das

Gesetz in Ausführung zu bringen. Mit diesen Worten schwang er einen entblößten Dolch, als wolle er seine Worte durch die That bestätigen. Robespierre kämpfte fort, um sich Gehör zu verschaffen, aber die Tribune wurde Barrere zuerkannt; und daß dieser schlangenglatte und selbstsüchtige Staatsmann gegen den gefallenen Diktator auftrat, war das sicherste Zeichen, daß sein Sturz unwiderruflich sey. Ein Strom von Verwünschungen wurde jezt von allen Seiten des Saals gegen den losgelassen, der sonst mit einem einzigen Wort jede Zunge lähmte.

Der Auftritt war schrecklich, jedoch nicht ohne Interesse für diejenigen, die darin eine ausserordentliche Krisis, wo alle menschliche Leidenschaften in Widerstreit gerathen, sehen möchten. Während die Gewölbe des Saals von den Ausrufungen derer wiederhallten, die bisher die Mitschuldigen, die Schmeichler, die Anhänger, oder wenigstens die furchtsamen und eingeschüchterten Jaherrn des entthronten Demagogen gewesen waren, — versuchte er selbst athemlos, schäumend, erschöpft, gleich dem Jäger des klassischen Alterthums, als er auf dem Punkt stand, von seinen eigenen Hunden überwältigt und in Stücke zerrissen zu werden, vergebens jene krächzenden Eulentöne zu erheben, wodurch er ehedem den Konvent erschreckt und beschwichtigt hatte. Er wandte sich um Gehör an den Präsidenten der Versammlung, an die verschiedenen Partheien, aus denen sie be-

stand. Zurückgewiesen von den Bergmännern, seinen frühern Genossen, welche jezt zuerst das Geschrei gegen ihn erhoben, wandte er sich an die Girondisten, so gering an Zahl und schwach sie auch waren, und an die zahlreichen, aber ebenso hülflosen Deputirten der Ebene, in deren Mitte jene Schutz suchten. Jene wiesen ihn mit Abschen, diese mit Entsetzen von sich. Vergebens erinnerte er einzelne, daß er ihr Leben geschont habe, als es in seine Gewalt gegeben war. Dies galt aber von jedem Mitglied des Hauses, von jedem einzelnen Menschen in ganz Frankreich; denn wer hatte seit zwei Jahren anders gelebt, als mit der Erlaubniß Robespierre's? Und schwer mag er jetzt in seinem Innern die Milde, wie er es nannte, bereut haben, daß er so viele Kehlen verschont hatte, die jezt ihn anbellten. Allein seine heftigen und wiederholten Aufforderungen wurden von einigen mit Unwillen, von andern mit finsterem, oder verlegenem und furchtsamem Schweigen erwiedert.

Ein englischer Geschichtschreiber muß sagen, daß selbst Robespierre zu seiner Vertheidigung hätte gehört werden sollen, und daß eine solche Ruhe dem Konvent Ehre gemacht, und seinem endlichen Verdammungsurtheil Würde verliehen haben würde. Wie die Sachen standen, behandelten sie den Schuldigen, wie er es verdiente; aber sie vergaßen jenes gelassene und standhafte Benehmen, das sie sich

selbst und dem Gesetze schuldig waren, und das der Bestrafung des Demagogen das Gewicht eines feierlichen und überlegten Urtheilsspruchs gegeben haben würde, statt daß es jezt das Resultat eines mit Hast und Ungestüm ergriffenen Vortheils zu seyn schien.

Eile war indessen nöthig, und mußte in einer solchen Krisis noch nothwendiger erscheinen, als es wirklich der Fall war. Vieles muß man dem Schrecken des Augenblicks, dem entsetzlichen Karakter des Schuldigen und der dringenden Nothwendigkeit, es zu einer Entscheidung zu bringen, zu gute halten. Man hat uns berichtet, seine lezten hörbaren Worte, die er unter dem allgemeinen Geschrei, und dem unaufhörlichen Geläute der Präsidentenglocke, mit seiner gellenden Stimme im Tone der höchsten Verzweiflung ausgerufen, seyen gewesen: „Präsident dieser Mörderversammlung, ich verlange zum letztenmal gehört zu werden —!" Diese Worte sollen Vielen, die sie gehört, lang im Gedächtniß geblieben seyn, und sie in ihrem Schlafe aufgeschreckt haben; nach dieser lezten Anstrengung wurde sein Athem beengt, und als er hierauf noch einige gebrochene Worte und heisere Töne ausstieß, riefen die Mitglieder des Bergs aus: Das Blut Dantons erstické seine Stimme.

Der Tumult endete sich mit einem Verhaftsdekret gegen Robespierre, seinen Bruder, Couthon

und Saint Just; Le Bas wurde auf seinen eigenen Antrag mit eingeschlossen, und in der That hätte er auch kaum dem Schicksal seines Schwagers entgehen können, obgleich er damals und nachher mehr Festigkeit zeigte, als die andern. Couthon, sein kleines Wachtelhündchen, auf das er gewöhnlich das Uebermaaß seiner geheuchelten Empfindsamkeit ausgoß, liebkosend, berief sich auf seine Schwäche und frug: ob er, dessen Glieder und Thätigkeit gelähmt seyen, verdächtigt werden könne, gewaltsame oder ehrgeizige Plane zu hegen. — „Elender," sagte Legendre, „du bist stark, wie Herkules, wenn ein Verbrechen verübt werden soll." Dumas, Präsident des Revolutionsgerichts, Henriot, Kommandant der Nationalgarden, und andere Satelliten Robespierre's wurden in das Urtheil der Verhaftung mit eingeschlossen.

Die Dienstmänner des gesetzgebenden Körpers erhielten Befehl, Hand an Robespierren zu legen, aber so groß war der Schrecken seines Namens, daß sie noch zauderten; und das Widerstreben seiner eigenen unmittelbaren Untergebenen war für den Konvent eben nicht die beste Vorbedeutung, daß sein gegen diesen mächtigen Demagogen erlassenes Dekret außerhalb der Thüren geachtet werden würde. Die nachfolgenden Ereignisse schienen eine Zeitlang die diesfallsigen Besorgnisse zu bestätigen.

Der Konvent hatte seine Sitzungen für permanent erklärt, und alle Vorsichtsmaßregeln getroffen, um sich des Schutzes der großen Masse von Bürgern zu versichern, welche, der Herrschaft des Schreckens müde, ihr auf jede Gefahr ein Ende zu machen wünschten. Es fanden sich bald Deputationen von einigen der nächsten Sektionen ein, welche ihre Anhänglichkeit an den Nationalkonvent bezeugten, zu dessen Schutz sie sich bewaffneten, und (ohne Zweifel großentheils schon vorher gerüstet) in aller Eile herbeikamen. Aber es ging auch die wenig tröstliche Nachricht ein, daß Henriot, der jene Bürger, die, wie wir oben bemerkt haben, die Hinrichtung der achtzig Verurtheilten verhindern wollten, zerstreut, und diese letzte Unthat durchgesetzt hatte, sich den Tuillerien, dem Orte ihrer Sitzung, mit einem zahlreichen Stab, und so vielen bewaffneten Jakobinern, als in der Geschwindigkeit aufzutreiben waren, mit starken Schritten nähere.

Zum Glück für den Konvent war dieser Kommandant der Nationalgarden, von dessen Geistesgegenwart und Muth vielleicht das Schicksal Frankreichs in diesem Augenblicke abhing, ebenso dumm und feig, als er unmenschlich und grimmig gewesen war. Er ließ sich ohne Widerstand durch wenige Gensd'armen, der unmittelbaren Wache des Konvents, verhaften, die von zweien seiner Mitglieder

befehligt war, welche sich bei diesem Vorfalle mit eben so viel Vorsicht als Muth benahmen.

Aber das Glück oder der Dämon, dem er gedient, bot Robespierre'n noch einen Weg zur Rettung, oder gar zur Herrschaft an; denn die Augenblicke, welche ein Mann von Entschlossenheit zum Entkommen benützt hätte, würde ein Mann von verzweifeltem Muth zur Erkämpfung des Siegs verwendet haben, der dem kühnsten Bewerber vielleicht nahe lag, wenn man den getheilten und ungeordneten Zustand der Hauptstadt in Erwägung zieht. Die verhafteten Deputirten wurden von einem Gefängniß zum andern geführt, da alle Kerkermeister sich weigerten, Robespierre'n und die, welche ihm behülflich gewesen waren, ihre dunkeln Behausungen mit einer solchen Fluth von Bewohnern zu füllen, unter ihren Gewahrsam zu nehmen. Endlich wurden die Gefangenen in der Geschäftsstube des Wohlfahrtsausschusses untergebracht. Aber während dieser Zeit war großer Lärm auf dem Gemeindehaus von Paris, wo Fleuriot, der Maire, und Payan, der Nachfolger Hebert's, den Bürgerausschuß zusammenriefen, Municipalbeamte abschickten, um Stadt und Vorstädte in ihrem Namen zum Aufstand zu bringen, auch die Sturmglocke läuten ließen. Payan brachte schnell eine hinreichende Macht zusammen, um Henriot, Robespierre'n und die andern verhafteten Deputirten zu befreien und sie

nach dem Hotel de Ville zu führen, wo ungefähr 2000 Mann, meist Artilleristen und Insurgenten aus der Vorstadt Saint Antoine versammelt waren, und bereits davon sprachen, gegen den Konvent zu ziehen. Aber der selbstsüchtige und feige Karakter Robespierre's taugte nicht zu dieser Krisis. Er schien überwältigt und vernichtet durch das, was um ihn vorgegangen war, und noch vorging; nicht Eines von allen den Opfern der Schreckensherrschaft fühlte ihre lähmende Wirkung so vollkommen, als er, der Despot, der dieselbe geführt hatte. Es fiel ihm nicht einmal ein, Geld, woran es ihnen nicht fehlen konnte, in hinreichender Menge auszutheilen, wodurch er sich ohne Zweifel den Beistand des revolutionären Gesindels gesichert haben würde. Unterdessen fuhr der Konvent fort, die kühne und gebietende Stellung zu behaupten, die er in einem so kritischen Augenblick plötzlich angenommen hatte. Als er die Flucht der verhafteten Deputirten, und den Aufstand beim Hotel de Ville erfuhr, erließ er sogleich ein Dekret, wodurch Robespierre und seine Gefährten nebst dem Maire von Paris, den Prokurator und andere Mitglieder des Gemeinderaths in die Acht erklärt, und zwölf Konventsmitglieder, die kühnsten, die man finden konnte, beauftragt wurden, mit Waffengewalt den Spruch zu vollstrecken. Die Trommeln der Nationalgarden riefen in allen Sektionen, die es mit dem Konvent hielten,

zu den Waffen, während die Sturmglocke unaufhörlich mit ihrer ehernen Stimme zur Hülfe für Robespierre'n und die städtische Obrigkeit aufforderte. Alles schien eine gewaltsame Katastrophe zu drohen, bis man deutlich sah die öffentliche Stimme erkläre sich, besonders unter den Nationalgarden, allgemein gegen die Terroristen.

Das Hotel de Ville wurde ungefähr mit 1500 Mann berennt, und Kanonen gegen seine Thore gerichtet. Die Angreifenden waren eben nicht zahlreich, aber ihre Führer Männer von Muth, und die Nacht verbarg ihre Schwäche.

Die dazu beauftragten Deputirten lasen das Dekret der Versammlung denjenigen vor, welche sie vor dem Rathhaus versammelt fanden, und diese gaben den Versuch auf, dasselbe zu vertheidigen; einige vereinigten sich mit den Angreifenden, andere legten ihre Waffen nieder und zerstreuten sich. Unterdessen benahm sich die verlassene Rotte der Terroristen im Innern wie Scorpionen, die, in einen Feuerkreis gebannt, ihre Stacheln gegeneinander und gegen sich selbst kehren sollen. Diese elenden Menschen machten sich unter einander die heftigsten Vorwürfe. „Elender! sind dies die Mittel, die du zu liefern versprochen hast?" sagte Payan zu Henriod, der berauscht und jedes Entschlusses, jeder Anstrengung unfähig war; mit diesen Worten ergriff er den Revolutionsgeneral und warf ihn zum

Fenster hinaus. Henriot überlebte den Fall nur, um in eine Gasse zu kriechen, wo er nachher entdeckt und zur Hinrichtung abgeführt wurde. Der jüngere Robespierre stürzte sich selbst zum Fenster hinaus, hatte aber auch nicht das Glück, den Hals zu brechen. Es schien, als ob selbst der traurige Ausweg des Selbstmords, diese letzte Zuflucht der Schuld und Verzweiflung, Männern versperrt seyn sollte, die so lange ihren Mitgeschöpfen alles Mitleid versagt hatten. La Bas allein hatte Fassung genug, sich mit einem Pistolenschuß aus der Welt zu schaffen. Saint-Just bat zuerst seine Genossen flehentlich, ihn zu tödten, versuchte dann, sich das Leben zu nehmen, was ihm aber nicht gelang. Couthon lag unter dem Tische, ein Messer schwingend, womit er sich selbst mehrere Wunden versetzte, aber es doch nicht wagte, sich dasselbe vollends ins Herz zu stoßen. Ihr Haupt, Robespierre, hatte in einem unglücklichen Versuche, sich zu erschießen, nur seine untere Kinnlade auf eine schreckliche Weise zerschmettert.

So fand man sie gleich Wölfe in ihrem Lager, bluttriefend, verstümmelt, verzweifelnd, und doch nicht im Stande zu sterben. Robespierre lag auf einem Tische in einem Vorzimmer, mit dem Haupt auf einem Schreibpult, und sein häßliches Gesicht mit einem blutigen und schmutzigen Tuche

halb=

halbbedeckt, das er um das zerschmetterte Kinn gebunden hatte *). Die Gefangenen wurden im Triumph in den Konvent geführt, der, ohne sie vor die Schranken zu lassen, sie als Geächtete augenblicklich hinzurichten befahl. Als man sie auf Karren nach der Guillotine führte, wurden sie, aber besonders Robespierre, mit Verwünschungen von den Freunden und Verwandten der Schlachtopfer überhäuft, die von ihnen nach demselben Platze geschickt worden waren. Die Beschaffenheit seiner Wunde, von der das Tuch noch nicht abgenommen war, bis es der Henker wegriß, vermehrte noch die Quaal Robespierre's. Die zerschmetterte Kinnlade fiel herab, und der Elende schrie laut auf, zum Schrecken der Anwesenden.**) Ein Abdruck dieses schrecklichen Gesichts wurde lange Zeit in verschiedenen Ländern Europas gezeigt, und machte durch seine Häßlichkeit und den satanischen Ausdruck in den durch den To-

*) Das Schicksal keines Tyrannen in der Geschichte hat einen so abscheulichen Schluß, das von Jugurtha vielleicht ausgenommen.

**) Es entging den nahen Beobachtern dieser Scene nicht, daß er noch das Pistolenhulfter in der Hand hielt, worauf die Worte standen: Au grand Monarque, was ohne Zweifel den Aushängeschild des Waffenschmids andeutete, der die Waffe verkaufte, aber sonderbarer Weise auf die hohen Ansprüche des Käufers sich anwenden ließ.

deskampf verzerrten Zügen alle schaudern, die es ansahen.

So fiel Maximilian Robespierre, nachdem er beinahe zwei Jahre lang die erste Person in der französischen Republik gewesen war, und dieselbe nach den Grundsätzen eines Nero oder Caligula beherrscht hatte. Seine Erhebung zu diesem Posten enthält mehr Widersprüche, als vielleicht irgend ein ähnliches Ereigniß in der Geschichte. Einem Tyrannen von niederer Geburt und gemeinem Sinne war es gestattet, mit der Ruthe des schrecklichsten Despotismus ein Volk zu beherrschen, das aus Begierde nach Freiheit kurz vorher die Herrschaft eines menschlich gesinnten und gesetzlichen Souverains nicht hatte ertragen können. Ein elender Feigling erhob sich zur Herrschaft über eines der tapfersten Völker der Welt, und unter den Auspicien eines Mannes, der kaum ein Pistol abzufeuern wagte, betraten die größten Feldherrn Frankreichs zuerst die Siegesbahn. Er hatte weder Beredtsamkeit noch Einbildungskraft, und ersetzte dieselben durch einen elenden, affektirten, schwülstigen Styl, der ihn dem allgemeinen Gelächter bloßstellte, bis andere Umstände ihm Wichtigkeit gaben. Und doch hatten gegen einen so armseligen Redner die ganze Beredtsamkeit der philosophischen Girondisten und die furchtbare Gewalt Dantons in den Volksversammlungen nichts auszurichten vermocht. Es mag kaum bemer-

kenswerth scheinen, daß in einem Lande, wo liebenswürdige Sitten und gefällige Formen so sehr zur Empfehlung dienen, der Mann, dem die höchste Gewalt zu Theil geworden, von Person unansehnlich und gemein, linkisch in seinem Benehmen, unfähig zu gefallen, auch wenn er es darauf anlegte, und fast ebenso langweilig, als hassenswürdig und herzlos war.

Alles, was ihm abging, ersetzte Robespierre nur durch einen unersättlichen Ehrgeiz, erzeugt durch die eitle Meinung, daß er im Stande sey, die höchste Stelle auszufüllen. Dies gab ihm Keckheit zu einer Zeit, wo Keckheit oft zum Ziele führte. Er verband mit einer falschen, überspannten, aber ziemlich fließenden, höchst schwülstigen Beredtsamkeit die gröbsten Schmeicheleien gegen die niedersten Volksklassen, die ihm hinwiederum das Lob, das er sich unablässig selbst spendete, zu gut hielten. Sein kluger Entschluß, sich mit dem Wesen der Macht zu begnügen, ohne sich nach den äußern Formen derselben zu sehnen, war ein anderer Kunstgriff, um den großen Haufen für sich zu gewinnen. Sein wachsamer Neid, seine langverschobene, aber sichere Rache, seine Schlauheit, die bei gemeinen Seelen die Stelle der Weisheit vertritt, waren seine einzigen Mittel, seine ausgezeichneten Gegner und Mitbewerber zu verdrängen, und es

scheint eine verdiente Bestrafung der Mißbräuche und Ausschweifungen der französischen Revolution gewesen zu seyn, daß diese das Land in einen Zustand von Anarchie brachte, wo es einem so elenden Wicht gelingen konnte, während einer geraumen Zeit über dessen Schicksal zu gebieten. Blut war sein Element, wie das der andern Terroristen, und er blickte nie mit solcher Lust auf ein neues Schlachtopfer, als wenn solches zugleich einer seiner alten Genossen war. In einer Grabschrift, wovon der folgende Vers als Uebersetzung gelten mag, wird sein Leben als unverträglich mit dem Daseyn des Menschengeschlechts dargestellt:

Hier liegt Robespierre, dein Aug' sey thränenleer,
O Leser! wenn er lebte, so lebtest du nicht mehr.

In dem über die Verbrechen Robespierres an den Konvent erstatteten Bericht, worin derselbe mit vollem Recht der Absicht beschuldigt wird, die Regierung an sich zu reißen, kommt auch noch die ungereimte Beschuldigung vor, daß er sich zur Wiederherstellung der Bourbons verschworen habe; zum Beweis ward angeführt, es sey ein Siegel mit einer Lilie auf dem Hotel de Ville gefunden worden. An den Verbrechen Robespierre's war es also noch nicht genug, sie mußten noch durch eine Neigung zum Royalismus verschärft werden.

Man kann sagen, daß mit diesem berühmten Demagogen die Schreckensherrschaft ein Ende er-

reicht hat, obgleich diejenigen, die seinen Sturz bereiteten, d. h. die vorzüglichsten Mitglieder des Sicherheits= und Wohlfahrtsausschusses, und als solche die Theilnehmer an jeder revolutionären Ausschweifung, eben so gut Terroristen waren, als er selbst. Unter den Thermidoristen, wie sich die Sieger Robespierre's nannten, gab es Namen, die fast eben so schrecklich waren, als der des Diktators, und für welche der 9te Thermidor die Bedeutung der Idus des Märzmonats hatte. Was ließ sich hoffen, von einem Collot d'Herbois, dem Schlächter der Lyoner, — was von Billaud Varennes, — was von Barras, welcher die Hinrichtungen zu Marseille nach dessen kurzem Aufstande veranstaltet hatte, — was von Tallien, dessen Arme von der Fingerspitze an bis zum Ellenbogen mit dem Blut der zu Quiberon in Gefangenschaft gerathenen unglücklichen Edelleute gefärbt war? Es schien nur ein neuer Stamm von Septembermördern auf den abgegangenen gefolgt zu seyn, und derselbe schreckliche Regierungsgrundsatz behauptet werden zu wollen, nur von andern Häuptern; die um nichts besser waren, als der hingerichtete Tyrann.

Man blickte hoffnungslos auf den Konvent, wie auf den Leichnam einer gesetzgebenden Versammlung, die während ihres scheinbaren Lebens, gleich dem vermeintlichen Vampyr, von einem ihr fremden höllischen Geiste beseelt, und zum Bluttrinken

angetrieben war, jetzt aber, von dem belebenden Dämon verlassen, wie man glaubte, in hülfloser Unfähigkeit erstarren mußte. Was war von einem Barrere zu erwarten, dem allzeit fertigen Lobredner Robespierre's, dem Wegweiser, der den Schwachen immer genau den Punkt angab, wo sie um ihrer eigenen Sicherheit willen in die Reihen der Bösen und Starken übertreten mußten? Aber trotz dieser entmuthigenden Umstände begannen die Gefühle der Menschlichkeit und der Sinne für Selbsterhaltung, der einen entschlossenen Widerstand gegen die Erneuerung des schrecklichen Systems gebot, unter dem das Land so lange gelitten hatte, sich innerhalb und außerhalb des Konvents zu zeigen. Ermuthigt durch den Fall Robespierre's erhoben sich die Klagen gegen seine Agenten von allen Seiten. Es kam eine Deputation von Cambrai, um bei dem Konvent eine Klage gegen Lebon anzubringen, der, als er die Tribune zu seiner Vertheidigung besteigen wollte, allgemein als der Henker Robespierre's begrüßt wurde. Das Ungeheuer war frech genug, sich vertheidigen zu wollen, und als man ihm vorwarf, er habe den gemeinen Nachrichter zu seinem Tischgenossen gehabt, erwiederte er: „das mögen zartfühlende Leute für Unrecht halten; allein Lequinio (ein anderer jakobinischer Prokonsul von schrecklicher Berühmtheit) habe denselben nützlichen Bürger zum Gesellschafter in den Stunden seiner Muße und Er-

zolung gehabt." Er bekannte mit demselben Gleichmuth, einen zum Tod verurtheilten Aristokraten gezwungen zu haben, unter dem Beil der Guillotine, das er vor Augen hatte, in der Todesangst zwischen Zeit und Ewigkeit, so lange auf den Rücken zu liegen, bis er ihm aus der Zeitung einen Bericht von den Siegen der republikanischen Armee vorgelesen hatte. Dieses Ungeheuer wurde nebst Heron, Rossignol und andern, in engere Verbindung mit Robespierre gestandenen Schreckensmännern verhaftet und bald darauf hingerichtet. Tallien und Barras wollten hier dem Rückblick in die Vergangenheit eine Gränze gesetzt wissen; allein ähnliche Anklagen erhoben sich jetzt von allen Seiten, und mußten, wenn sie einmal Gehör fanden, die allgemeine Aufmerksamkeit im höchsten Grade auf sich ziehen. Von denen, die um Rache schrieen, unterstützte, indem sie dies thaten, einer den andern; — die allgemeine Stimme der Menschen war mit ihnen, und einige Häupter, die an den Ausschweifungen der Schreckenszeit Theil genommen hatten, begannen troz dem, daß sie Thermidoristen waren, zu fürchten, sie möchten unter den Trümmern der von ihnen gestürzten Macht selbst begraben werden.

Mit Tallien, der in der letzten, so äußerst gefährlichen Zeit das Schiff des Staates als Steuermann geleitet hatte, schien eine Veränderung vorgegangen zu seyn, die ihn der Sache der Mensch-

heit geneigt machte. Hiezu soll seine erst kürzlich erfolgte Verheurathung mit Madame Fontenai vieles beigetragen haben. Diese, als Royalistin geboren und erzogen, war selbst ein Opfer des Gesetzes über die Verdächtigen gewesen, und aus dem Gefängniß entlassen, um sich mit einem republikanischen Staatsmann zu vermählen, und dadurch auch auf sein öffentliches Leben Einfluß zu üben. Barras, der, weil er am 9ten Thermidor die bewaffnete Macht befehligt hatte, der Held dieses Tages genannt werden kann, galt gleichfalls für einen Mann, der sich zur Menschlichkeit und Mäßigung hinneigte. So geneigt Tallien und Barras aber auch seyn mochten, das monströse System, das in Frankreich Wurzel gefaßt hatte, das sich aber schlechterdings nicht länger behaupten ließ, abzuschaffen, so mußten sie doch auch hinwiederum darauf bedacht seyn, der Rachsucht Gränzen zu setzen, zu einer Zeit, wo, wenn begangene Gewaltthaten mit zu großer Strenge untersucht und bestraft würden, wie Carrier sagte, in dem ganzen Konvent vielleicht nur der Stuhl des Präsidenten und seine Glocke unschuldig befunden werden dürften. Die Thermidoristen waren hievon dergestalt überzeugt, daß sie Lecointre nicht unterstützen wollten, als er eine allgemeine Anklage gegen den Wohlfahrts- und Sicherheitsausschuß vorbrachte, worin er, trotz ihres letzten Kampfes mit Robespierre, ihre enge

Verbindung mit demselben, und ihr vereintes Handeln in allem bewies, was ihm als Schuld angerechnet worden war. Aber es war noch nicht an der Zeit, mit einer solchen allgemeinen Anklage hervorzutreten, und sie wurde darum auch von dem Konvent mit allen Zeichen der Mißbilligung zurückgewiesen.

Doch die allgemeine Stimme der Menschlichkeit verlangte noch eine weitere Sühne für zwei Jahre der äußersten Mißhandlung, und die Thermidoristen sahen sich genöthigt, unter denen, die mit Robespierren in genauerer Verbindung gestanden, noch einige Schlachtopfer auszusuchen, während sie sich bemühten, allmählig eine Parthei zu bilden, die, von dem Grundsatz der Amnestie und Vergessenheit des Vergangenen ausgehend, in Zukunft einige Rücksicht auf die Erhaltung des Lebens und Eigenthums der Regierten nehmen sollte, die in jedem andern System, außer in dem so eben in Frankreich gestürzten, als der Hauptzweck der bürgerlichen Regierung betrachtet wird. In der Absicht, dieser Parthei eine Stütze zu geben, wurde den Männern von Talent und Kenntnissen, die unter der Herrschaft Robespierre's hatten schweigen müssen, von neuem gestattet, in ihrer Sphäre für die Sache der bürgerlichen Ordnung und der Religion zu wirken. Marmontel, La Harpe und Andere, die in ihrer Jugend die Jünger Voltaire's und der ungläubigen En=

cyklopädisten gewesen waren, thaten jetzt Buße für ihre Jugendsünden als Beförderer der Moral und einer gesetzlichen Regierung.

Endlich folgte jene allgemeine und langersehnte Maßregel der Freilassung von vielen Tausenden durch Aufhebung des Gesetzes gegen die Verdächtigen, und die damit verbundene Oeffnung der Kerker, die ihre auf einander folgenden Bewohner bisher nur an die Guillotine abgeliefert hatten. Die Erzählungen dieser Schlachtopfer des Jakobinismus, die jetzt die Geheimnisse ihres Gefängnisses enthüllten, die moralische Wirkung einer solchen allgemeinen Ausleerung der Gefängnisse und die dadurch bewirkte Wiedervereinigung von so lange getrennten Freunden und Verwandten stärkte die Macht der Thermidoristen, die sich dieses Namens jetzt rühmten, und trug dazu bei, eine vernünftige und gemäßigte Parthei in der Hauptstadt und in den Provinzen zu stiften. Es ist indessen nicht zu verwundern, daß die befreiten Dulder Rachgier fühlten, der die Befreier Einhalt thun mußten, damit sie nicht auf sie selbst zurückfiele. Doch vereinigten sich beide Partheien gegen die Reste der Jakobiner.

Diese Rückkehr zur Civilisation und Ordnung wurde durch eine Streitmacht etwas seltsamer und trauriger Art beschützt, die, unter den Waisen und jugendlichen Freunden der unter der Guillotine gefallenen Schlachtopfer aufgeboten, aus 2 bis 3000

jungen Leuten bestand, die in Uebereinstimmung handelten, sich in ihrer Kleidung durch einen schwarzen Kragen auszeichneten und ihre Haare á la victime, wie Schlachtopfer, die zur Guillotine geführt werden, aufgeschlagen hatten; durch diese Tracht sollte die traurige Veranlassung zu ihrer Verbindung angedeutet werden. Diese Freiwilligen waren nicht regelmäßig bewaffnet und discipliniert, sondern bildeten eine Art von Freikorps, das sich bereitwillig und wirksam den Jakobinern widersetzte, wenn sie ihre gewöhnliche Revolutionstaktik versuchten, partielle Aufstände erregten, und die ordnungsliebenden Bürger durch Geschrei und Gewaltthätigkeit einschüchterten. Diese Partheien geriethen nicht selten an einander, und zwar mit abwechselndem Erfolg; doch schienen zuletzt die jungen Rächer durch ihren entschlossenen Muth immer mehr das Uebergewicht zu erhalten. Die Jakobiner wagten nicht, sich blicken zu lassen; d. h. ihre Grundsätze an den öffentlichen Vergnügungsorten, im Palais Royal oder in den Tuillerien, den Schauplätzen ihrer früheren Siege, offen zu bekennen. Sie hielten nun ihre Versammlungen mehr insgeheim, in etwas abgelegenen Straßen, mit einer verminderten Keckheit, die unverkennbar bewies, daß der Muth der Parthei gänzlich gebrochen sey.

Doch blieben der Jakobinerparthei noch furchtbare Führer an Billaud Barennes und Collot d'Her-

bois, die mehr als einmal versuchten, die schreckliche Thatkraft derselben von neuem zu beleben. Diese Demagogen hatten allerdings zum Sturze Robes=pierre's beigetragen, aber in der Erwartung, daß auf einen Amurath wieder ein Amurath, — auf einen Jakobiner wieder ein Jakobiner folgen würde, — keineswegs aber in der Absicht, die Zügel der Revolutionsregierung nachzulassen, oder gar den Karakter derselben zu verändern. Man muß diese Veteranen der Revolution nicht mit den Thermidoristen verwechseln, obgleich sie zu der Revolution des 9ten Thermidors mitgewirkt hatten. In ihren Augen waren Legendre, Lecointre und andere, besonders aber Tallien und Barras, Ueberläufer und Abtrünnige, weil sie auf dem Hochpunkt ihrer Laufbahn stille gestanden waren, um Athem zu schöpfen, und nun sich bemühten, einen Gang einzuschlagen, der von dem bisher betretenen so ganz verschieden war.

Diese ächten Sanscülotten wollten ihre Macht und Popularität auf dieselbe Basis, wie vormals, gründen. Sie eröffneten wieder die Sitzungen des Jakobinerklubbs, der am 9ten Thermidor geschlossen worden war. Diese alte Revolutionshöhle ertönte wieder von Denunciationen, worin Vadier, Billaud Varennes und andere ihrer ehemaligen Gefährten Lecointre sammt jenen, die, wie sie sagten, alle redlich gesinnten Republikaner in die gegen Robespierre'n und seine Freunde vorgebrachten Klagen zu verwi=

ckeln suchten, den finstern Mächten der Hölle weihten. Doch auf diese Drohungen folgten jetzt nicht mehr so geschwind jene Donnerkeule, die sonst die Blitze jakobinischer Beredsamkeit zu begleiten pflegten. Die Wohnungen der Menschen waren jetzt vergleichungsweise sicher. Es konnte Jemand in einem Jakobinerklubb als ein Aristokrat, als ein Gemäßigter bezeichnet werden, und doch am Leben bleiben. Den Demagogen war es jetzt eigentlich mehr darum zu thun, sich Straflosigkeit für ihre begangenen Verbrechen zu sichern, als zu neuen Beschuldigungen Anlaß zu geben. Die Fluth der öffentlichen Meinung wogte gegen sie an, und ein besonderer Umstand verstärkte ihren Stoß, und machte sie unwiderstehlich.

Die Pariser konnten, wie man leicht begreift, denken, daß die Provinzen noch schrecklichere Frevel, noch gräßlicheres Unheil gesehen haben sollten, als die Hauptstadt selbst. Aber durch die Ankunft von achtzig, zufolge des Gesetzes gegen die Verdächtigen verhafteten Bürgern aus Nantes wurden sie eines andern belehrt. Man hatte diese Gefangenen nach Paris abgefertigt, wo sie vor das Revolutionstribunal gestellt werden sollten. Glücklicherweise kamen sie erst nach dem Sturze Robespierre's an, und wurden sofort mehr als Unterdrückte, denn als Verbrecher, mehr als Kläger, denn als Beklagte, die sich zu rechtfertigen hatten, angesehen.

Und jetzt hörte die Hauptstadt zum erstenmal von den Gräueln, die wir früher kaum angedeutet haben, von jenen Bürgerschaaren, die, der republikanischen Ordnung der Dinge größtentheils ergeben, gegen die Vendéer, als sie Nantes angegriffen, gefochten hatten, und dann aus den nichtswürdigsten, ganz unerweislichen Gründen in Kerker geworfen wurden, wo die Luft durch den Unflath, durch das Verwesen der Leichname, und die ansteckenden Ausdünstungen der Sterbenden verpestet war. Jetzt hörte man zu Paris von republikanischen Taufen und republikanischen Hochzeiten, — von Männern, Weibern und Kindern, die, wie Kröten und Frösche im Frühjahr, in der Loire zappelten, weil sie in dem zu seichten Wasser nicht sogleich den Tod fanden. Man hörte noch von hundert andern Abscheulichkeiten, — wie diejenigen, die in der sterbenden Masse sich zu oberst befanden, flehentlich baten, in tieferes Wasser geworfen zu werden, nur um sterben zu können, — und noch von vielem andern, das sich gar nicht erzählen läßt, und wogegen der scharfe, schnelle und sichere Schlag der Pariser Guillotine eine wahre Gnade war.

Die Bekanntmachung dieser Gräuel mußte nothwendig Folgen haben; aus der Reibung der Thermidoristen, die durch die öffentliche Meinung und die allgemeine Entrüstung vorwärts getrieben wurden, mit dem Ueberreste der jakobinischen Faktion.

entstand die Anklage von Carrier, als demjenigen Konventsdeputirten, unter welchem so unerhörte Gräuel verübt worden waren. Die Bestrafung dieses Elenden ward so laut und mit solchem Ungestümm verlangt, daß sie selbst von denjenigen einflußreichen Männern nicht abgelehnt werden konnte, denen Alles daran gelegen war, Gegenbeschuldigungen zu verhüten, und die darum auch gerne einen Schleier über das Vergangene gezogen haben würden. Während dieses ganzen Prozesses standen die Thermidoristen auf dem schlüpfrigsten Boden; so Entsetzliches er auch gethan, so konnte er sich dabei immer auf die ihm ertheilten Verhaltungsbefehle berufen. So ward zum Beispiel ein an den General Haxo gerichtetes Schreiben vorgelegt, worin es hieß: „Es ist mein Plan, aus diesem verfluchten Lande alle Lebensmittel, alle Vorräthe für Menschen oder Vieh, alle Fourage, — mit Einem Wort, Alles und Jedes fortzuschaffen; — alle Häuser müssen in Brand gesteckt, alle Einwohner vertilgt werden. Laß ihnen zur Fristung ihres Lebens nicht Ein Körnchen Getreides zukommen. Ich gebe dir hiezu den bestimmtesten und ausdrücklichsten Befehl. Du stehst von diesem Augenblicke an für die Vollziehung dieses Befehls. Mit Einem Wort, lasse nichts in diesem geächteten Lande, — lasse die Mittel zum Unterhalt, Vorräthe, Fourage, Alles, — durchaus Alles nach Nantes bringen." Die Repräsentanten

vernahmen mit Schauder einen so höllischen Auftrag; aber mit welchem Gefühle von Schaam und Demüthigung müssen sie die Vertheidigung Carrier's angehört haben, als dieser bewies, daß er nur buchstäblich die Dekrete desselben Konvents vollzogen habe, der jetzt über ihn richten wollte! Ein Wahnsinniger, der in einem lichten Augenblicke die Verbrechen und Grausamkeiten vernimmt, die er in seiner Raserei begangen hat, mag vielleicht etwas ähnliches fühlen. Sie waren nichts desto weniger verbunden, in der Untersuchung fortzufahren, so entehrend auch die einzelnen Umstände für sie seyn mochten, und Carrier's Anklage und Verurtheilung wurden jetzt der Scheidepunkt zwischen den Thermidoristen und denjenigen, die auf dem alten überspannten Systeme beharren wollten.

Der abscheuliche Carrier wurde von dem Jakobinerklubb geradezu in Schutz genommen, vor dem er sich unter Beifallsbezeugungen vertheidigte. Er bekannte seine Gräuel, rühmte seinen patriotischen Eifer, und machte sich über diejenigen lustig, die sich darum kümmerten, ob ein Aristokrat durch einen einzigen Streich, oder eines langsamen Todes sterbe; er erhielt rauschenden Beifall, und der einst so furchtbare Klubb versicherte ihn seines Schutzes. Aber der Zauber seines Einflusses war gelöst, — seine besten Redner waren nach einander

durch

durch gegenseitige Anklagen gefallen, — und von seinen thätigsten Bösewichtern waren einige ermordet, oder hingerichtet, andere entflohen, oder versteckt, viele lagen im Gefängniß, und der Rest war eingeschüchtert. Es gab kaum einen in der französischen Revolution ausgezeichneten Mann, der nicht den Beifall dieser in ihrer persönlichen Gunst so wandelbaren und in ihren abscheulichen Grundsätzen so beharrlichen Demagogen genossen, kaum einen, zu dessen Sturz sie nicht beigetragen hatten.

Dem ungeachtet wagten es diejenigen Mitglieder der revolutionären Ausschüsse, die zur Entthronung Robespierre's, des lezten Götzen der Jakobiner, mitgewirkt hatten, den Schuz derselben für sich und für ihren Gehülfen anzufeuern. In einer Zuschrift an die Jakobiner sprach Billaud Varennes von den Mitgliedern des Konvents, als von Menschen, die während der Herrschaft Robespierre's durch ihre Milde gerettet worden seyen, zum Dank dafür aber jezt die Bergmänner Bluthunde nannten, und den Untergang der würdigen Patrioten, Joseph Lebon und Carrier, beschlossen hätten: „Diese vortrefflichen Bürger," sagte er, „werden blos darum verfolgt, weil ihr Eifer für die Republik etwas heftig, — ihr Verfahren etwas rasch und streng war." Er meinte, der Löwe solle erwachen, — das Volk sich nochmals erheben, um diejenigen zu zerfleischen, das Blut derer zu trinken, (dieß waren seine eigenen Worte

die es wagten, ihnen Troz zu bieten. Die Versammlung ging aus einander unter Jauchzen, und gelobte, dem Jagdruf der Führer zu folgen.

Aber die Gegenpartei hatte gelernt, daß man den Erfolg solcher Drohungen nicht abwarten, und dann die Kraft der Gründe oder den Schuz der Geseze gegen Menschen versuchen müsse, für welche die größere Gewalt der einzige genügende Grund ist.

Wohl organisirt und großentheils durch Offiziere befehligt, erschienen starke Banden von Antijakobinern, wie man die bereits erwähnten Freiwilligen nennen kann, in der Nachbarschaft der Vorstädte, und hielten die zurück, von welchen der Mutterklubb die stärkste Hülfe erwartete, während die Hauptmacht der jungen Rächer gerade auf die Citadelle des Feindes losging, und den Klubb selbst während seiner Sitzung überraschte. Diese Demagogen wehrten sich nur schwach, als sie solchergestalt mit der Volksgewalt, ihrer bisher ausschließlichen Waffe, angegriffen wurden; und die Leichtigkeit, mit der sie unter Gelächter und Schimpf aus einander gejagt wurden, zeigte, wie leicht bei früheren Gelegenheiten das gegenseitige Einverständniß und die muthvolle Anstrengung wohlgesinnter Männer jederzeit die verbrecherische Gewaltthätigkeit hätte verhindern können, die Oberhand zu gewinnen. Wäre Lafayette gegen den Jakobinerklubb marschirt, und hätte ihn geschlossen, so wären der Welt gewiß viele Gräuel erspart wor-

den, und es würde ihm wahrscheinlich eben so gut gelungen seyn, als es jezt einer Schaar entrüsteter Jünglinge gelang.

Es ist empörend, wenn man vernimmt, daß die weiblichen Jakobiner sich mit ihren männlichen Genossen verbanden und sie unterstüzten, und daß mehrere von ihnen verhaftet und auf eine Art gestraft wurden, die zwar ihrer Verdienste vollkommen würdig seyn mochte, die aber zeigt, daß die jungen Schergen zur Erhaltung der Ordnung zu wenig aristokratisch waren, um sich streng an die Regeln der ritterlichen Galanterie zu halten. Man kann ihnen jedoch die bei dieser merkwürdigen Gelegenheit gehandhabte Bastonade nicht so sehr verargen.

Als die Jakobiner auf solche Art in dem Volkskampf unterlegen waren, konnten sie wenig glücklichen Erfolg in der Versammlung erwarten; um so weniger, da die allgemeine Stimmung dafür war, mit Umstoßung ihrer Achtserklärung, die Ueberreste der unglücklichen Girondisten und andere Mitglieder, die am 31sten Mai willkürlich proscribirt worden waren, in die Mitte der Versammlung zurück zu rufen. Die Maßregel wurde auf einige Zeit aufgeschoben, da sie eine Veränderung in der Zusammensetzung der Kammer herbeiführen mußte, was die herrschende Partie nicht zuträglich finden mochte. Endlich wurden mehr denn sechzig Deputirte vorerst aus der Acht erklärt und sodann wieder in den Schooß

der Versammlung aufgenommen, da ihre Köpfe zu lang in Gefahr gestanden, als daß sie nicht großen Theils in ihrem Eifer für politische Theorien abgekühlt worden wären.

Mittlerweile brachte die Regierung, vermittelst eines Revolutions-Tribunals, obgleich mit mehr legaler Formalität und Vorsicht, als die unter Robespierre, den öffentlichen Wünschen ein Racheopfer.

Lebon, Carrier, deren wir bereits erwähnten, Fouquier, der öffentliche Ankläger unter Robespierre und ein paar Andre aus derselben Klasse wurden wegen ihrer besonderen Scheuslichkeit und verübten Grausamkeit zur Genugthuung für die beleidigte Menschheit verurtheilt und hingerichtet.

Die Thermidoristen hätten wahrscheinlich gewünscht, hier der Reaktion ein Ziel zu stecken; allein es war unmöglich.

Barras und Thallien erfuhren deutlich, daß, mit welcher Vorsicht und Schonung sie auch gegen ihre alten Verbündeten vom Berge verfahren mochten, an keine Versöhnung zu denken war, und daß ihre beste Politik darin bestand, sich dieselben so bald und so wenig auffallend als möglich, vom Hals zu schaffen. Der Berg fuhr, gleich der Hyder, deren Köpfe der Mythe zu Folge eben so schnell wieder empor wuchsen, als sie abgehauen wurden, fort die Regierung mit unermüdeter Bosheit anzuzischen, und die Hauptstadt mit ihren Intriguen in Bewe-

gung zu setzen, die sich um so leichter spielen ließen, da der Winter streng war, das Brod kärglich und theuer und das gemeine Volk demnach verdrießlich und unzufrieden war. Mangel ist jederzeit dasjenige Uebel, welches den niederern Klassen am meisten fühlbar werden muß; und wenn man sich erinnert, daß Robespierre, obgleich mit der größten Ungerechtigkeit gegen den übrigen Theil des Königreichs, den Brodpreiß in der Hauptstadt immer unter einem gewissen Maximum zu halten wußte, so wird man sich nicht darüber wundern, daß die Bevölkerung von Paris diejenigen, welche seine Grundsätze befolgten, gern begünstigte. Diese Stimmung, vereinigt mit den Umtrieben der Jakobiner, sprach sich in mannichfachen Anordnungen aus.

Durch Scham auf der einen und durch Furcht auf der andern Seite, sah sich der Konvent zu kräftigen Maßregeln genöthigt und bestimmte eine Kommission, das Benehmen der vier schädlichsten Jakobinerhäuptlinge Callot d'Herbois, Billaud-Varennes, Vadier und Barrere, zu untersuchen und darüber Bericht zu erstatten. Der Bericht fiel nicht zu ihren Gunsten aus; allein der Konvent begnügte sich, sie zur Deportation nach Cayenne zu verurtheilen. Dieser, in Vergleichung mit denen, welche man früher zu fällen pflegte, so milde Urtheilspruch fand zwar einigen Widerstand, er ward aber überwunden und die Sentenz in Ausführung gebracht. Callot

d'Herbois, der Plünderer und Zerstörer von Lyon, soll eine ganze Bouteille starken Spiritus auf einmal ausgetrunken haben und an den Folgen davon in einem öffentlichen Spital gestorben seyn. Billaud Varennes vertrieb sich seine Zeit damit, die unschuldigen Papagaien von Guiana das furchtbare Kauderwelsch des Revolutionsausschusses zu lehren; und kam am Ende im Elend um.

Diese Menschen gehörten beide zu der Klasse von Gottesläugnern, welche zum Himmel aufblickend die Gottheit laut und buchstäblich herausforderten, ihr Daseyn dadurch kund zu geben, daß sie ihre Donnerkeulen auf sie niederschmettere. Wunder geschehen eben so wenig auf die Ausforderung eines Gotteslästerers als auf den Befehl eines Skeptikers; allein diese beiden unglücklichen Menschen hatten ohne Zweifel noch vor ihrem Tode Ursache, zu bekennen, daß dadurch, daß der Elende seinem eigenen freien Willen überlassen wird, solchem schon in diesem Leben eine größere Strafe zu Theil wird, als wenn es der Vorsehung gefallen hätte, sie mit der unmittelbaren Strafe zu belegen, die sie so lästerlich herausgefordert hatten.

Ein noch verzweifelterer Versuch zur Volksaufwiegelung, schloß zum größten Theil die Geschichte des Jakobinismus und des Bergs, oder derjenigen, die sich zu den gewaltsamsten Doktrinen bekannten, und als eine politische Macht betrachtet wurden. Die

zunehmende Theurung bot ihnen immer noch bereite Veranlassung, den unzufriedenen Theil der Bevölkerung aufzuwiegeln, der nicht allein über die Schmählerung der Mittel zum Wohlleben, sondern sogar zum Lebensunterhalt äußerst ungehalten war.

Es war daher den Jakobinern ein Leichtes, einen Aufstand von derselben Art, wie jene zu erregen, die zu wiederholtenmalen das Schicksal der Revolution bestimmt hatten; und in der That schritt sie auch zu stärkeren Gewaltstreichen, als jede frühere.

Das Loosungswort des Pöbels war: „Brod und die demokratische Konstitution von 1793!" eine Konstitution, welche die Jakobiner entworfen, nie aber im Ernst versucht hatten, in Kraft zu setzen. Kein Aufstand war jedoch furchtbarer durch seine Größe, noch besser unterstüzt durch Piken, Musketen und Kanonen. Ohne wirksamen Widerstand zu finden, berennten sie den National-Konvent *), drangen in den Saal, ermordeten den Deputirten Ferrand durch einen Pistolenschuß, steckten sein Haupt vor seinen zitternden Brüdern auf eine Pike, und trugen es im Triumph durch die benachbarten Straßen und Umgebungen. Sie übergaben dem Präsidenten — Boissy d'Anglas die Motionen, von denen sie verlangten, daß sie durchgehen sollten; wurden aber durch die

*) 20. Mai 1795. —

Festigkeit, womit er sein Leben seiner Pflicht zum Opfer bot, aus dem Feld geschlagen.

Die Standhaftigkeit des Konvents gab endlich den Freunden der guten Ordnung wieder Vertrauen.

Die Nationalgarden begannen sich zu versammeln, und die Aufrührer den Muth zu verlieren

Trotz der furchtbaren Stellung, in welcher sie auftraten, wurden sie mit geringer Mühe zerstreut.

Die Unruhen wurden jedoch an den zwei folgenden Tagen wieder erneuert; bis man endlich allgemein die Nothwendigkeit einsah, die geeigneten Maßregeln zu treffen, ihnen auf immer ein Ende zu machen.

Der Eroberer Hollands, Pichegru, der zu jener Zeit gerade in Paris anwesend war, wurde an die Spitze der Nationalgarden und der Freiwilligen gestellt, deren Karakter wir schon anderswo geschildert haben.

An der Spitze dieser Macht zog er in militärischer Ordnung gegen Faurbourg Saint Antoine, das zu wiederholtenmalen die Banden der bewaffneten Aufrührer, welche die Hauptmacht der Jakobiner ausmachten, ausgeströmt hatte.

Nach einem kurzen Versuche zur Vertheidigung sahen sich die Bewohner dieser ausschweifenden Vorstadt endlich gezwungen, ihre Waffen jeder Art zu übergeben. Diese Piken, welche so oft das Schicksal von Frankreich entschieden hatten, wurden auf

Karren ausgeliefert; und so jeder Versuch zu einem Aufstand für die Zukunft schwieriger und gefährlicher gemacht. Ermuthigt durch den Erfolg dieser entscheidenden Maßregel, schritt die Regierung gegen einige der Terroristen ein, die sie bisher verschont hatte; ihr Untergang ward nun beschlossen, um ihre Partei in Schrecken zu sezen. Sechs Jakobiner, welche für die trozigsten galten, wurden als Anstifter des lezten Aufstandes verhaftet und vor ein Kriegsgericht gestellt. Sie waren alle Deputirte vom Berg. Ihrer Verurtheilung gewiß, faßten sie einen verzweifelten Entschluß. Sie hatten alle nur ein Messer, und dieses sollte ihnen allen zum Werkzeug des Selbstmords dienen. Im Augenblick, in welchem ihr Urtheil ausgesprochen war, erstach sich einer mit dieser Waffe, ein zweiter ergriff das Messer aus der sterbenden Hand seines Genossen, stieß es sich in die Brust, und händigte es dem dritten ein, der diesem furchtbaren Vorgang folgte.

So groß war die Bestürzung ihrer Wärter, daß ihnen keiner diese furchtbare Waffe entriß; alle fielen todt oder tödtlich verwundet, zu Boden — nur der lezte starb unter der Guillotine.

Nach diesem entscheidenden Sieg, und dieser lezten furchtbaren Katastrophe, kann man von dem Jakobinismus als reiner und unvermischter Partei behaupten, daß er in Frankreich nie wieder sein Haupt erhob, obgleich sein Gährungsstoff mehr denn

eine der verschiedenen Parteien, die ihr folgten, ansteckte und charakterisirte.

Als politische Sekte können die Jakobiner mit keiner jemals bestandenen verglichen werden; denn nur sie hatten ein organisirtes, regelmäßiges System, die Reichen zu morden und zu plündern, um durch diese Beute den Unbemittelten die Mittel zur Schwelgerei zu verschaffen. Sie können jedoch mit den fanatischen Anhängern des Hans von Leyden, und Knipperdolling in etwas verglichen werden, die im siebenzehnten Jahrhundert sich Münsters bemächtigten, und im Namen der Religion dieselben wahnsinnigen Gräuel, wie die französischen Jakobiner in dem der Freiheit verübten.

In beiden Fällen waren die Handlungen, die diese Parteien begingen, mit den von ihnen angeführten Beweggründen ihres Verfahrens, durchaus unvereinbar, und solchen völlig fremd.

Die Wiedertäufer verübten jede Art von Frevel und Grausamkeit, zu Folge einer, wie sie sagten, göttlichen Eingebung — die Jakobiner kerkerten 300,000 ihrer Landsleute im Namen der Freiheit ein, und brachten mehr als die Hälfte unter der Sanktion der Freiheit und Gleichheit ums Leben.

Nun begann die Gesellschaft wieder einen ordentlichen Kreislauf anzunehmen, und die Beschäftigungen und Verbindungen des Lebens folgten einander, wie gewöhnlich. Allein selbst die gesellschaftlichen Belusti-

gungen brachten seltsame und trübe Ideen-Verbindungen mit dem Thale der Schatten mit sich, durch welches Frankreich in seiner lezten Pilgerreise gewandert war. Eine Tanzgesellschaft, die von jungen Leuten beiderlei Geschlechts sehr besucht war, und wobei es äußerst manierlich herging, ward „der Opfertanz“ genannt. Nur diejenigen wurden dabei zugelassen, welche einen nahen und angesehenen Verwandten oder Freund in der lezten Schreckensperiode verloren hatten. Das Haar und der Hauptschmuck war so angeordnet, daß er den Vorbereitungen für die Guillotine glich, und der Wahlspruch ward angenommen „wir tanzen unter Gräbern.“ In keinem Lande als in Frankreich konnte man auf einen solchen Gedanken kommen, und auch nur in Frankreich solchen auf diese Art ausführen.

Allein es ist Zeit, von der Betrachtung der Regierung Frankreichs im Innern auf seine Verhältnisse nach Außen überzugehen; hier hatte der Glanz dieses Landes eine so ausgezeichnete Höhe erreicht, daß es schwer wird, diese beiden Gemälde der Nation in Einklang zu bringen, wie solche auf jedem Punkte über das verbündete Europa triumphirend, solche Anstrengungen machte, und solche Siege errang, wie die Geschichte bisher noch keine aufzuweisen hatte; während zu derselben Zeit seine Angelegenheiten im Innern von wilden, blutdürstigen Barbaren, wie Robespierre, geleitet wurden.

Wenn man die Republik nach ihren äußern und inneren Beziehungen betrachtet, so kann sie auf das treffendste mit dem Grabmahl eines Helden verglichen werden, das nach außen die Trophäen und Embleme des Sieges beut, indessen in seinem Innern der verstümmelte, vermoderte Leichnam liegt.

Zweites Kapitel.

Rückblick auf die äußeren Verhältnisse Frankreichs. — Sein großes Waffenglück. — Woher es kam. — Wirkung der Zwangsaushebungen. — Das militärische Genie und der militärische Charakter der Franzosen. — Französische Generale. — Neue Art, die Truppen zu exerziren. — Leichte Truppen — Erfolgreiche Kolonnen-Angriffe. — Anhänglichkeit der Soldaten an die Revolution. — Auch der Generale. — Carnot. — Eindruck der französischen Grundsäze, in den von ihren Armeen angegriffenen Ländern gepredigt. — Schluß der Revolution mit dem Falle Robespierre's. — Bemerkungen über das, was folgen mußte.

Man kann das, was ein Englischer Satyriker von dem Reichthum sagt, auch auf den Sieg anwenden, daß er in dem Auge der Gottheit von keiner großen Bedeutung seyn kann, wenn man betrachtet, in welch' unwürdigen Händen er oft gefunden wird. Während die Machthaber Frankreichs das Daseyn eines Gottes läugneten, schien es, als ob ihre Armeen unter dem besondern Schuze der Vorsehung stünden.

Unser früherer Rückblick gab uns eine kurze Skizze von der bedenklichen Lage Frankreichs im Jahre 1792, wie es an allen Gränzen von Feinden umgeben war, und nur mit Mühe ihnen Stand halten mochte; nach dem Verlauf zweier Jahre finden wir es über alle triumphirend.

An seiner nordöstlichen Gränze hatten die Engländer nach einer Reihe heftiger Kämpfe nicht allein Flandern, wo sie, als wir sie verließen, Fortschritte machten, sondern auch Holland verloren, und sahen sich am Ende genöthigt, mit großem Verlust den Kontinent zu verlassen. Der König von Preußen hatte als Hauptheld der Coalition, bei seinem ersten Feldzug bekannt gemacht, und beschlossen, daß sein General, der Herzog von Braunschweig, die Revolution in Frankreich so leicht als die in Holland unterdrücken sollte. Da er aber fand, daß die von ihm gemachte Unternehmung seine Kräfte überstieg, daß seine aufgehäuften Schäze in einem fruchtlosen Krieg vergeudet wurden, und daß Oesterreich nicht Preußen, als das Haupt der Coalition betrachtet ward, so zog er seine Streitkräfte, nachdem sie durch mehr als eine Niederlage geschwächt worden waren, zurück und schloß einen Separatfrieden mit Frankreich, indem er alle jene preußischen Landestheile, welche jenseits des Rheins lagen, an die neue Republik abtrat.

Um sich für diese Verluste zu entschädigen, betrat er ein einträglicheres, obwohl minder ehrenvolles

Feld, und vereinigte sich mit Rußland und Oesterreich, als Eroberer die endliche Theilung und Einverleibung Polens nach denselben gewissenlosen Rücksichten zu bewerkstelligen, die sie gleich anfangs geleitet hatten.

Spanien, anfangs siegreich, war am Ende so unglücklich gegen die französischen Armeen, daß viele der Meinung wurden, der Charakter der Tapferkeit und des Patriotismus sey für immer von ihnen gewichen. Katalonien wurde von den Republikanern überzogen, Rosas eingenommen, und keine Armee stand zwischen den Siegern und Madrid; der König von Spanien sah sich genöthigt mit den Mördern seines Verwandten, Ludwig XVI. zu unterhandeln, die französische Republik anzuerkennen, und sich von der Coalition zurückzuziehen.

Oesterreich hatte seinen alten Ruhm sowohl durch die Tapferkeit seiner Truppen, als auch die Entschlossenheit des Kabinets, und die Talente einiger seiner Generale, des Erzherzog Karl insbesondere, und des Veteranen Wurmser behauptet. Und dennoch unterlag es der republikanischen Uebermacht. Belgien, wie die Franzosen Flandern nannten, ging wie wir schon erwähnten, gänzlich verloren; und den Krieg längs dem Rheine führte Oesterreich mehr zur Vertheidigung als aus Hoffnung auf Sieg.

So sehr und so allgemein hatte sich das Kriegsglück auf allen Punkten zu Gunsten Frankreichs entschieden, während es selbst die äußersten Drangsale

durch die schrecklichste Tyrannei erlitt. Es müssen sich ohne Zweifel für den glücklichen Erfolg, womit die Waffen der Republik so allgemein gekrönt wurden, einige Gründe angeben lassen, da sie sich nicht auf eine besondere Armee, oder einen ausgezeichneten General beschränkten.

Die erste und mächtigste Ursache ist in der außerordentlichen Energie der republikanischen Regierung zu suchen, die von Anfang an alle untergeordneten Rücksichten bei Seite setzte, und alle Quellen des Landes zu seiner militärischen Vertheidigung aufbot. Damals lernte Frankreich in vollem Umfang die Bedeutung des Wortes „Requisition" kennen, was das bedeutet, was der Staat bedarf, und unter allen Umständen geleistet werden muß. Es wurden allgemein Zwangs-Aushebungen veranstaltet; und das unbestreitbare Recht des Staates, alle seine Unterthanen zur Vertheidigung der Gesammtheit aufzubieten, ward so weit ausgedehnt, daß ihnen die Macht eingeräumt wurde, solche auf ferne Eroberungs-Expeditionen auszusenden.

Im Monat März 1793 ward eine Aushebung von 200,000 Mann festgesezt und vorgenommen; durch ein späteres Dekret vom 21sten August desselben Jahres verfiel man auf eine noch riesenartigere Rekrutirungsweise. Jeder waffenfähige Franzose wurde unter die Befehle der Regierung gestellt, und in eine Klasse eingetheilt; die jüngsten, die sich auf 500,000

Mann beliefen, und später bis auf eine Million stie-
gen, wurden befehligt, unmittelbar ins Feld zu zie-
hen. Der Rest der Gesellschaft wurde in solche Ver-
fassung gesezt, daß er die Bewegungen der in Thä-
tigkeit gesezten Kämpfer auf das Beste unterstützen
konnte. Die Verheiratheten mußten Waffen berei-
ten, und zu Bedeckungen dienen — die Weiber Uni-
formen machen — die Kinder Leinwand zupfen —
und die Alten Republikanismus predigen. Alles Ei-
genthum war auf gleiche Weise der Unterhaltung des
Krieges gewidmet — alle Gebäude zu militärischen
Zwecken benuzt — alle Waffen zum Dienste des Staa-
tes in Anspruch genommen — und alle Pferde, die
nicht für den Ackerbau nöthig waren, für die Reite-
rei und zu andern kriegerischen Diensten weggenom-
men. Volksvertreter wurden ernannt, die bei den
verschiedenen Aushebungen zugegen seyn mußten. —
Diese furchtbaren Kommissäre bestraften kein Ver-
gehen anders als mit dem Tode. Keine Entschul-
digung galt für Mangel an Gehorsam gegen die Re-
quisition persönlichen Dienstes — kein Aufschub ward
gestattet — keine Stellvertretung angenommen, per-
sönliche, buchstäbliche Folgeleistung ward von jedem
Stande und Rang verlangt.

Ausgehobene, welche nicht erschienen, sich wider-
sezten, oder flüchtig wurden, verfielen denselben
Strafen, die auf Auswanderung standen.

Durch solche peremtorische Dekrete, die von den
vollen

vollen Energie revolutionärer Gewalt in Kraft gesezt wurden, gelang es der Regierung, eine Macht ins Feld zu stellen und zu unterhalten, die diejenige ihrer mächtigen Feinde mehr als um das Doppelte überstieg, und dieselben Hülfsmittel — namentlich willkührliche Requisition — die sie aufbrachten, erhielten sie auch während des Feldzugs, so, daß der Soldat bei dem beständigen Vorrath von Proviant und Kleidung jeder Art, sicher seyn durfte, den erforderlichen Unterhalt, Sold und die nöthige Kleidung zu haben.

Es giebt jedoch Länder, in welchen die große numerische Uebermacht, welche auf solche Weise erhalten wird, von keinem bedeutenden Nutzen ist, wenn ein unordentliches Aufgebot in Masse von neuer, unerfahrner und undisciplinirter junger Mannschaft den Schlachtreihen einer zwar viel geringeren, aber regulär und gut disciplinirten Armee, wie in jeder Hinsicht die österreichische ist, entgegengestellt wird.

Bei solchen Fällen fällt einem die Spottrede Alarichs bei, — „je dichter das Heu, um so leichter zu mähen.“ Allein dieß fand nicht bei der Jugend Frankreichs statt, welche sich die für einen Soldaten erforderlichen Fertigkeiten mit besonderer Leichtigkeit und Gelehrigkeit aneignete.

Der Kriegsdienst war zu allen Zeiten unter ihnen volksthümlich gewesen; und die Erzählungen des

Großvaters in der französischen Bauernhütte hatten immer den Zweck, in dem nachwachsenden Geschlechte, dem Kriegsdienst befreundete Ideen zu erhalten. Das Soldatenleben erscheint ihnen nicht als ein gewaltsames Heraustreten aus den Verhältnissen des Lebens, mit dem sie sich nicht früher befreundet hatten, wo ihnen alles neu und furchtbar erscheint; es ist ihnen eine Pflicht, zu deren Erfüllung jeder Franzose verpflichtet ist, und die ihm so natürlich als seinem Vater und Großvater erscheint.

Mit diesem Hang verbindet sich bei den jungen Franzosen jene natürliche Gemüthsstimmung, die bei dem Soldaten so wünschenswerth ist. Er ist gewöhnt, kärglich zu leben, sich vielfach zu üben, sich auf jede Weise zu helfen, und gelegentliche Entbehrungen geduldig zu ertragen. Seine glückliche Lebhaftigkeit macht ihn gleichgültig gegen Gefahr, seine gute Laune geduldig im Ungemach. Seine Leichtfertigkeit hilft und vergnügt ihn in den verschiedenen Lagen eines unsteten Lebens. Er macht mit Leichtigkeit den Koch oder Handwerker, oder was immer die Gelegenheit von ihm erheischt. Auch zum wirklichen Kriege hat er die entschiedensten Talente. Er dringt mit Muth vor, zieht sich in Ordnung zurück, — der Franzose ist einer der besten Soldaten von der Welt; und wenn es die Noth erfordert, zeigen oft die Gemeinen in ihrer Armee einen Grad von Einsicht und Erfahrung in dem Kriegshandwerk, daß sie in andern

Diensten zu einem höhern Rang emporgestiegen wären.

Wenn sie auch nicht durchaus Wassertrinker sind, so sind sie doch bei weitem weniger dem Trunk ergeben, als der englische Soldat, der vielleicht gegen die vielfachen Vortheile von Seiten seines Gegners nur die Beharrlichkeit und Entschlossenheit des Bullenbeißers in die Wagschale zu legen hat, womit er bei jedem Nachtheil an Menge und Lage seinen Angriff wiederholt, und mit größerer Beharrlichkeit fortsezt.

Die Lebhaftigkeit des Franzosen, wie wir ihn beschrieben haben, schüzt ihn gegen zu starke Sehnsucht nach seiner Heimath. Wir haben unglücklicherweise auch bei unseren eigenen Matrosen ein Beispiel, wie wenig sich der Muth der Leute abschrecken läßt, wenn sie zu gefahrvollen Diensten genöthigt werden. Allein, wo bei der trostlosen Lage Frankreichs, und dem peinlichen Schauspiel, das sich täglich vor Augen stellte, da überdieß alle Wege zu bürgerlichem Fortkommen verschlossen waren, Alles feil geworden war, bei einer Nation, die nur ein ödes Lager geworden, so war die Jugend froh, wenn sie dem Anblick der Zerstörung in der Heimath entfliehen, und eine Laufbahn betreten durfte, in der sie entweder der Tod oder Beförderung erwartete, auf dem einzigen Wege, der etwas sicher und unbestritten ehrenvoll war.

Die Armeen, welchen diese neue Ankömmlinge

einverleibt wurden, wurden allmählich mit den besten Offizieren besezt. Die Aufhebung der alten Rangunterschiede hatte denen, welche nach Beförderung trachteten, eine freie Bahn eröffnet; und bei Gelegenheit hitziger Kämpfe zeichneten sich Männer von Verdiensten aus, und wurden weiter befördert. Die Stimme des Soldaten führte oft die Beförderung des Offiziers herbei; und dieser war Augenzeuge, daß er solchen Vorzug verdiente. Die Revolutionshäupter, obgleich blutdürstig, waren freigebig bis zum Uebermaß in ihren Belohnungen, und sparten weder Gold noch Dolche, weder Auszeichnung noch Drohung, ihre Generale zum Siege anzuspornen, oder sie vor den Folgen der Niederlage zu warnen.

Unter dieser strengen Zucht, die keine Entschuldigung für das Mißlingen kannte, und alle Gelegenheit bot, sich den Preis des kühnsten Ehrgeizes zu erringen, erstand eine Schule von Generalen, wie sie die Welt kaum jemals sah, und die gewiß zu keiner Zeit in solcher Anzahl in demselben Lande blühte. Ein solcher war Bonaparte; solcher Pichegru und Moreau; die in seinem Aufsteigen ihren Untergang fanden. Solche waren die Marschalle und Generale, die sein glänzendes Glück mit ihm theilen und gleich den Paladinen um Karl den Großen oder gleich den brittischen und armorikanischen Kämpen um die Tafelrunde von Uthers fabelhaftem Sohne, seinen künftigen Thron umgeben sollten. In diesen frühern

Kriegen, und aufgeboten durch die strenge Aushebung, wurden Murat, dessen Höhe und Fall ein Seitenstück zu seinem Schwager bildete — Ney, der Tapferste der Tapfern — der ruhige scharfsinnige Macdonald — Joubert, der beinahe die für Napoleon bestimmte Rolle vorweg genommen — Massena, das beraubte Glückskind — Augereau, Berthier, Lannes und viele andere gebildet wurden, deren Namen den französischen Soldaten wie der Klang der Trompete durchdrang.

Diese Abentheurer des Ruhms gehörten zum Theil, wie Macdonald, der alten Kriegsschule an, zum Theil kamen sie, wie Moreau, aus der bürgerlichen Klasse der Gesellschaft; manche erhoben sich aus den niedersten Ständen, und waren um so mehr entschiedene Kinder der Revolution. Dieses große Erdbeben hatte dadurch, daß es alle Scheidewände von Geburt und Rang niederriß, Hindernisse entfernt, die beinahe das Gedeihen aller dieser ausgezeichneten Männer verhindert hätten; und deßhalb waren sie zum größten Theil der neuen Ordnung der Dinge, die ihnen so vollen Spielraum für ihre Talente bot, mit Leib und Seele zugethan.

Die französischen Armeen, so rekrutirt und so befehligt, waren auf eine Weise disciplinirt, die ganz zu den Bestandtheilen paßte, aus denen sie zusammengesezt waren. Man hatte weder Zeit noch Gelegenheit, die neuen Rekruten all dem kleinlichen

Exercitium zu unterwerfen, welches die pedantische Förmlichkeit der alten Kriegsschule erforderte. Dumouriez gab das Beispiel, und zeigte, wie das Prinzip der Revolution mit Vortheil selbst in die Kriegskunst eingeführt werden könnte, und daß der Unterschied zwischen den Neuconscribirten und den alten Truppen, welchen sie entgegengestellt wurden, durch Erwerbungen der ursprünglichen einfacheren Regeln der Kriegskunst mit Uebergehung der mancherlei Förmlichkeiten, welche nicht zum großen Werk des Kriegs für wesentlich erachtet wurden, sehr verringert werden könnte. Es ist ein beständiger Irrthum beschränkter Köpfe, daß sie Dinge, die der bloßen Gewohnheit angehören, für eben so wichtig halten, als die wesentlichen Erfordernisse, und vor einer unordentlichen Kleidung ebenso erschrecken, wie vor einem verwirrten Manövre. Es gereichte den französischen Generalen, als Männern von Genie, zur Ehre, daß sie in der Stunde der Gefahr sich nicht an solche Handwerksvorurtheile, die so gut als anderswo pedantisch sind, hielten, und blos einer solchen Disciplin folgten, die sie dem Charakter der Rekruten und dem Drange der Umstände angemessen fanden. Die Possen des Handexercitiums wurden übergangen und Alles blos auf die wenigen für den Gebrauch der Muskete und des Bajonets nothwendigen Bewegungen eingeschränkt. Leichtere und einfachere Manövres traten an die Stelle der schwieri-

gern und verwickeltern; und wenn nur die Linie oder Kolonne schnell gebildet und die Ordnung im Zuge erhalten ward, so wurde nach der Etikette der militärischen Bewegungen nicht mehr gefragt. Die Anzahl der leichten Truppen wurde gegen die bei den europäischen Nationen gewöhnliche um ein bedeutendes vermehrt. Die Oesterreicher, welche aus Tyrol und dem wilden Kroatenlande die besten leichten Truppen von der Welt bezogen, hatten damals viele derselben in Linientruppen umgewandelt und so ihre Ueberlegenheit in einer Truppengattung vermindert, die von Tag zu Tag größere Wichtigkeit erhielt. Die Franzosen dagegen zogen unzählige Abtheilungen ihrer Konscribirten zu unregelmäßigen Truppen und Scharfschüzen. Ihre Anzahl und ihr Plänklerfeuer hinderten oft ihre disciplinirten Gegner an Rekognoscirungen, wodurch sie über die Anzahl und Stellung der Franzosen genau unterrichtet werden konnten; während die republikanischen Linientruppen, durch diesen Wespenschwarm gedeckt, Zeit, Ort und Art zum Kampfe vorzurücken, oder sich zurückziehen, wählen konnten. Wahr ist es, daß diese Art Krieg führen, eine Unzahl Menschen kostete; allein die französischen Generale wußten, daß das Menschenleben eine Waare war, welche die Republik gar nicht hoch anschlug, und daß während dem Tod von einem Ende Frankreichs bis zu dem andern so große Bankette gegeben wurden, ihm in seinem eigenthümlichen

Bankettsaal, dem Schlachtfelde, keine Gränze gesezt werden durfte. Die nämlichen Umstände geboten eine andere Veränderung oder Neuerung in der französischen Taktik, die den Verlust an Menschen um ein bedeutendes erhöhte. Die Armeen, mit welchen sie zu thun hatten, mußten durch die bedeutende Ueberlegenheit der gegenüberstehenden Massen außer Fassung gebracht, und durch die Thätigkeit der französischen leichten Truppen außer Stand gesezt, die nöthige Kunde einzuziehen, sich sehr oft blos defensiv halten, eine feste Stellung einnehmen und verschanzen und so erwarten, bis die feurige Jugend von Frankreich kam, um mit ihren Tausenden über ihre Batterien herzufallen. So geschah es denn, daß die französischen Generale zuerst jene Kollonnenangriffe aufbrachten, wo eine Truppenabtheilung nach der andern ununterbrochen und ohne auf den Verlust an Mannschaft zu achten, anrückt, bis die Armee der Vertheidiger vom Morden müde sind, und ihre Linie auf der einen oder andern Seite durch die Unmöglichkeit, einem so unaufhörlichen und verzweifelten Angriff zu widerstehen, gebrochen sind, die Schlacht verloren ist und die Armee sich zum Rückzug genöthigt sieht, indem die Sieger mit den Massen der in's Feuer geführten Soldaten den furchtbaren Siegespreis bezahlen.

Auf diese Weise verwendeten die französischen Generale ganze Kollonnen junger Rekruten, die

deßhalb Kanonenfutter (chair à canon) genannt wurden, ehe Krankheiten sie der körperlichen Behendigkeit beraubten, oder Erfahrung die Gefahren des Handwerks gelehrt hatte, in das sie mit der gedankenlosen Lebhaftigkeit von Schulknaben eingestanden waren. So geschah es denn auch oft, daß die Franzosen, wenn sie auch im Ganzen nicht an Zahl überlegen waren, durch die Schnelligkeit ihrer Bewegungen und die Geschicklichkeit, womit sie solche erdachten und ausführten, im Stande waren, an einem Punkte, den sie anzugreifen gedachten, plötzlich eine solche Ueberzahl zu konzentriren, daß sie denselben Vortheil davon hatten. In Aufzählung der Ursachen, welche die allgemein günstigen Erfolge der republikanischen Waffen herbeiführten, dürften wir des moralischen Moments — des Interesses, nicht vergessen, das die Truppen an der Sache des Krieges nahmen. Die Armee genoß einen augenblicklichen äußerst einladenden Vortheil von der Revolution, was man, den Landmann ausgenommen, kaum von einer andern Menschenklasse in Frankreich sagen konnte. Ihr Sold ward erhöht, und ihre Wichtigkeit wuchs. Keinem Gemeinen war das Emporsteigen zu dem höchsten Range im Heere versperrt, und manche gelangten zu ihm. Massena war anfangs ein Tambour, Ney ein gemeiner Husar, und viele andere erhoben sich zum Kommando von Armeen aus den Reihen der Gemeinen. Das war eine Re-

gierung für einen Soldaten, unter der er leben und gedeihen mochte, seine Lage erschien um so vortheilhafter, wenn sie mit dem alten monarchischen Systeme in Vergleich kam, nach welchem die Vorrechte der Geburt jeden Augenblick mit den Ansprüchen des Verdienstes kollidirten, wo der Bürgerliche (rotuier) sich nicht über den Rang eines Subalternen erheben konnte, und wo alle Stellen von Auszeichnung als Erbgut ausschließlich für den hohen Adel vorbehalten wurden; allein außer diesen Belohnungen, die den Soldaten erwarteten, hatte der Dienst der Republik noch jenen unwiderstehlichen Zauber — er war siegreich. Die Siege, welche sie erfochten, und die Beute, welche im Gefolge derselben waren, fesselten die Sieger an ihre Fahnen, und versammelten um sie neue Schaaren aus ihrem Vaterland. „Vive la Republique!" wurde ein Feldgeschrei, das dem Heere so theuer war als in frühern Zeiten die Losung Dennis Mountjoie! und die dreifarbige Fahne vertrat die Stelle der Oriflamme. An die Stelle der Verwirrung, Unterdrückung und des Blutbads der Revolution kehrten sich die Soldaten nur wenig. Sie hörten von eingekerkerten und guillotinirten Freunden*); allein der Kriegsmann läßt gleich dem Mönch alle Sorgen der bürgerlichen

*) Dieß war Moreau's Schicksal, der am Abend eines seiner glänzendsten Siege erfahren mußte, daß sein Vater enthauptet worden war.

Welt hinter sich, und indeß er das blutige Spiel für sein Leben oder seinen Tod mit dem Feinde spielt, der ihm gegenübertritt, hat er wenig Zeit an das zu denken, was sich in dem Heimathlande zuträgt, das er hinter sich gelassen. Ohne weitere Kenntniß von der Politik der Republik zu nehmen, waren sie den blumichten Vorträgen in dem Konvent, die von dem Lobe der Truppen wiedertönten, und den Reden der Repräsentanten verbunden, welche die Armeen begleiteten, und es niemals fehlen ließen, sich durch Schmeichelei und Freigebigkeit die Ergebenheit der Soldaten zu erhalten, die so wesentlich für ihre Sicherheit war. Dieß gelang ihnen auch in solchem Grad, daß die Armeen, während die Republik noch blühte, der bestehenden Ordnung der Dinge so sehr anhingen, daß sie zu wiederholten Malen ihre beliebtesten Anführer Preis gaben, wenn sie bei der wüthenden Demokratie Verdacht erregten.

Die Generale hatten oft erfahren, daß die Republik eben so streng, ja noch strenger gegen ihre militärischen als gegen ihre bürgerlichen Unterthanen seyn konnte, wenn sie sahen, wie sie auch nur bei einem Schatten von Vorwand ohne Erbarmen verhaftet und hingerichtet wurden. Und doch vermochte dieses den Eifer der Ueberlebenden nicht zu schwächen. Wenn die revolutionäre Regierung enthauptete, so belohnte, versprach und beförderte sie auch; unter

den vielfachen Gefahren des Soldatenlebens war die der Guillotine, nur eine geringe Zugabe zu denen des Schwerts und der Muskete*), die für den Muth und den Ehrgeiz, vereint mit dem Vertrauen jedes Einzelnen auf sein gutes Glück, seine unsichere Stellung nicht viel verschlimmerte. Wenn solche Strafe eintrat, unterwarfen sich ihr die Generale als einem der Zufälle, die im Gefolge des Krieges sind; und die Ueberlebenden dienten der Republik ebenso willig und unbedingt.

Bei diesen bewundernswürdigen Eigenschaften und Talenten, dieser Denkart und Handlungsweise, welcher die republikanischen oder vielmehr revolutionären Armeen folgten, bedurfte es nur des leitenden Genies eines berühmten Mannes wie Carnot,

*) Die Gefahr erschien als etwas ganz Natürliches Madam La Roche Jacquelin berichtet uns, daß General Quentineau, ein republikanischer Offizier, der sich mit vieler Menschlichkeit in der Vendee benommen hatte, als er in die Hände der Insurgenten fiel, von L'Escoure, der diese kommandirte, angelegentlich gebeten wurde, nicht nach Paris zurückzukehren. „Ich kenne die Verschiedenheit unsrer politischen Ansichten," sagte der Royalist; „aber warum wollten Sie Ihr Leben in die Macht von Menschen geben, bei denen das Mißlingen eines Unternehmens ein hinlänglicher Grund seyn wird, es abzukürzen?" — „Sie haben Recht," entgegnete Quentineau; „aber als Mann von Ehre muß ich mich zur Vertheidigung meines Benehmens stellen, wo es auch immer mag angeschuldigt werden?" Er ging ab, und kam sonach unter der Guillotine um. —

der ein Zögling der Ingenieurschule, einer der besten Taktiker von der Welt war, um ihnen den gehörigen Wirkungskreis anzuweisen. Er war ein Mitglied des furchtbaren Ausschusses der öffentlichen Sicherheit; allein es wird zu seiner Vertheidigung angeführt, daß er keinen Theil an seinen Gräueln nahm, und sich einzig auf das Departement des Kriegs beschränkte, wofür er so großes Talent zeigte, daß seine Kollegen es seiner ausschließlichen Leitung überließen. Er vereinigte in seiner Person das ganze militärische Büreau oder Kriegsdepartement des Ausschusses für die öffentliche Sicherheit, beaufsichtigte und leitete die Bewegungen der Armeen, als ob er von der Gottheit des Sieges selbst inspirirt würde. Er war der erste, der die natürlichen (das heißt, die angemessensten) Gränzen für Frankreich in Anspruch nahm. Den Rhein, die Alpen und die Pyrenäen bezeichnete er als die Gränze seines Gebietes, und behauptete, daß, was innerhalb derselben andern Mächten angehöre, Frankreich widerrechtlich entrissen worden sey, und demnach unbedenklich demselben wieder einverleibt werden müßte; und sein Genie setzte sich in Besitz der Lande, die sein Ehrgeiz angesprochen. Belgien ward ein integrirender Theil der französischen Republik — Holland als Schutzwehr für die große Nation zu einem wenig abhängigen Freistaat erhoben — die Oesterreicher an dem Rheine besiegt — der König von Sardinien aus Savoyen ver-

trieben — und Plane realisirt, von denen sich Ludwig XIV. nichts hatte träumen lassen. Zum Dank für diese Gefälligkeit, die ihm der Ausschuß erwies, sprach er keine Skrupel, wenn er solche hatte, über die Art aus, auf welche sie das Innere dieses unglücklichen Landes regierten. Trotz seiner Geschicklichkeit und Vorsicht, hatte ihn Robespierre beständig im Auge, gleich der Schlange, die auf ihr Opfer lauert. Er konnte der Talente Carnots in der Laufbahn des Sieges nicht entbehren; aber gewiß ist, daß, wenn seine Plane auch nur einziges Mal mißglückt wären, sein Haupt äußerst unsicher gestanden hätte. Man muß jedoch gestehen, daß die französischen Armeen, obgleich sie der Republik anhingen, und gewöhnlich unter der Leitung eines Mitglieds des Wohlfahrtsausschusses handelten, dennoch die Befehle desselben nicht nach all ihrer grausamen Ausdehnung, in Hinsicht des Vertilgungskrieges befolgten, zu dem sie von ihren Gebietern aufgefordert wurden. Es erging einmal ein Dekret, zu Folge dessen den Gefangenen der verbündeten Truppen kein Pardon gegeben werden sollte; allein, die französischen Soldaten konnten nicht zu einem Schritte vermocht werden, der die gewohnten Schrecken des Krieges noch so furchtbar vermehren mußte. Wenn wir betrachten, wie die französische Regierung verfuhr, als die Soldaten diesem Beschlusse ihre Zustimmung verweigerten, so scheint es, als ob die Mensch-

lichkeit aus den Städten und den friedsamen Wohnungen der Menschen geflohen wäre, um in den Lagern und Schlachten eine Heimath zu suchen.

Wir brauchen hier einen bedeutenden Theil unserer Geschichte nur kurz zu berühren. Wir meinen die großen Vortheile, die für die französischen Waffen aus der Aufnahme entsprangen, die ihre politischen Lehren zu dieser Zeit unter den von ihnen angegriffenen Völkern fanden. Sie proclamirten laut, daß sie nur gegen Schlösser und Paläste Krieg führten, mit den Hütten aber im Frieden stünden; und wie man sagt, daß bei Gelegenheit die belagernden Generale den Befehlshaber des Platzes damit bestachen, daß sie ihm versprachen, die Kriegskasse der Garnison unangefochten zu lassen, so spiegelten die Franzosen bei allen Gelegenheiten der Menge die Plünderung ihres eigenen Adels vor, um sie zu vermögen, ihren Angriff auf ihr Land, wo nicht zu begünstigen, doch demselben sich nicht zu widersetzen. So gingen ihren Armeen immer ihre Grundsätze voran. In jedem Nachbarstaate bildete sich eine französischgesinnte Partei, und hörte mit Entzücken auf die Lehren von Freiheit und Gleichheit, so daß die Macht der angegriffenen Nation durch das Bewußtseyn von Unzufriedenheit und Zwietracht im Innern gebrochen und ihr Muth herabgestimmt war. Die Franzosen wurden oft zugleich als Sieger und Befreier von den Ländern, die sie angriffen, aufgenommen; und bei-

nahe in allen Fällen waren die Regierungen, welche sie bekriegten, genöthigt, sich ausschließlich den regelmäßigen Truppen anzuvertrauen, die sie ins Feld stellen konnten, indeß sie des unschätzbaren Vortheils einer allgemeinen Ergebenheit ihrer Unterthanen beraubt waren. Nicht lange währte es, bis die Bewohner dieser betrogenen Länder fanden, daß die Früchte des sogenannten Freiheitsbaumes denen glichen, die an dem todten Meere der Sage nach wachsen — schön und gut für das Auge, allein unangenehm und bitter für den Geschmack.

Wir schließen unsere Schilderung der französischen Revolution, da der Fall Robespierres der Zeitpunkt ist, mit welchem ihre Schrecken zu ebben und zu sinken anfangen, und nie wieder zu der nämlichen Höhe stiegen. Wenn wir auf den ganzen Verlauf der Umwälzung von der Zusammenberufung der Notabeln bis auf den 9ten Thermidor, wie der Zeitpunkt von dieses Mannes Fall genannt wurde, zurückblicken, sucht unser Auge umsonst einen Punkt, der Wahrscheinlichkeit für Gründung einer festen und bleibenden Regierung gab. Die drei nach einander folgenden Konstitutionen von den Jahren 1791, 1793 und 1794, das Werk der Konstitutionellen, Girondisten und Jakobiner nacheinander, hatte nicht mehr Macht, die Gewalt des revolutionären Impulses zu beschränken oder aufzuhalten, als ein Brombeer- oder Dornstrauch den Lauf eines Felsstücks hemmt, das

in

in die Tiefe stürzt. Obgleich bestätigt und beschworen mit aller Förmlichkeit und Feierlichkeit, blieben sie alle nur todter Buchstabe. Frankreich war demnach in den Jahren 1794 und 1795 eine Nation ohne regelmäßige Konstitution oder Regierung, an deren Spitze der Ueberrest einer Versammlung, Konvent genannt stand, die ihre Sitzungen fortsezte, blos weil die Krisis sie im Besitz ihrer Sitze fand, und die Regierung vermittelst provisorischer Ausschüsse leitete; deren Befehlen sich aber unbedingt fügte; die Ausschüsse waren es, die, obwohl im Namen des Konvents, das Ganze leiteten.

Im Verlaufe dieser außerordentlichen Auftritte hatte Frankreich seinen König und seine Notabeln, seine Kirche und seine Geistlichkeit, seine Richter, Gerichtshöfe und Obrigkeiten, seine Kolonien und seinen Handel verloren. Der größte Theil seiner Staatsmänner und Großen war durch Proscription verloren und die Stimme ihrer Redner vor dem Beil der Guillotine verstummt. Es hatte keine Finanzen — die Bande der bürgerlichen Gesellschaft schien blos noch Gewohnheit zu halten. Eine einzige mächtige Maschine besaß die Nation noch, die Frankreich sein eigen nannte, eine einzige Macht, die sie zu Thaten rief — seine Armee und seinen Ehrgeiz. Es glich einem Kranken, der in der Fieberhitze alle Kleidung der Scham und Nothdurft von sich geworfen, und in der Hand ein blutiges Schwert

zückt; indeß alle, die seiner Wuth Einhalt zu thun sich bestrebten, um ihn im Blute liegen. Nie fanden so große Ereignisse nach einander in der Mitte einer Nation statt, ohne ein festes oder bestimmtes Resultat in der Gegenwart oder in der Zukunft zu bieten.

Immer sagten sich denkende Männer — dieser unerhörte Zustand der Dinge, in dem Alles provisorisch und revolutionär erscheint, wird nicht, kann nicht von Dauer seyn; — nach dem Falle Robespierres mußte nothwendige eine neue Umgestaltung der Dinge herannahen. Diese, welche dieses Werk vollendet hatten, behielten ohne irgend eine Sicherheit die zeitige Macht in Händen, die solches ihnen verschafft hatte. Sie behaupteten ihren Einfluß mehr durch die Eifersucht zweier Parteien, als durch das in sie gesezte Vertrauen. Diejenigen, welche so empfindlich unter der Zuchtruthe der revolutionären Regierung gelitten hatten, mußten die Thermidoristen als reguläre Jakobiner beargwohnen, die alle Excesse der Schreckensperiode getheilt, und nun ihre Macht zum Schutze derer gebrauchten, die sie verübt hatten. Auf der andern Seite konnten es diejenigen Revolutionsmänner, welche noch in der Jakobinerverbindung geblieben, Tallien und Barras nicht verzeihen, daß sie die Jakobinerklubbs geschlossen, Callot d'Herbois und Billaud Varennes verbannten, so viele andere Patrioten zum Tode führten und

das System der revolutionären Regierung völlig zerstörten. In Wahrheit, wenn diese ausgemachten Revolutionsmänner die Herrschaft von Tallien und Barras ertrugen, so geschah es einzig, weil solche sie vor Reaktion und vor Maßregeln schützte, womit sie die gemäßigte Partei bedrohte. Die Sachen konnten, dachten sie, nicht lange in diesem ungewissen Zustande bleiben, noch konnte dieß gegenwärtige Zwischenspiel der Regierung lange auf der Bühne bleiben. Allein durch wen sollte der nächste Aufzug eröffnet werden? sollte ein Rückschritt zu alten Erinnerungen das Volk, das so viel durch Neuerung gelitten hatte, vermögen, das verbannte Geschlecht ihrer alten Fürsten unbedingt oder bedingt wieder zurückzurufen, oder sollte es dem Himmel gefallen, ein neues Strafgericht ergehen und eine neue Bande Revolutionsmänner auf der Bühne erscheinen zu lassen? sollte die höchste Gewalt einem unternehmenden Soldaten wie Cäsar, oder einem intriganten, verschmizten Staatsmann wie Octavius, als Kampfpreis anheimfallen? sollte Frankreich einem Cromwell oder einem Mönch unterliegen, oder von der Kabale abgefäumter Staatsmänner beherrscht, oder das Institut einer philosophischen Theorie oder eines anarchischen Klubbs von Jakobinern werden? Dieß waren die Betrachtungen, die alle Köpfe beschäftigten. Allein die Hand des Schicksals griff in den Vorhang

und war im Begriff, einen neuen Aufzug zu Tage zu fördern. —

Zweites Kapitel.

Korsika. — Buonaparte's Familie. — Napoleon wird den 15ten August 1769 geboren. — Seine frühen Gewohnheiten. — Er wird in die königliche Kriegsschule zu Brienne geschickt. — Seine großen Fortschritte in der Mathematik. — Seine geringere Bekanntschaft mit der klassischen Literatur. — Schul Anekdoten von ihm. — Er wird in die Hauptschule zu Paris geschickt. — Er wird im 17ten Jahre zum Unterlieutenant der Artillerie ernannt. — Seine frühern politischen Ansichten. — Er wird Hauptmann. — Pascal Paoli. — Napoleon hält es mit der französischen Regierung gegen Paoli. — Er wird mit seinem Bruder Lucian aus Korsika verbannt. — Er besucht diese Insel nie wieder. — Er ist daselbst nie beliebt.

Die Insel Korsika, in früheren Zeiten als Seneca's Verbannungsort merkwürdig, ward in dem letzten Jahrhunderte durch die Tapferkeit berühmt, mit der die Eingebornen ihre Freiheit gegen die Genueser und Franzosen in einem Kriege vertheidigten, der dazu diente, den hohen und unbändigen Geist dieser Inselbewohner, so wie ihren feurigen und rachsüchtigen, durch das Klima bedingten Karakter ins Licht zu setzen.

Auf dieser Insel, die dazu bestimmt war, ihre künftige Wichtigkeit hauptsächlich diesem Umstande

zu verdanken, wurde Napoleon Buonaparte, oder Bonaparte *) geboren. Seine Familie war von Adel, obschon nicht sehr ausgezeichnet, sondern vielmehr in ihren Vermögensumständen zurückgekommen. Die Schmeichelei hat sich nachher bemüht, den durch ihn berühmt gewordenen Namen in den frühesten Zeiten aufzusuchen. Es wurden alte Chroniken nachgeschlagen, um ausfindig zu machen, daß einmal ein Buonaparte ein Buch geschrieben, — ein anderer einen Vertrag unterzeichnet, — eine weibliche Person desselben Namens einen Pabst zur Welt geboren habe, nebst andern kleinlichten Ansprü-

*) Es wurde ehedem ein lächerlicher Streit über die Rechtschreibung des Namens geführt, der, wie dies oft bei Kleinigkeiten der Fall ist, eine Art Parteifrage wurde. Buonaparte hatte das von seinem Vater beibehaltene u weggelassen, und eine neuere Schreibart angenommen. Dies wurde auf der einen Seite als ein Versuch dargestellt, seinen Namen der französischen Mundart näher zu bringen; und der Vokal wurde, als ob es eine Sache von der höchsten Wichtigkeit gewesen wäre, hartnäckig von einer gewissen Klasse von Schriftstellern beibehalten, die es ihrer Politik für angemessen hielten, nicht zu erlauben, daß der siegreiche General das geringste Merkmal seiner italienischen Abkunft, die er, in jedem Betracht, unmöglich weder verhehlen noch läugnen konnte, selbst wenn er es gewollt hätte, austilgen sollte. In seinem Taufschein ist sein Name geschrieben Napoleon Bonaparte, obschon der Vater unterschreibt Carlo Buonaparte. Die Schreibart des Namens scheint ganz gleichgültig gewesen zu sein.

chen auf Auszeichnung, die Napoleon mit Recht als gemein und unbedeutend ansah. Er antwortete dem Kaiser von Oesterreich, dem es einfiel, die Abkunft seines Schwiegersohns von einem der kleinen Souveraine von Treviso ableiten zu wollen, er sei der Rudolph von Habsburg seiner Familie; und einem Genealogisten, der sich's zum Verdienste rechnete, ihn als den Sprößling eines alten gothischen Fürstenstammes darzustellen, ließ er den Bescheid geben, er rechne sein Adelsdiplom von der Schlacht von Monte-Notte, d. h. von seinem ersten Siege, an. Alles, was man von Napoleons Familie mit Gewißheit weiß, läßt sich mit wenigen Worten sagen. Die diesen Namen führten, waren ein in dem Mittelalter ziemlich ausgezeichnetes Geschlecht; ihre Namen sind in das goldene Buch zu Treviso eingeschrieben, und ihr Wappenschild ist an verschiedenen Häusern in Florenz zu sehen. Da sie aber während des Bürgerkriegs es mit den Gibellinen hielten, so wurden sie von den Guelphen verfolgt; und nach ihrer Vertreibung aus Toskana flüchtete sich einer von ihnen noch Korsika, wo er sich niederließ; seine Nachkommen, regelmäßig in das Verzeichniß der Edelleute eingetragen, genossen auf dieser Insel alle Vorrechte des Adels.

Der Vater Napoleons, Karl Buonaparte, war der ausgezeichnetste Abkömmling dieser verbannten Familie. Er wurde zu Pisa zum Studium der Rechts-

wissenschaft angehalten und war, wie man versichert, ein Mann von einnehmender Gestalt, großen Rednertalenten und sehr lebhaftem Verstande, der sich auch auf seinen Sohn fortgeerbt hat. Er war auch Patriot und Krieger, und befand sich unter der Zahl derer, die unter Paoli den Franzosen einen so tapfern Widerstand leisteten. Man sagt, er sei gesonnen gewesen, mit Paoli, seinem Freunde, und wie man glaubt seinem Verwandten, auszuwandern, aber durch seines Vaters Bruder, Lucian Buonaparte, der Generalvikar an der Stiftskirche zu Ajaccio und das reichste Glied der Familie war, zurückgehalten worden.

Mitten unter Bürgerzwiespalt, Gefechten und Scharmützeln heirathete Karl Buonaparte Lätitia Ramelini, ein durch Schönheit und durch Karakterfestigkeit auf der ganzen Insel ausgezeichnetes Frauenzimmer. Sie theilte die Gefahren ihres Gemahls während des Bürgerkriegs, und soll ihn bei einigen militärischen Expeditionen oder Wanderungen, kurz ehe sie von dem künftigen Kaiser entbunden wurde, zu Pferde begleitet haben. Obschon in der Blüthe ihres Lebens Wittwe geworden, hatte sie ihrem Gemahl doch bereits 13 Kinder geboren, von denen ihn fünf Söhne und drei Töchter überlebten. I.) Joseph, der älteste, der, obgleich von seinem Bruder als eingedrungener König von Spanien in eine mißliche Lage gebracht, doch den Ruf eines rechtschaffenen und gemäßigten Mannes behauptete. II.) Na-

poleon selbst. III.) Lucian, der seinem Bruder an Talent und Ehrsucht wenig nachgab. IV.) Ludwig, dessen Karakter sich durch ein anspruchloses Verdienst auszeichnet, und der lieber einer Krone entsagen, als seine Unterthanen unterdrücken wollte. V.) Hieronymus, dessen Gemüthsart sich hauptsächlich durch einen gewissen Hang zur Verschwendung ausgezeichnet haben soll. Die weiblichen Individuen waren: I.) Maria Anne, nachmahlige Großherzogin von Toskana, unter dem Namen Elisa bekannt. II.) Maria Anonciada, nachmahlige Maria Pauline, Prinzessin von Borghese. III.) Carlotta, oder Caroline, Murat's Gemahlin und Königin von Neapel.

Nach der Auswanderung von Paoli mit der französischen Regierung wieder ausgesöhnt, genoß die Familie Buonaparte den Schutz des Grafen von Marboeuf, des französischen Gouverneurs von Korsika, durch dessen Verwendung Karl Mitglied einer aus dem Adel der Insel gewählten, im Jahre 1776 an Ludwig XV. abgesandten Deputation wurde.

In Folge dieser Sendung erhielt er eine Stelle bei dem Gerichtshofe von Ajaccio, und damit die Mittel, seine zunehmende Familie zu erhalten, was ihm, bei seinem geringen Vermögen und einigem Hang zur Verschwendung, schwer geworden seyn würde. Karl Buonaparte, Napoleons Vater, starb in einem Alter von ungefähr 40 Jahren, an einem Magengeschwüre, den 24sten Februar 1785. Seinem berühm-

ten Sohne brachte dieselbe Krankheit den Tod. Zur Zeit der Größe Napoleons sprach die Gemeine von Montpellier den Wunsch aus, Karl'n Buonaparte ein Denkmal zu setzen. Napoleons Antwort war eben so verständig, als angemessen: „Wäre mein Vater gestern gestorben," sagte er, „so hätte es sich für mich geziemt, sein Andenken auf eine meiner gegenwärtigen Stellung angemessene Weise zu ehren. Allein seit seinem Tode sind zwanzig Jahre verflossen, und dieses Ereigniß kann dem Publikum gleichgültig sein. Lassen wir die Todten in Ruhe!"

Napoleon wurde, den besten Nachrichten und seiner eigenen Angabe zufolge, den 15ten August 1769 zu Ajaccio, im Hause seines Vaters, das eine Seite eines aus der Karlsstraße führenden Hofes bildete *), geboren. Wir lesen mit Theilnahme, daß seine Mutter, eine muthvolle und lebenskräftige Frau, die, obgleich ihrer Entbindung so nahe, am Himmelmelfahrtstage zur Messe gegangen war, von den Wehen befallen, schnell wieder nach Hause zurückkehren mußte, und dort, weil für desen Fall nichts bereit war, auf einem in der Eile zugerichteten Lager, das mit einem, die Helden der Iliade darstellenden Teppiche überdeckt war, von dem künftigen Sieger entbunden worden ist. Das Kind erhielt in der Taufe den Namen Napoleon, der nicht mehr im Kalender vor-

*) Siehe Benson's Skizzen von Korsika, Seite 4.

kommt, so daß Napoleon in der Folge nicht wußte, an welchem Tage er das Fest seines Schutzheiligen feiern solle. Von dem Bischoffe, der ihm die Firmung ertheilte, diesfalls befragt, antwortete er etwas unwillig, es gebe eine große Anzahl von Heiligen und nur 365 Tage, die unter sie vertheilt werden können. Der Pabst war so höflich, den Heiligen der Vergessenheit zu entziehen und ihm aus Achtung für den nach ihm Genannten eine Stelle im Kalender anzuweisen. Der Pabst that noch mehr: er verlegte den Festtag dieses Heiligen auf den 15ten August, den Geburtstag des Kaisers und den Tag der Unterzeichnung des Konkordats, so daß Napoleon die seltene Ehre zu Theil ward, seinen Schutzheiligen zu befördern.

Der junge Napoleon erhielt die einfache und abhärtende Erziehung, die in Gebirgsländern und besonders auf seiner vaterländischen Insel üblich ist. In seiner Kindheit zeichnete er sich blos durch seine Lebhaftigkeit des Temperaments, jenen Eigensinn und jenen Widerwillen gegen das Nichtsthun aus, die man bei Kindern von glücklichen Anlagen und großer Lebhaftigkeit gewöhnlich bemerkt. Den Winter brachte der Vater mit seiner Familie meistens in Ajaccio zu, wo jezt noch das ominöse Kinderspielzeug Napoleons, eine kleine metallene Kanone, von etwa 30 Pfund im Gewicht *), gezeigt wird. Die

*) Skizzen von Korsika, K. 4.

Philosophen mögen untersuchen, ob die nachherige Kriegslust des Kindes durch den zufälligen Besiz dieses Spielzeuges, oder ob die Wahl dieses Spielzeuges durch den Keim jener Lust veranlaßt worden ist, oder ob endlich zwischen der Natur des Zeitvertreibs und dem Geschmacke, der ihn wählte, nicht eine Wirkung und Rückwirkung bestanden und beide auf diese Art zur Bildung eines so kriegerischen Karakters beigetragen haben.

Derselbe Reisende, welcher die obigen Anekdoten mittheilt, gibt uns auch eine anziehende Beschreibung von dem Sommersize der Buonapart'schen Familie.

Wenn man längst der Seeküste von Ajaccio in der Richtung der Insel Sanguiniere fortgeht, trifft man, ungefähr eine Meile von der Stadt, auf zwei steinerne Pfeiler, die Ueberbleibsel eines Thorweges, der nach einer verfallenen Villa, dem ehemaligen Wohnsize eines Halbbruders der Madame Buonaparte, des bekannten Kardinals Fesch*), führte. Der Zugang zu dem Hause ist mit Cactus und andern in einem warmen Klima wuchernden Gesträuchen eingefaßt und überwölbt. Das Haus hat einen Garten und eine umzäunte Wiese, die noch die Spuren ehemaliger Schönheit zeigen, und ist von Strauch=

*) Die Mutter der Lätitia Ramolini, der Gattin von Carlo Buonaparte, heirathete nach dem Tode des Vaters der Lätitia einen Schweizeroffizier in französischem Dienst, mit Namen Fesch.

werk umgeben, das sich ungehindert und üppig nach allen Seiten ausbreitet. Dieses war der Sommersiz der Madame Buonaparte und ihrer Familie. Beinahe ganz unter wilden Oelbäumen, dem Cactus, der Waldrebe und dem Mandelbaum erhebt sich ein sonderbarer, ganz isolirt stehender Granitfels (Napoleons Grotte genannt), welcher der Zerstörung und Verwilderung, die um ihn vorgegangen ist, widerstanden zu haben scheint. Unter dem Felsen gewahrt man die Ueberreste eines kleinen Sommerhauses, dessen Eingang durch einen üppigen Feigenbaum beinahe verschlossen ist. Dieß war oft Napoleons Aufenthaltsort, wenn er in den Schulferien seine Heimath besuchen konnte. Wie müht sich die Einbildungskraft ab, um sich einen Begriff von den Gedanken zu machen, die auf diesem einsamen und romantischen Flecke dem künftigen Helden von hundert Schlachten vorgeschwebt haben mögen!

Der bereits als Gouverneur von Korsika angeführte Graf von Marboeuf, verwendete sich so sehr für den jungen Napoleon, daß er ihm einen freien Plaz in der königlichen Militärschule zu Brienne verschaffte, wo junge Leute auf Kosten des Staates für das Ingenieur- und Artilleriefach gebildet wurden. Diese Verwendung haben einige gleichzeitige Geschichtschreiber einem zärtlichen Verhältniß zwischen dem Grafen und Madame Buonaparte zuschreiben wollen; allein jener war bereits in einem Alter,

wo dergleichen nicht zu vermuthen ist, auch hat diese Nachrede in Ajaccio niemals Glauben gefunden. Nichts konnte den Anlagen des jungen Buonaparte angemessener sein, als die ihm solchergestalt eröffnete Laufbahn. Seine Liebe zu den abstrakten Wissenschaften war beinahe leidenschaftlich mit der glücklichen Anlage verbunden, dieselben auf das Kriegswesen anzuwenden. Zugleich wurde die Aufmerksamkeit, die er einem schon an und für sich so anziehenden und unerschöpflichen Studium widmete, noch durch seinen natürlichen Ehrgeiz und seine Begierde nach Auszeichnung erhöht. Beinahe alle wissenschaftlichen Lehrer zu Brienne, die gewöhnt waren, den Karakter ihrer Zöglinge zu studiren, und die Obliegenheit hatten, gelegenheitliche Berichte über diesen Gegenstand abzustatten, sprachen von Buonaparte's Talenten und den Fortschritten in seinen Studien mit Bewunderung. Angaben von sehr verschiedener Art, entweder übertrieben oder auch ganz erdichtet, sind in Beziehung auf die Jugendjahre eines so außerordentlichen Mannes in Umlauf gekommen; die folgenden sollen dagegen guten Grund haben.*)

---

*) Sie wurden dem Verfasser schon vor mehreren Jahren von den Herren Joseph und Ludwig Law, den Brüdern des Generals, Baron Lauriston, Buonaparte's Lieblingsadjutanten, mitgetheilt. Diese Herren, wenigstens Joseph, wurden zu Brienne aber später als Napoleon, ihr ausgezeichneter Bruder hingegen zu gleicher Zeit mit ihm, erzogen

Napoleon betrug sich unter seinen Gefährten als fleißiger und zurückgezogener Jüngling, widmete sich mit allem Ernste seinen Studien und suchte nicht sowohl, sondern vermied vielmehr alles, was ihn davon abbringen konnte. Er hatte wenige Freunde und keine Vertraute; gleichwohl aber übte er zuweilen, wenn es ihm darum zu thun war, einen bedeutenden Einfluß auf seine Mitschüler aus, und wenn irgend ein gemeinschaftlicher Plan ausgeführt werden sollte, wurde er nicht selten zum Diktator der kleinen Republik gewählt.

Während des Winters bewog Buonaparte einmal seine Gefährten, aus Schnee eine Festung zu erbauen, die nach den Regeln der Kunst durch Wälle und Bollwerke vertheidigt war. Die Festung, durch welche sich das große Talent des jungen Ingenieurs in seinem Berufsfache kund gab, wurde von den Schülern, die sich zu diesem Zwecke in zwei Partheien theilten, angegriffen und vertheidigt, bis das Gefecht so sehr erglühte, daß die Vorgesezten einen Waffenstillstand gebieten zu müssen glaubten.

Bei einer andern Veranlassung zeigte der junge Buonaparte gleichfalls seine Gewandtheit und seinen Unternehmungsgeist. In der Nähe von Brienne wurde ein Jahrmarkt gehalten, auf dem die Zöglinge der Kriegsschule gewöhnlich einen lustigen Tag zuzubringen pflegten; allein in Folge eines Streites zwischen ihnen und dem Landvolke bei einer früheren Gele-

genheit oder irgend einer solchen Ursache wegen, hatten die Vorsteher der Anstalt den Befehl gegeben, es sollte den Schülern an dem Tage des Jahrmarkts nicht erlaubt sein, ihren, mit einer Mauer umgebenen Bezirk zu überschreiten. Allein unter der Leitung des jungen Korsikaners hatten die Schüler bereits einen Anschlag gefaßt, durch den sie sich ihre gewöhnliche Belustigung sichern wollten. Sie hatten die Mauer ihres Bezirks mit solcher Geschicklichkeit und solcher Verborgenheit untergraben, daß ihre Operationen bis zum Morgen des Markttages völlig unbekannt blieben. Nun fiel aber ein Theil der Schranke unerwarteterweise nieder und verschaffte den Schülern einen freien Ausgang, den sie auch sogleich benuzten, und spornstreichs an den verbotenen Belustigungsort eilten.

Obgleich aber Buonaparte bei diesen und vielleicht bei andern Gelegenheiten etwas von einem jugendlichen Frohsinn blicken ließ, den er mit jenem Erfindungsgeiste und jener Herrschergabe zu verbinden wußte, durch die er sich in der Folge so sehr ausgezeichnet hat, so war doch sein Leben auf der Schule im Ganzen genommen dasjenige eines zurückgezogenen und ernsthaften Schülers, der durch die Uebung seiner Urtheilskraft und durch die Ausstattung seines Gedächtnisses mit ächten Kenntnissen sich jene fast unbegränzte Kombinationsgabe erwarb, durch welche es ihm in der Folge möglich geworden

ist, die schwierigsten und verwickeltsten Unternehmungen auf den einfachsten und kürzesten Ausdruck zu bringen. Sein mathematischer Lehrer war stolz auf den jungen Insulaner, die Zierde seiner Schule, und seine andern wissenschaftlichen Lehrer hatten eben so viele Ursache, zufrieden zu sein.

In den Sprachen machte Buonaparte weniger Fortschritte, und brachte es nie zu einer Fertigkeit im Schreiben oder Sprechen des Französischen, oder gar in einer andern fremden Sprache; auch hatten die Mönche von Brienne keine Ursache, auf die klassische Bildung ihres Zöglings stolz zu sein. Da die volle Kraft seines Geistes auf die Wissenschaften, die mit seinem gewählten Beruf in Beziehung standen, gerichtet war, so blieb ihm wenig Zeit und Lust zu anderweitigen Studien. Obschon von italienischer Abkunft, hatte Buonaparte doch keinen entschiedenen Geschmack an den schönen Künsten, und schien sich zum Grotesken und Schwülstigen hinzuneigen. Er bediente sich stets der übertriebensten Redensarten; in seinen Kriegsberichten findet man höchst selten, und vielleicht niemals, jene auf die Würde und Einfachheit des Ausdrucks gegründeten Züge des Erhabenen.

Bei aller äußern Ruhe und Zurückhaltung in seinem Betragen hatte er, der zu so großen Dingen bestimmt war, schon als Zögling zu Brienne, jene Sehnsucht nach Auszeichnung, die vor der Schande zurück-

zurückbebt, jene rastlose und leidenschaftliche Ruhmbegier, die zu außerordentlichen Unternehmungen antreibt. Diese Sinnesart gab sich zuweilen kund. Bei einer gewissen Gelegenheit legte ein strenger Oberaufseher dem künftigen Kaiser, eines unbedeutenden Fehlers wegen, die Strafe auf, ein Bußkleid zu tragen, um, von dem Tische seiner Mitschüler ausgeschlossen, sein Mahl allein zu verzehren. Der stolze Jüngling nahm sich diesen Schimpf so sehr zu Herzen, daß ein heftiger Nervenanfall die Folge davon war, — ein Uebel, dem er, bei einem sonst rüstigen Körper, in Augenblicken außerordentlicher Aufregung unterworfen war. Vater Petrault, Lehrer der Mathematik, beeilte sich, seinen Lieblingszögling von der Strafe zu befreien, die so stark und so nachtheilig auf ihn wirkte.

Buonaparte soll sich auch schon zu Brienne durch ein frühes Hinneigen zu der Volkssache ausgezeichnet haben. Pichegrü, in der Folge so berühmt, und (ein sonderbarer Umstand) sein Vorgesetzter in der Kriegsschule, gab Zeugnisse von seinen frühern Grundsätzen, so wie von der besondern Festigkeit und Beharrlichkeit seines Karakters. Als Pichegrü späterhin gefragt wurde, ob es nicht möglich wäre, den Anführer der italienischen Heere in das königliche Interesse zu ziehen, so gab er zur Antwort: „Es wäre nur verlorene Zeit, es zu versuchen. Ich kannte ihn in seiner Jugend — sein Karakter ist unbeug=

sam — er hat sich für seine Parthei entschieden, und wird nicht mehr davon abgehen." Im Jahr 1783 ward Napoleon Buonaparte, damals erst vierzehn Jahre alt, obschon er das dazu gehörige Alter noch nicht erreicht hatte, von Herrn von Keralio, dem Oberaufseher der zwölf Kriegsschulen des Königreichs, als einer von denen gewählt, die in die Hauptschule nach Paris geschickt werden sollten, um da ihre Erziehung zu vollenden. Es war dies eine schmeichelhafte Anerkennung, der frühen Reife seines außerordentlichen mathematischen Talents und seines unverdrossenen Fleißes. Zu Paris zog er dieselbe Aufmerksamkeit, wie in Brienne auf sich. Er besuchte unter andern Gesellschaften auch die des berühmten Abbé Raynal und ward zu seinen literarischen Unterhaltungen beigezogen. Sein Geschmack wurde nicht dadurch verbessert, allein seine Wißbegierde in allen Zweigen der Wissenschaft sehr erhöht. So viel er auch täglich las, so war sein Gedächtniß doch stark genug, um die Kenntnisse, die er sich auf diesem Wege erwarb, fest zu halten, und seine Urtheilskraft reif genug, um sie zu ordnen und zu verdauen. Die Kenntnisse standen ihm daher während seines ganzen übrigen, thatvollen Lebens stets zu Gebot. Plutarch war sein Lieblingsschriftsteller; nach ihm hatte er seine Meinungen und seine Denkart so sehr gemodelt, daß Paoli späterhin erklärte:

er sei ein junger Mann von antikem Guß und gleiche den klassischen Helden.

Einige seiner Biographen haben ihm um diese Zeit die Anekdote eines gewissen jungen Zöglings der Kriegsschule beigeschrieben, der auf dem Schiffe eines Ballons mit dem Luftsegler Blanchard aufsteigen wollte, und durch die ihm ertheilte abschlägige Antwort so sehr entrüstet wurde, daß er den Ballon mit seinem Säbel zu zerhauen versuchte. Die Wahrheit dieser Geschichte ist nur schwach verbürgt, und stimmt auch nicht mit dem Karakter des Helden überein, der tief und nachdenkend, so wie kühn und entschlossen und nicht dazu aufgelegt war, seine Kraft durch nutzlose Abentheuer zu vergeuden.

Besser begründet ist die Anekdote, daß er sich um die Zeit in einem Brief an seine Familie auf eine unehrerbietige Weise über den König geäußert habe. Dem Gebrauche der Schule gemäß mußte er den Brief der Durchsicht des Herrn Domairon, des Lehrers der schönen Wissenschaften, unterwerfen. Dieser bestand darauf, daß der Brief, der beleidigenden Stelle wegen, verbannt werden sollte, und fügte einen derben Verweis hinzu. Lange nachher im Jahr 1802 erhielt Herr Domairon den Befehl, Napoleons Lever beizuwohnen, um einen Zögling in der Person des Hieronymus Buonaparte in Empfang zu nehmen. Der erste Konsul erinnerte bei dieser Gelegenheit seinen alten Vormund in guter Laune, daß

sich die Zeiten seit dem Verbrennen des Briefes bedeutend geändert hätten.

Napoleon Buonaparte ward in seinem siebenzehnten Jahre zuerst als Unterlieutenant in einem Artillerieregiment angestellt, und fast unmittelbar darauf zum Oberlieutenant bei dem in Valence liegenden Korps befördert. Er besuchte, nach seiner Anstellung bei dem Regimente, mehr, als bisher, die Gesellschaft, nahm an öffentlichen Belustigungen Theil, und entwickelte die Gabe, zu gefallen, die er, wenn er sie geltend machen wollte, in einem ungewöhnlichen Grade besaß. Seine schönen und geistreichen Gesichtszüge, seine ruhige und nette, obgleich etwas schmächtige Gestalt, empfahlen ihn noch mehr. Sein Benehmen konnte nicht wohl elegant genannt werden; allein er ersetzte das, was ihm an Grazie und Glätte abgieng, durch Lebhaftigkeit und Mannigfaltigkeit im Ausdrucke, und oft durch eine große Festigkeit und Energie.

Er buhlte auch um die Ehren der Literatur, und bewarb sich anonym um den Preis, den die Lyoner Akademie über Raynals Frage: „welches sind die Grundsätze und Institutionen, durch deren Vermittlung das menschliche Geschlecht den höchsten Grad von Glückseligkeit erreichen kann?“ ausgesetzt hatte. Der Preis wurde dem jungen Krieger zuerkannt. Man kann sich der Neugierde nicht erwehren, die jugendlichen Regierungstheorien desjenigen kennen

zu lernen, der es später in seiner Gewalt hatte, alles, was ihm beliebte, in Ausführung zu bringen. Wahrscheinlich stimmten seine frühern Ideen nicht mit seiner reifern Handlungsweise überein; denn als Talleyrand viele Jahre nachher den Versuch aus den Berichten der Akademie ans Licht brachte, und dem Verfasser wieder zustellte, so zerriß Buonaparte die Schrift, nachdem er kaum einige Zeilen gelesen hatte. Er hatte auch im Sinne, eine Reise auf den Berg Cenis, in der Manier von Sterne zu schreiben, was er jedoch glücklicherweise nicht that. Es ist nicht wahrscheinlich, daß der gezierte Styl von Sterne natürlicher geworden wäre.

Ernstere Zeiten nahten sich mit schnellen Schritten, und die Nation war nun völlig in jene Partheien getheilt, welche die Revolution erzeugten. Auch die Offiziere bei Buonaparte's Regiment waren in Royalisten und Patrioten getheilt; und es läßt sich leicht denken, daß der junge und unbefreundete Fremdling und Abentheurer diejenige Parthei zu ergreifen geneigt war, zu der er bereits einige Neigung gezeigt hatte, und die denen, die sich blos auf ihr Verdienst stützen konnten, die weiteste Laufbahn zu eröffnen versprach. „Wäre ich General," soll er sich geäußert haben, „so würde ich es mit dem Könige gehalten haben; als untergeordneter Offizier schließe ich mich an die Patrioten an."

Es ging die Sage, Buonaparte habe sich in ei-

nem politischen Streite mit einigen Offizieren seines Regiments so beleidigender Ausdrücke bedient, daß sie ihn in die Rhone warfen, wo er beinahe umgekommen wäre. Allein dies ist eine unrichtige Darstellung eines Vorfalls der ihn wirklich betroffen hat. Er wurde, als er im Flusse badete, vom Krampfe befallen, und von seinen Kameraden mit Mühe gerettet. Diese Gefahr war aber blos Werk des Zufalls.

Napoleon hat selbst versichert, er sei während der ganzen Sitzung der Nationalversammlung ein warmer Patriot gewesen, sei aber nach dem Zusammentritte der gesetzgebenden Versammlung in seinen Meinungen wankend geworden. Wenn dem so ist, so hat er seine ersten Gesinnungen wieder angenommen; denn wir sehen ihn bald nachher als einen der heftigsten Revolutionärs.

Zu Anfang des Jahrs 1792 rückte Napoleon nach dem Dienstalter zum Artilleriehauptmann vor, und in demselben Jahre war er zu Paris Zeuge der zwei Aufstände vom 21. Junius und 20. August. Er war gewöhnt, von den Insurgenten als von den verächtlichsten Banditen zu sprechen, und zu erklären, daß ein entschlossener Offizier diese scheinbar fürchterlichen, allein der That nach feigen und unlenksamen Massen mit der leichtesten Mühe hätte bändigen können. Allein mit welch einem verschiedenen Antheile würde Napoleon auf diesen wüthenden Pöbel geblickt haben — auf jene immer noch kämpfen=

den, obschon überwältigten Schweizer, auf jenen brennenden Pallast, — hätte irgend ein Zuschauer ihm zugeflüstert: „Künftiger Kaiser, all dieses Blut, all dieses Gemetzel soll nur Ihre künftige Herrschaft vorbereiten!“

Den mächtigen Einfluß, welchen die Ereignisse jener Zeit auf sein eigenes Schicksal haben würden, wenig ahnend, und für das Schicksal seiner Mutter und seiner Familie besorgt, wünschte jetzt Buonaparte den Aufenthalt in Frankreich gegen den in Korsika zu vertauschen, wo dieselben Auftritte, nur auf einer kleinern Bühne, Statt fanden.

Es war ein auffallender Zug in der französischen Revolution, daß sie den berühmten Pascal Paoli wieder aus seiner Zurückgezogenheit hervorrief. Lange schon aus Korsika verbannt, dessen Freiheit und Unabhängigkeit er so tapfer vertheidigt hatte, kehrte er aus seiner Verbannung mit der schmeichelhaften Hoffnung zurück, noch Zeuge von den Fortschritten der Freiheit in seinem Vaterlande zu werden. Als er Paris besuchte, wurde er mit enthusiastischer Verehrung empfangen. Die Nationalversammlung und die königliche Familie wetteiferten mit einander, ihm die größte Ehre zu bezeugen. Er wurde zum Präsidenten des Departements und zum Befehlshaber der Nationalgarde seiner Geburtsinsel ernannt, und übte die ihm anvertraute Gewalt mit großer Weisheit und Vaterlandsliebe aus.

Allein Paoli's Ansichten von Freiheit stimmten
nicht mit denen überein, die unglücklicherweise in
Frankreich volksthümlich zu werden begannen. Er
wünschte jene Freiheit begründet zu sehen, die das
Eigenthum beschützt, nicht aber zerstört, und praktische
Glückseligkeit verleiht, statt nach theoretischer Vollkom-
menheit zu streben. Mit einem Worte, er
suchte Korsika von [illegible] wachsenden Ansteckung des
Jakobinismus frei [illegible] en, und [illegible] Lohn dafür
wurde er bei der [illegible] lung [illegible] t. Paoli, [illegible] die wider
aufgefordert, zu [illegible] m [illegible] lehnte
ihn vorgebrachte A[illegible] zu [illegible] aber,
[illegible] eise seines [illegible] ab
[illegible] el zu verlas[illegible]
große An[illegible] wo
des beja[illegible]
Convent [illegible]
[illegible] a Com[illegible]
ce[illegible]
Kor[illegible] den [illegible]
Plün[illegible] den [illegible]
B[illegible] on [illegible]
auf Urla[illegible] m [illegible]
freundscha[illegible] ich
germaßen [illegible]
jung[illegible]
[illegible]

ersten Sporen in dem Bürgerkriege auf seiner Geburtsinsel. Im Jahre 1793 wurde er von Bastia, das in den Händen der französischen Parthei war, abgeschickt, um seine damals von Paoli oder seinen Anhängern besezte Vaterstadt zu überfallen. Buonaparte war zum einstweiligen Anführer eines Batailons der Nationalgarde ernannt. Er landete in dem Meerbusen von Ajaccio, mit ungefähr 50 Mann, um von einem Thurm, Torre di Capitello genannt, der auf der entgegengesezten Seite des Meerbusens und fast im Angesichte der Stadt lag, Besiz zu nehmen. Es gelang ihm, diesen Posten zu nehmen; allein, da sich ein Wind erhob, der seine Verbindung mit der Fregatte, die ihn ans Land gesezt hatte, abschnitt, so wurde er in dem eroberten Thurme von der Gegenparthe belagert und so sehr in di Enge getrieben, daß er und seine kleine Besazung sich von Pferdefleisch nähren mußten. Nach fünf Tagen wurde er durch die Fregatte entsezt, und räumte den Thurm, nachdem er zuvor vergebens gesucht hatte, ihn in die Luft zu sprengen. Der Torre di Capitello zeigt noch Spuren von den damals erlittenen Beschädigungen und kann als eine Sehenswürdigkeit betrachtet werden, da er der erste Schauplaz der Kämpfe desjenigen war, vor welchem

— „Tempel und Thurm
in die Erde versanken,“ —

Ein Verwandter Napoleons, mit Namen Maf=

ferio, vertheidigte wirklich Ajaccio gegen die von dem Nationalkonvente abgeschickte Macht. *) — Da Paolis Macht stieg, und die Engländer sich anschickten, ihm beizustehen, so war Korsika nicht länger ein sicherer oder angemessener Aufenthalt, für die Buonapartische Familie. In der That, sowohl Napoleon als sein Bruder Lucian, die sich als Anhänger der Franzosen ausgezeichnet hatten, wurden durch ein Dekret von ihrer Geburtsinsel verbannt, Madame Buonaparte mit ihren drei Töchtern und Hieronimus, der noch ein Kind war, segelten unter ihrem Schuze ab, um sich zuerst in Nizza, und hierauf in Marseille niederzulassen, wo die Familie in kümmerlichen Umständen gelebt haben soll, bis Napoleons Glücksstern aufging, und dieser im Stande war, dieselbe zu unterstüzen.

*) So erzählen die Korsikaner diese erste That ihres berühmten Landsmanns. S. Bensons Skizzen, S. 4. Allein man hat Ursache zu glauben, daß Buonaparte im Febr. 1793 schon in Thätigkeit war. Admiral Truguet war mit einer ansehnlichen Flotte, die ein bedeutendes Korps an Bord hatte, mehrere Wochen in den korsikanischen Häfen vor Anker gelegen, und hatte Miene gemacht, in Sardinien zu landen. Nachdem er endlich Verstärkungen erhalten hatte, segelte er zu dieser Expedition ab. Buonaparte begleitete, wie man glaubt, diesen Admiral, von dessen Talenten und Urtheilskraft er im Manuskript von St. Helena mit großer Verachtung spricht. Es gelang Buonaparten einige Batterien in der Gegend von St. Bonifacio zu nehmen; allein da die Expedition mißlang, so wurde sie schnell wieder verlassen.

Napoleon sah seit jener Zeit Korsika nicht wieder, und scheint nichts für dasselbe gefühlt zu haben. Eine kleine Quelle in Ajaccio wird als die einzige Zierde bezeichnet, mit der seine Güte seinen Geburtsort schmückte. Er hielt es vielleicht für unklug, irgend etwas zu thun, wodurch das von ihm beherrschte Land erinnert worden wäre, daß er nicht sein Kind, ja sogar beinahe ein Ausländer sei; denn Korsika ist erst im Juni 1769, nur wenige Wochen vor Napoleons Geburt mit Frankreich vereinigt worden. Dieser Flecken wurde ihm von seinen Gegnern zu wiederholtenmalen zum Vorwurf gemacht. Einige tadelten sogar die Franzosen laut, daß sie einen Herrn von einem Lande angenommen hätten, aus dem die alten Römer nicht einmal einen Sklaven nehmen wollten. Napoleon mag dieses in so ferne beachtet haben, daß er es vermied, irgend eine Vorliebe für den Ort seiner Geburt zu zeigen, die jenen Umstand der großen Nation, mit der er und seine Familie unauflöslich verbunden zu sein schien, deutlich hätte vor Augen stellen können. Aber wie ein bereits angeführter Reisender, der die beste Gelegenheit hatte, sich mit den Gesinnungen der stolzen Insulaner vertraut zu machen, sich ausdrückte, — „die Korsikaner sind noch in einem hohen Grade patriotisch, und besizen eine starke Anhänglichkeit an ihr Vaterland" — und die Verachtung, die Jemand gegen das Land seiner Geburt hegt, kann ihrer

Meinung nach durch keine andern Eigenschaften gesühnt werden. Napoleon war daher sicherlich in Korsika nicht beliebt; auch wird sein Andenken daselbst nicht sehr werth gehalten.*)

In den Gefühlen beider Theile war hiebei nichts Unnatürliches. Napoleon, der in seinem eigenen Geburtslande wenig betheiligt, in seinem adoptiven Vaterlande ein unermeßliches Glück gemacht hatte, das er entweder behaupten oder verlieren mußte**), befolgte darum eine dieser Stellung angemessene Politik; wer mag es dagegen den hochherzigen Insulanern verargen, daß sie die von ihrem hochgestiegenen Landsmann gegen sie bewiesene Gleichgültigkeit mit denselben Gesinnungen erwiederten?

---

*) Siehe Bensons Skizzen von Korsika, Seite 121.

**) Doch nicht ganz buchstäblich; denn es muß bemerkt werden, daß, nachdem er die höchste Gewalt erlangt hatte, seiner Familie ein Erbgut in der Nähe von Ajaccio zufiel und unter sie vertheilt wurde. Der erste Konsul oder Kaiser erhielt als Antheil einen Olivengarten. — Skizzen von Korsika.

Drittes Kapitel.

Belagerung von Toulon. — Buonaparte wird zum Artilleriemajor und zum Artilleriekommandanten bei der Belagerung von Toulon ernannt. — Er findet Alles in Unordnung. — Sein Plan, die Uebergabe der Festung zu bewirken. — Er wird angenommen. — Anekdoten während der Belagerung. — Die verbündeten Truppen beschließen, Toulon zu räumen. — Schreckliche Umstände bei dieser Räumung. — England wird bei dieser Gelegenheit getadelt. — Lord Lynedoch. — Buonapartes Ruf wächst, und er wird zum Batallionschef bei der italienischen Armee ernannt. — Er trift in dem Hauptquartier zu Nizza ein. — Nach Robespierres Fall wird Napoleon außer Thätigkeit gesezt. — Er kommt im May 1795 nach Paris, und sucht um eine Anstellung nach. — Sein Wunsch wird nicht erfüllt. — Talma. — Rückblick auf die Verhandlungen der Nationalversammlung. — Schwierigkeiten bei der Entwerfung einer neuen Verfassung. — Einsetzung des Direktoriums — Des Rathes der Alten und der Fünfhundert. — Ihre Ansprüche erwecken den Unwillen der Nation im Allgemeinen und der Hauptstadt insbesondere. — Die Pariser versammeln sich in den Sektionen. — General Danican wird zu ihrem Oberbefehlshaber ernannt. — Menon erhält von dem Direktorium den Auftrag, die Nationalgarden zu entwaffnen — wird aber seiner Unfähigkeit wegen abgesezt — Buonaparte tritt an seine Stelle. — Tag der Sektionen — Kampf zwischen den Truppen des Nationalkonvents unter Buonaparte und den Truppen der Sektionen von Paris unter Danican. — Der Leztere wird mit großem Verlust geschlagen. — Buonaparte wird zum zweiten Befehlshaber der Armee des Innern ernannt — Dann zum Obergeneral. — Er heirathet Madame Beauharnois. — Ihr Karakter. — Buonaparte geht unmittelbar nachher zur italienischen Armee ab.

Die Belagerung von Toulon war der erste wich=

tige Vorfall, der Napoleon in den Stand sezte, sich in den Augen der französischen Regierung und der Welt überhaupt auszuzeichnen.

Wir haben bereits erwähnt, daß ein allgemeines Mißtrauen, und Furcht vor den Umtrieben der Jakobiner, in Verbindung der Intriken mit den Girondisten, nach dem Falle der lezteren mehrere der vorzüglichsten Städte Frankreichs bewogen hatte, die Waffen gegen den Nationalkonvent, oder vielmehr gegen die jakobinische Partei, die denselben ganz beherrschte, zu ergreifen. Wir haben gleichfalls bemerkt, daß Toulon, entschlossener als selbst Marseille oder Lyon, sich für den König und die Verfassung von 1789 erklärt, und die Hülfe der englischen und spanischen Geschwader, die an der Küste kreuzten, angerufen hatte. Es erfolgte eine Ausschiffung, und eine vermischte Schaar von Spaniern, Sardiniern, Neapolitanern und Engländern wurde in die Festung gelegt.

Dies war eine jener kritischen Perioden, wo kräftige Maßregeln von Seiten der Alliirten zu großen Resultaten führen konnten. Toulon, das Zeughaus der französischen Seemacht, enthielt damals, nebst unermeßlichen Vorräthen von Schiffsbedürfnissen, eine Flotte von 17 segelfertigen Schiffen und 13 oder 14 andern, die ausgebessert werden mußten. Der Besitz dieser Seestadt war von der größten Wichtigkeit; und mit einer hinreichend starken Be=

satzung, oder vielmehr einer Armee zur Deckung der wichtigsten Punkte außerhalb der Stadt, hätten sich die Engländer daselbst behaupten können, wie sie sich später zu Lissabon und Cadix zu behaupten wußten. Die See würde den Belagerten, wenn sie die zur Beschützung der Rhede nöthigen Vertheidigungslinien erhalten hätten, ganz offen geblieben sein, und sie hätten alle nöthigen Mund- und Kriegsvorräthe aus Sicilien, oder den Staaten der Barbarei beziehen können, während den Belagerern die Erhaltung ihrer Armee, — so groß war zu dieser Zeit die Theurung in der Provence, — ungemeine Schwierigkeiten verursacht haben würde. Allein, um ein so kühnes Spiel zu spielen, mußte man, statt weniger Bataillons eine Armee unter dem Befehl eines tüchtigen Obergenerals haben. Es war dies um so nothwendiger, weil Toulon zufolge seiner Lage durch Postengefechte vertheidigt werden mußte, wozu besondere Gewandtheit, Klugheit und Wachsamkeit gehört. Auf der andern Seite waren mehrere Umstände der Vertheidigung sehr günstig, falls sie mit Talent und Nachdruck geführt wurde. Um Toulon auf der rechten und linken Seite zugleich einzuschließen, waren zwei besondere Blokadearmeen nöthig, und diese konnten nicht leicht mit einander in Verbindung bleiben, da sie durch einen steilen Gebirgsrücken, Pharon genannt, getrennt worden wären. Dies verschaffte den Belagerten Gelegenheit, ihre

Kraft zu vereinigen, und bei ihren Ausfällen den Angriffspunkt zu wählen, während dagegen die beiden Heere der Belagerer ihre Operationen nicht wohl, es sei zum Angriffe oder zur Vertheidigung, vereinigen konnten.

Lord Mulgrave, der in der Stadt selbst den Befehl führte, begann, ungeachtet der gemischten Besatzung und anderer ungünstigen Umstände, die Vertheidigung mit vieler Einsicht. Auch schlug Sir Georg Keith Elphinston die Republikaner in dem Gebirgspasse Ollioulles. Die Engländer hielten diesen wichtigen Paß eine Zeitlang besetzt, wurden aber zulezt wieder daraus vertrieben. Cartaux, ein bereits erwähnter republikanischer General rückte nun auf der Westseite von Toulon, an der Spitze einer sehr bedeutenden Heeresmacht vor, während General Lapoype die Stadt auf der Ostseite mit einem Theile der italienischen Armee berennte. Die Franzosen hatten die Absicht, sich der Stadt Toulon auf beiden Seiten des Gebirgsrückens Pharon zu nähern; allein im Osten war die Stadt durch das starke und regelmäßige Fort La Malgua gedeckt, und auf der Westseite der Rhede durch ein minder furchtbares Werk, Malbosquet genannt. Um Malbosquet zu behaupten, und den Eingang der Rhede und des Hafens zu beschützen, befestigten die englischen Ingenieurs einen Höhepunkt, hauteur de Grasse genannt, mit großer Geschicklichkeit. Diese

Anhöhe

Anhöhe senkte sich in eine Art Bucht hinab, deren zwei Vorgebirge durch die Redouten Eguillotte und Balaginere beschützt waren, die, mit dem neuen Werk von den Engländern das Fort Mulgrave genannt, in Verbindung standen, und dieselbe beschützten.

Es hatten mehrere Ausfälle und Scharmützel statt, in denen die Republikaner meistens geschlagen wurden. Generallieutenant O'Hara kam aus Gibraltar mit Verstärkungen an, und übernahm den Oberbefehl.

Von dem guten Einverständnisse unter den Befehlshabern in Toulon läßt sich wenig sagen; doch glückten ihre Unternehmungen in so weit, daß die Franzosen über die langsamen Fortschritte der Belagerung bestürzt zu werden anfingen. Die Lebensmittel wurden immer seltener, und die Unzufriedenheit des Volkes in der Provence nahm mit jedem Tage mehr zu; die Katholiken waren in den benachbarten Bezirken von Vivaraies und der niedern Languedoc zahlreich; Barras und Freron schrieben von Marseille aus an den Konvent, und gaben zu verstehen, daß die Belagerung von Toulon aufgehoben und die Belagerungsarmee hinter die Durance verlegt werden müsse. Während aber schwächere Gemüther die Hoffnung aufgaben, bereiteten sich Talente vom ersten Range, die Eroberung von Toulon zu bewirken.

Buonaparte scheint seit seiner Rückkehr aus Korsika einige Unterstützung von seinem Landsmanne Sallicetti erhalten zu haben, dem einzigen korsischen Abgeordneten, der für den Tod des Königs stimmte, und einem Manne, der den jungen Artillerieoffizier während des Bürgerkriegs auf seiner Geburtsinsel kennen gelernt hatte. Napoleon hatte in einer kleinen jakobinischen Schrift, Le souper de Beaucaire genannt, Meinungen geäußert, die mit den damals herrschenden übereinstimmten. Diese Schrift bestand in einem politischen Zweigespräche zwischen Marat und einem Föderalisten, in welchem der leztere durch die Beweisgründe und die Beredtsamkeit des Volksfreundes besiegt, und zum Schweigen gebracht wurde. Dieser jugendlichen Arbeit schämte sich Buonaparte nachher so sehr, daß er die Exemplare sammeln, und gänzlich vertilgen ließ, so daß schwerlich mehr eines derselben zu finden seyn wird. Es ist auffallend, daß er in den Manuscripten von St. Helena diese Schrift als ein Produkt erwähnt, in welchem er die Maske der jakobinischen Grundsätze bloß angenommen habe, um die Girondisten und Royalisten zu überzeugen, daß sie eine unpassende Zeit zum Aufstande gewählt hätten, und keine Hoffnung zu einem glücklichen Erfolge für sie vorhanden sei. Er fügt noch hinzu, daß er dadurch viele zu dieser Meinung bekehrt habe.

Buonaparte's kriegerische Talente bewährten sich

noch besser, als die Richtigkeit seiner politischen Grundsätze; über jene konnte eigentlich gar kein Zweifel statt finden. In den, von den Vorgesezten der Kriegsschule stets aufbewahrten Bemerkungen über die Fähigkeiten ihrer Zöglinge ist er als ein Genie vom ersten Range aufgeführt; diesem Zeugnisse verdankte er jezt seine Erhebung zum Range eines Artilleriemajors und den Oberbefehl über die Artillerie während der Belagerung von Toulon.

Als er an Ort und Stelle die Posten der Belagerungsarmee besichtigt hatte, fand er so viele Zeichen von Unfähigkeit, daß er sein Erstaunen nicht verhehlen konnte. Man hatte Batterien zur Zerstörung der englischen Flotte errichtet; allein sie waren drei Schußweiten von dem Punkte entfernt, den sie beherrschen sollten. Glühende Kugeln wurden in Bereitschaft gesezt; allein nicht in Oefen zunächst den Batterien glühend gemacht, sondern in einer lächerlichen Entfernung davon, in einigen Landhäusern der Umgegend, als ob man sie auf die leichteste und gewöhnlichste Weise hätte herbeischaffen können. Mit Mühe erhielt Buonaparte von dem General Cartaux die Erlaubniß, zum Behufe eines Versuchs einige Schüsse zu thun; und als sie ihr Ziel nicht einmal halb erreichten, so konnte der General sich blos dadurch entschuldigen, daß er gegen die Aristokraten los zog, die ihm, wie er sagte, sein Schießpulver verdorben hätten.

Der junge Artillerieoffizier machte auf eine kluge und zugleich muthige Weise dem Mitgliede des Nationalkonvents, Gasparin, der Zeuge des Versuchs gewesen war, seine Vorstellungen, und bewies die Nothwendigkeit, ein systematischeres Verfahren anzunehmen, wenn man je etwas zu Stande bringen wolle.

In einem Kriegsrathe, in welchem Gasparin den Vorsitz führte, wurden die Verhaltungsbefehle des Sicherheitsausschusses vorgelesen, die dahin gingen, daß die Belagerung von Toulon, den gewohnten Formen gemäß, mit der Berennung der Stadt selbst begonnen werden solle. Die Befehle des Sicherheitsausschusses ließen eigentlich keine Erörterung oder Kritik zu, sondern mußten in der Regel blindlings befolgt werden; dennoch wagte es Buonaparte, diesmal eine Ausnahme in Vorschlag zu bringen. Sein umfassender Geist hatte sogleich das Mittel ausfindig gemacht, nicht geradezu, sondern gewissermaßen auf einem kleinen Umweg in den Besitz der Festung zu kommen. Er rieth, sich mit der Stadt selbst nicht zu befassen, dagegen aber das Vorgebirge, die Höhe de Grasse genannt, zu nehmen und zu diesem Zwecke die Belagerten aus dem Fort Mulgrave und den beiden Redouten Eguillette und Balagniere zu vertreiben, wodurch die Engländer die Flotte und die Rhede gedeckt hatten. Er empfahl zugleich einen Angriff auf die Feste Malbosquet die gleichfalls

ein höchst wichtiger Punkt war. Er wies nach, daß die Belagerer durch die Wegnahme dieser festen Punkte die Rhede, wo die englische Flotte lag, vollkommen beherrschen, und diese nöthigen würde, unter Segel zu gehen, daß sie eben so den Eingang in die Bucht bestreichen, und der Stadt alle Zufuhren von der See her abschneiden würden. Er meinte, daß, wenn die Besatzung sich einmal in der Gefahr sehe, die Verbindung mit ihren Schiffen ganz zu verlieren, sie es vorziehen würde, Toulon ganz zu räumen, um nicht darin eingeschlossen und ausgehungert zu werden.

Der Plan wurde von dem Kriegsrathe nach langem Zögern angenommen, und der junge Offizier, der ihn entworfen hatte, erhielt die Vollmacht, denselben auszuführen. Er brachte eine Anzahl von trefflichen Artillerieoffizieren und Soldaten zusammen, wußte sich einen Belagerungspark von mehr als zweihundert wohlbedienten Geschützen zu verschaffen, und stellte sie so vortheilhaft auf, daß er den englischen Schiffen auf der Rhede großen Schaden zufügte, noch ehe die Batterien fertig waren, mit denen er die Hauptdeckung der englischen Flotte, das Fort Mulgrave und Malbosquet zu nehmen hoffte.

Indessen hatte General Doppet, ein ehemaliger Arzt, den General Cartaux abgelöst, der seine Unfähigkeit nicht länger durch seine Prahlereien verbergen konnte; und, wie sonderbar, der Exarzt hätte

Toulon beinahe zu einer Zeit genommen, wo er am wenigsten daran dachte. Ein ungestümer Angriff einiger junger Carmagnolen auf die spanischen Truppen, die das Fort Mulgrave besetzt hielten, wäre beinahe gelungen. Buonaparte jagte im Galopp auf den Fleck hin, riß seinen zögernden General mit sich fort und ließ zur Unterstüzung des Angriffs Hülfstruppen nachrücken. Da aber jezt ein Adjutant von Doppet zur Seite seines Generals durch einen Schuß getödtet wurde, so hielt der ehemalige Arzt dieses für ein schlimmes Symptom, erklärte den Fall für unheilbar und befahl, so sehr auch Buonaparte darüber entrüstet war, den Rückzug. Nachdem sich nun Doppet eben so unfähig gezeigt hatte, als Cartaux, so kam jezt der Oberbefehl an Dugommier, einen Veteranen von fünfzig Dienstjahren, der mit Narben bedeckt und so brav war, wie sein Degen.

Von dieser Zeit an zweifelte der Artilleriekommandant, der nun die vollkommene Zustimmung seines Generals hatte, nicht mehr an einem glücklichen Erfolge. Um jedoch denselben zu sichern, ließ er es an Wachsamkeit und Mühe nicht fehlen, und wagte seine Person bei allen Gelegenheiten.

Er gerieth einmal in eine Gefahr von eigener Art. Als ein Artillerist, während Napoleon eine Batterie besuchte, neben der Kanone, die er bediente, erschossen wurde, so hob der Artilleriekommandant das Ladezeug des getödteten Mannes auf, und lud,

um die Soldaten zu ermuthigen, die Kanone zu wiederholtenmalen mit eigenen Händen. In Folge des Gebrauchs dieses Werkzeugs erhielt er ein ansteckendes Hautübel, das, ungeschickt behandelt, und, nach innen getrieben, seiner Gesundheit großen Schaden brachte, bis es nach seinen italienischen Feldzügen von Herrn Corvissart völlig geheilt wurde. Von dem an zeigte er allmählig jene Dickleibigkeit, die man in seinen spätern Jahren an ihm bemerkt hat. Bei einer andern Gelegenheit, wo Napoleon den Bau einer Batterie betrieb, welchen der Feind durch sein Feuer zu verhindern suchte, verlangte er Jemanden, der schreiben könne, um ihm einen Befehl zu diktiren. Hierauf trat ein junger Soldat hervor, und legte Papier auf die Brustwehr und fing an zu schreiben. Kaum war er fertig, so schlug eine feindliche Kugel auf der Brustwehr auf und bedeckte den Brief mit Erde. — „Schönen Dank," rief der kriegerische Briefsteller, „wir brauchen diesmal keinen Streusand." Durch diesen frohsinnigen Muth zog der junge Mann die Aufmerksamkeit Buonapartes auf sich; derselbe war kein Anderer, als der berühmte General Junot, nachmaliger Herzog von Abrantes. Während dieser Belagerung lernte er auch die Talente Duroc's kennen, der in der Folge sein getreuester Anhänger wurde. In diesen und andern Fällen zeigte Napoleon seine große Menschenkenntniß, vermittelst welcher er diejenigen ausfindig zu machen, und sich

zu verpflichten wußte, die zufolge ihrer Fähigkeiten seine Zwecke am besten befördern konnten.

Bei allem Einfluße, den sich der Artillerie-kommandant verschafft hatte, sah er sich doch manchmal die Hände gebunden, durch die bei der Belagerungsarmee anwesenden Konventsdeputirten, d. i. durch Freron, Ricors, Salicetti und den jungen Robespierre. Im Bewußtsein, daß ihnen ihr Amt die höchste Gewalt über die Heere und ihre Anführer verlieh, schienen diese Volksrepräsentanten niemals erwogen zu haben, ob sie durch Natur oder Erziehung auch geeignet seien, dieselbe zum Besten des Vaterlands und zu ihrem eigenen Ruhme auszuüben. Sie tadelten Napoleons Angriffsplan, weil sie es nicht begreifen konnten, wie seine gegen abgesonderte und von der Festung entfernte Werke gerichteten Operationen ihnen zum Besiz der Stadt selbst verhelfen sollten. Allein Napoleon war geduldig und wußte sich nach den Umständen zu richten. Da er Salicetti's Zustimmung hatte, und mit dem jungen Robespierre auf einem etwas vertrauten Fuße stand, so brachte er es dahin, daß die Belagerung nach seinem Plane ausgeführt wurde.

Die Anmaßung dieser Volksrepräsentanten bewog ihn, seine Operationen zu beschleunigen. Er wollte vorerst die gegen das Fort Mulgrave entworfenen Angriffswerke vollenden, ehe er die ganz im Stillen, gegen Malbosquet aufgeführte und mit

vielem Geschüz besezte Batterie spielen ließ, so daß der Feind durch gleichzeitige Eröffnung seines Angriffs in die größte Bestürzung gerathen mußte. Die Arbeiten durch eine Olivenpflanzung maskirt, waren fertig geworden, ehe es die Engländer bemerkt hatten, die nach Buonaparte's Plan zumal angegriffen werden sollten. Als aber die Herren Freron und Robespierre die militärischen Posten besichtigten, so kamen sie auch zu dieser Batterie, da sie nun nicht begreifen konnten, warum vier Mörser und acht Vierundzwanzigpfünder unthätig bleiben sollten, so befahlen sie, das Feuer gegen Malbosquet sofort zu beginnen.

Erstaunt, diesen wichtigen Posten einem so furchtbaren und unerwarteten Feuer blosgestellt zu ehen, beschloß General O'Hara, die französische Batterie durch einen Gewaltstreich zu nehmen. Dreitausend Mann wurden bei diesem Ausfalle verwendet, und der General beschloß, sich selbst an ihre Spize zu stellen, obgleich sich dieses eigentlich mit der Pflicht, die ihm als Befehlshaber eines wichtigen Postens oblag, eben nicht vertrug.

Dieser Ausfall gelang zuerst vollkommen; während aber die Engländer den Feind, im vollen Vertrauen auf einen vollständigen Sieg, zu weit verfolgten, benuzte Buonaparte eine Vertiefung des Terrains, um die flüchtigen wieder zu sammeln, frische Truppen heranzubringen und die Engländer

in der Flanke und im Rücken zu nehmen. Es entspann sich ein hiziges Gefecht, worin Napoleon selbst einen Bajonetstich in den Schenkel erhielt, wodurch er jedoch, so bedeutend die Wunde auch war, doch nicht ausser Gefecht gesezt wurde. Die Engländer flohen in der größten Unordnung, unter Zurücklassung ihres verwundeten Generals, der in Gefangenschaft gerieth. Es ist sonderbar, daß Napoleon, während der langen und vielen Kriege, die er führte, nie persönlich gegen die Britten focht, ausgenommen, in seinem ersten und zu Waterloo, in seinem lezten für ihn so verderblichen Kampfe. Die Bestürmung von Acre macht, was seine eigene Person betrifft, kaum eine Ausnahme.

Die Gefangennehmung von O'Hara und die Lebhaftigkeit des darauf folgenden Angriffs scheinen den Muth der Besazung zulezt völlig gebrochen zu haben. Fünf Batterien wurden gegen das Fort Mulgrave eröffnet, dessen Besiz Napoleon für entscheidend hielt. Nach einem vierundzwanzigstündigen Feuer beschlossen Dugommier und Napoleon, einen allgemeinen Angriff zu wagen, an dem die Volksrepräsentanten eben kein Behagen fanden. Die Angriffskolonnen rückten vor Tagesanbruch, während eines starken Regengusses, vor. Sie wurden anfänglich auf allen Punkten durch den enschlossensten Widerstand zurückgeschlagen; und als Dugomier seine Truppen in der größten Verwirrung fliehen sah, rief er, wohl wissend,

was einem unglücklichen republikanischen General bevorstehe, aus: „ich bin verloren!“ Aber erneuerte Angriffe gaben endlich doch den Sieg. Die spanischen Artilleristen wichen auf einem Punkte zurück, und das Fort fiel in die Hände der Franzosen, die alles, was sich vorfand, niedermachten.

Wie Buonaparte versichert hat, erschienen die Volksrepräsentanten drei Stunden nach der Einnahme des Forts mit gezogenen Schwertern in den Laufgräben, um den Soldaten zu ihrer siegreichen Tapferkeit Glück zu wünschen und von dem Artilleriekommandanten die wiederholte Versicherung zu hören, daß nun, nachdem dieses entlegene Fort genommen sei, Toulon ihnen gehöre. In ihrem Bericht an den Konvent wußten die Deputirten ihre eigenen Thaten besser zu rühmen, indem sie anführten, Ricors, Salicetti und der junge Robespierre hätten den Angriff der Truppen mit dem Säbel in der Faust geleitet, und diesen den Weg zum Siege gezeigt. Dagegen erwähnten sie Buonaparte's, dem man den Sieg allein zu verdanken hatte, auch nicht mit Einer Sylbe.

Indessen war die Voraussage Napoleons durch den Erfolg bewährt. Die Offiziere der verbündeten Truppen faßten, nach einem in der Eile gehaltenen Kriegsrathe den Entschluß, Toulon zu räumen, weil die Franzosen von den gewonnenen Punkten aus die englischen Schiffe von ihrem Ankerplaze vertreiben,

und hiedurch der Besazung den einzigen möglichen Rückzugsweg abschneiden konnte, wenn man nicht den enteilenden Augenblick benüze. Lord Hood allein drang auf einen kühnen Entschluß, und rieth, zu Wiedereroberung des Forts Mulgrave einen verzweifelten Versuch zu machen. Allein sein muthiger Rath wurde verworfen, und die Räumung beschlossen, die ohne die Festigkeit der brittischen Seeleute, des panischen Schreckens der fremden Truppen, besonders der Neapolitaner wegen, noch schrecklicher geworden wäre.

Die Rettung der unglücklichen Bürger, die fremden Schuz angerufen hatten, wurde selbst in der Verwirrung des Rückzugs nicht vernachlässigt. Die zahlreichen Handelsschiffe und andere Barken boten allen denen, welche Toulon zu verlassen wünschten, weil sie die Rache der Republikaner zu fürchten hatten, die Mittel zur Flucht dar. So groß war die Furcht vor der Grausamkeit der Sieger, daß gegen 14,000 Personen zu diesem traurigen Mittel ihre Zuflucht nahmen. Inzwischen gab es noch andere Arbeit.

Man hatte beschlossen, das Zeughaus und die Schiffsvorräthe, sammt denjenigen französischen Schiffen, die die See nicht halten konnten, zu zerstören, und steckte sie deswegen in Brand. Dieses Geschäft wurde großentheils dem furchtlosen Sir Sydney Smith übertragen, der es, Alles genau er-

wogen, mit einer fast bewunderungswürdigen Ordnung vollzog. Die Spanier boten ihre Dienste an, die auch angenommen wurden. Sie unterzogen sich dem Geschäfte, zwei, als Pulvermagazine gebrauchte, Schiffe zu versenken, und einen Theil der abgetackelten Schiffe zu zerstören. Der Brand loderte immer heller auf und glich endlich einem großen Vulkane, worin die brennenden Masten und Segelstangen lange gesehen wurden, während die gegen die Festung anwogenden republikanischen Truppen wie in einem Helldunkel erschienen. Die Jakobiner in der Stadt erhoben sich allmählig, um über die fliehenden Royalisten herzufallen. Ein furchtbares Rachegeschrei und revolutionäre Chöre mischten sich in die Klagelaute und Bitten der Flüchtlinge, die sich noch nicht hatten einschiffen können. Das Geschüz, das von dem Fort Malbosquet, welches jezt im Besize der Franzosen war, auf die Stadt herabdonnerte, steigerte die Verwirrung. Auf einmal war nichts mehr zu hören, als die den Boden erschütternde Explosion von vielen hundert Pulverfässern, wobei tausend brennende Trümmer zum nächtlichen Himmel hinaufflogen, und Verderben drohend wieder herabfielen. Eine zweite Explosion erfolgte mit den nämlichen furchtbaren Wirkungen, als das andere Magazin aufflog. Dieser Zuwachs von Schrecknissen war die Folge davon, daß die Spanier die Magazinschiffe in Brand steckten, statt dieselben, dem entworfenen Plane gemäß, zu

versenken. Aus bösem Willen, aus Sorglosigkeit oder aus Furcht benahmen sie sich eben so ungeschickt bei dem ihnen gleichfalls aufgetragenen Geschäfte, die abgetackelten Schiffe zu zerstören, die somit den Franzosen fast unversehrt in die Hände fielen. Die brittische Flotte, die den mit Flüchtlingen angefüllten Fahrzeugen zur Eskorte diente, verließ Toulon ohne Verlust, unter den schlecht gerichteten Schüssen aus den von den Franzosen genommenen Batterien. In dieser Nacht des Schreckens, des Brandes, des Blutvergießens und der Thränen stieg Napoleons Stern zuerst am Horizont auf; und obgleich er noch manche Schreckensszene beleuchtete, ehe er wieder unterging, so ist es doch zweifelhaft, ob er je sein Licht auf eine gräßlichere herabgegossen hat.

Der Fall von Toulon zerstörte mit einenmale alle in dem Süden von Frankreich genährten Hoffnungen, den Jakobinern Widerstand zu leisten. Es erhob sich ein starkes Mißtrauen gegen England, dem man die Absicht Schuld gab, es habe den Aufstand dieser unglücklichen Bürger blos zur Schwächung und Zerstörung der französischen Seemacht benüzen, keineswegs aber den Royalisten beistehen wollen. Dies war grundlos, obgleich nicht geläugnet werden kann, daß der Schein dafür sprach. Wenn man sich einmal darauf einließ, eine Stadt, in der Lage, in welcher sich Toulon befand, in Schuz zu nehmen, so mußte dies mit einer Energie geschehen, die des

Landes würdig war, dessen Schuz man angerufen, und das denselben zugesagt hatte. Dieß geschah aber nicht; und der bewilligte Beistand ward sowohl ohne Talent geleistet, als durch Uneinigkeit verkümmert. Die Truppen erwiesen sich tapfer; aber die Anführer, mit Ausnahme der Seeoffiziere, zeigten wenig kriegerische Geschicklichkeit, und hatten beinahe gar keinen gemeinschaftlichen Vertheidigungsplan angenommen. Ein einziger Engländer von Stande, der damals zufälligerweise in Toulon als Privatmann lebte, zeichnete sich als Freiwilliger aus, und hat sich seitdem in der brittischen Armee hoch emporgeschwungen.*) Wäre er, oder ein Mann wie er, an der Spize der Besazung gestanden, so wären die Wälle vor Toulon einer Schlacht gleich der von Barossa gewesen, und die Belagerung würde wahrscheinlich einen ganz andern Ausgang genommen haben.

Von den Bürgern von Toulon, die Antheil an dem lezten Widerstande genommen hatten, waren so viele durch die Hülfe der Engländer entkommen, daß die republikanische Rache sich nicht mit so vielen Schlachtopfern, als gewöhnlich, sättigen konnte. Gleichwohl aber wurden viele erschossen, und man

---

*) Herr Graham von Balgowan, jezt Lord Lynedoch. Er wohnte einem Ausfalle bei, und als das Gefecht heiß wurde, ergriff er die Muskette und Patrontasche eines gefallenen Soldaten, und gab den Truppen ein solches Beispiel von Tapferkeit, daß sie hauptsächlich hiedurch ihren Zweck erreichten.

hat behauptet, Buonaparte habe das Geschüz befehligt, durch welches sie, wie die Lyoner, vertilgt wurden, und einen Brief an Freron und den jüngern Robespierre geschrieben, worin er sich selbst und ihnen wegen der Vertilgung dieser Aristokraten Glück wünschte, und sich Brutus Buonaparte, Sans-culotte unterschrieb. Wenn er wirklich bei dieser Hinrichtung den Befehl führte, so konnte er diese That nur durch die armselige Vertheidigung beschönigen, daß er dieß thun, oder selbst umkommen mußte; wäre aber die That wirklich geschehen, und der Brief ächt gewesen, so hätte man seit seinem Falle Zeit genug gehabt, die Wahrheit der Anklage darzuthun, und sicherlich fehlte es nicht an Schriftstellern, die geneigt gewesen wären, diese Beweise zur Oeffentlichkeit zu bringen. Er selbst läugnete die Sache auf das Bestimmteste, und behauptete, die Schlachtopfer seien durch eine Abtheilung der sogenannten Revolutionsarmee, nicht aber durch die Linientruppen erschossen worden. Dieß halten wir für sehr wahrscheinlich.. Buonaparte hat zudem versichert, er habe, weit entfernt, die Rache der Jakobiner zu schärfen, oder als ihr Gehülfe zu handeln, vielmehr selbst auf die Gefahr hin, denen zu mißfallen, deren Zürnen Tod war, durch seinen Schuz die unglückliche Familie Chabrillant, Emigranten und Aristokraten, gerettet, die, kurz nach der Belagerung von Toulon durch einen Sturm an die

fran=

französische Küste geworfen, der Todesstrafe durch die Guillotine verfallen waren, die er aber rettete, indem er ihnen die Mittel verschaffte, auf der See zu entkommen.

Unterdessen gelangte der junge Artilleriekommandant schnell zu einem großen Rufe. Das ihm gebührende, von den Volksrepräsentanten ihm versagte Lob wurde von dem wackern Veteranen Dugommier nicht gespart. Buonapartes Name kam auf die Liste derjenigen, die er zur Beförderung empfahl, mit der Bemerkung, daß derselbe, wenn man nicht Rücksicht auf ihn nehme, sich schon Bahn zu machen wissen würde. Er wurde daher in seiner provisorischen Stelle eines Bataillonschefs bestätigt, und erhielt die Weisung, in dieser Eigenschaft zur Armee von Italien abzugehen. Ehe er jedoch dahin abging, erhielt er von dem Konvent den Auftrag, die Küsten des mittelländischen Meeres zu besichtigen und in Vertheidigungsstand zu sezen, — ein verdrießliches Geschäft, das ihn in unangenehme Berührungen mit den Lokalbehörden kleiner Städte und Dörfer, ja selbst Weiler brachte, die alle zu ihrem besondern Schuze, ohne Rücksicht auf die allgemeine Sicherheit, Batterien haben wollten, wodurch er selbst mit dem Konvent in eine gefährliche Collision gerieth.

Der Bataillonschef verfuhr nach den Regeln der Wissenschaft. Er theilte die enothwndigen Befesti-

gungen in drei Klassen. Er unterschied nämlich die zur Beschützung von Häfen und Rheden bestimmten von denen, die blos zur Vertheidigung minder bedeutender Ankerpläze dienen sollten, und beide von der dritten Klasse, die auf unbestimmten Punkten angelegt werden, und partielle Landungen eines auf der See gebietenden Feindes verhindern sollten. Napoleon diktirte dem General Gourgaud einige Andeutungen, diesen Gegenstand betreffend, die für Seeküsten, die dergleichen Befestigungen bedürfen, allerdings wichtig sind.

Nachdem Buonaparte dem Konvente seinen Bericht abgestattet hatte, ging er in das Hauptquartier der französischen Armee, die damals bei Nizza, von den Oesterreichern und Sardiniern gar sehr beengt, im Lager stand. Diese waren nach einigen vergeblichen Versuchen vom General Brunet, der sie zurückwerfen wollte, im Besiz des Col di Tenda, der untern Alpenpässe und der von Turin über Saorgio nach Nizza führenden Straße, geblieben.

Buonaparte hatte Einfluß genug, um dem General Dumorbion und den Volksrepräsentanten Ricord und Robespierre mit Erfolg einen Operationsplan zu empfehlen, nach welchem der Feind aus seiner Stellung vertrieben, über den Gebirgsrücken der Alpen geworfen und Saorgio genommen werden sollte. Alles dieses gelang, wie er es vorhergesagt hatte. Saorgio fiel mit vielem Gepäcke und Vor-

räthen aller Art in die Hände der Franzosen, die sich zugleich der höhern Alpenkette bemächtigten.*) Da diese sich durch die Vertheidigung weniger und schwieriger Pässe behaupten ließ, so konnte ein großer Theil der italienischen Armee (wie man sie bereits, obschon nur auf der Gränze, nannte), zum aktiven Dienst verwendet werden. Indem Buonaparte diesen glücklichen Erfolg herbeiführte, machte er sich zu gleicher Zeit vollkommen mit jenem Alpenlande bekannt, wo er bald in seinem eigenen Namen und nicht für Andere, die nur nach seiner Anweisung handelten, die schönsten Siege erringen sollte. Allein während er auf diese Art beschäftigt war, wurde er in eine Anklage vor dem Konvente verwickelt, die ihm, wäre er nicht in dem Rufe eines erprobten Patrioten gestanden, theuer zu stehen gekommen seyn würde.

In seinen Planen zur Vertheidigung der Küste des mittelländischen Meeres hatte Napoleon den Vorschlag gemacht, ein altes Staatsgefängniß in Marseille, das Fort St. Nicolaus genannt, in ein Pulvermagazin umzuwandeln. Diesen Plan begann sein Nachfolger auszuführen, und erregte dadurch den Verdacht der Patrioten, die den damals in Marseille sich befindenden Artilleriekommandanten

*) Die Sardinier wurden den 7. Mai 1794 aus dem Col di Tenda vertrieben.

bezüchtigten, er wollte dieses Fort als eine Bastille zur Unterdrückung der guten Bürger wieder herstellen. Vor die Schranken des Konvents gerufen, bewies der Offizier, daß nicht er, sondern Buonaparte, den Plan entworfen habe. Die Repräsentanten bei dem italienischen Heere verwendeten sich indessen bei dem Konvente für ihn, weil sie seiner Dienste nicht entbehren konnten, und gaben über den Ursprung und Zweck des Unternehmens eine solche Auskunft, daß selbst der argwöhnische Sicherheitsausschuß damit zufrieden war.

Während der übrigen Zeit des Jahres 1794 fiel bei der italienischen Armee nichts Erhebliches vor, und den 9. und 10. Thermidor (27. und 28. Julius) dieses Jahrs erfolgte der Fall Robespierre's und drohte Buonaparte'n verderblich zu werden, da er der Freund des Bruders des Tyrannen gewesen war, und im Verdachte stand, an dem übertriebenen Patriotismus seiner Parthei Theil genommen zu haben. Er suchte sich durch Vorschüzung seiner Unbekanntschaft mit den eigentlichen Zwecken der gefallenen Parthei zu vertheidigen, — eine Apologie, die sich in die gewöhnliche Entschuldigung auflöste, daß er sich in der Person seiner ehemaligen Freunde geirrt habe. In Gemäßheit dieses Vertheidigungssystems eilte er, jeden Antheil an den politischen Plänen, deren sie beschuldigt wurden, von sich abzulehnen. „Das Schicksal des jungen Robespierre,"

schieb er einem Korrespondenten, „hat mich einigermaßen gerührt, aber, wäre er auch mein Bruder gewesen, so würde ich ihn doch mit eigner Hand erdolcht haben, hätte ich gewußt, daß er mit tyrannischen Planen umgehe.“

Dergleichen Betheuerungen scheinen anfangs keinen rechten Glauben gefunden zu haben. Seine Lage war jezt unsicher und wurde es noch mehr, als die von den Jakobinern vertriebenen Mitglieder des Konvents ihre Size wieder einnahmen. Die Reaktion der gemäßigten Parthei, begleitet von furchtbaren Erinnerungen der Vergangenheit und Besorgnissen für die Zukunft, äußerte sich jezt immer stärker, je zahlreicher sie in dem Konvente wurde. Diejenigen Offiziere, die es mit den Jakobinern gehalten hatten, mußten nun ihren Groll fühlen. Zudem suchte die gemäßigte Parthei die Heere so viel als möglich von denen zu reinigen, die sie als ihre eigenen und der guten Ordnung Feinde ansahen um so eher, da die jakobinischen Grundsäze bei der Armee mehr Eingang gefunden hatten, als im Innern des Landes.

Auf die Ursachen hievon haben wir bereits angespielt; allein es ist wohl nicht unnöthig, zu wiederholen, daß die Soldaten alle Vortheile jener wilden und energischen Regierung erfahren hatten, von der sie zum Siege ausgesandt und mit allen Mitteln dazu versehen worden waren; auch hatten

sie die im Innern verübten Greuel nicht gesehen. Die gemäßigte Partei wünschte nichts sehnlicher, als den Einfluß der Jakobiner bei dem Heere durch die Entlassung derjenigen Offiziere, die man ihren Grundsätzen am meisten zugethan glaubte, zu vermindern. Buonaparte ward nebst Andern seiner Stelle entsezt und auf einige Zeit verhaftet, doch durch die Verwendung seines Landsmanns Salicetti, der immer noch einigen Einfluß auf die Thermidoristen behauptete, wieder freigelassen; und Napoleon scheint Marseille besucht zu haben, obschon er seiner Familie wenig Trost gewähren, oder von ihr empfangen konnte.

Im Mai 1795 kam er nach Paris, um eine Anstellung in seinem Fache zu verlangen. Er fand sich verlassen und hülflos in einer Stadt, deren Beherrscher er in Kurzem werden sollte. Doch gingen ihm einige Individuen an die Hand, unter andern der berühmte Schauspieler Talma, der ihn schon in der Kriegsschule gekannt, und schon damals große Erwartungen von der Rolle gehegt hatte, die der kleine Buonaparte (le petit Bonaparte*) auf der Bühne des Lebens einst spielen würde. Auf der andern Seite sezte ein Mann von bedeutendem Einflusse seinen Bewerbungen um eine Anstellung, seiner angeblichen Vorliebe für die Jakobiner wegen, einen ent-

*) Nach der Aussage des verstorbenen Johann Philipp Kemble.

schlossenen Widerstand entgegen. Dies war Aubry, ein alter Artillerieoffizier, und Präsident des militärischen Ausschusses. Durch einen Spruch dieses Ausschusses von der Artillerie in die Infanterie versezt, machte Buonaparte die stärksten Vorstellungen gegen eine solche Veränderung, und als ihm Aubry in der Hitze des Streits seine Jugend vorwarf, erwiederte er, daß wirkliche Dienstleistung im Felde die Zahl der Dienstjahre wohl aufwiegen müsse. Der Präsident, der im Felde nicht lange gedient hatte, bezog dieses auf sich und sah darin eine persönliche Beleidigung; Napoleon aber, eine weitere Erklärung verschmähend, gab seine Entlassung ein, die aber nicht angenommen ward, so daß er noch immer in der Zahl der disponiblen Offiziere blieb, deren Wiederanstellung durch ihr Benehmen und ihre Verdienste bedingt seyn sollte.

Buonaparte hatte in seiner Gemüthsart einen vaterländischen Karakterzug — er vergaß weder Wohlthaten noch Beleidigungen. Er war, so lange er auf der Höhe seines Glückes stand, stets besonders gütig gegen Talma, und beehrte ihn sogar mit einer gewissen Freundschaft. Aubry dagegen, der später als Anhänger Pichegrü's nach Cayenne verbannt wurde, sah sich von dem Dekrete ausgenommen, das diesen unglücklichen Verbannten die Rückkehr gestattete, und mußte zu Demerari sterben.

Indessen wurde Buonaparte's Lage immer un-

freundlicher; er bat daher Barras und Freron, die als Thermidoristen ihren Einfluß behauptet hatten, ihm eine Anstellung, in welchem Zweige seines Standes es auch seyn möge, zu verschaffen; ja er unterhandelte sogar um die Erlaubniß, in den türkischen Dienst treten zu dürfen, um die Muselmänner den Gebrauch der Artillerie zu lehren. Eine lebhafte Einbildungskraft möchte geneigt seyn, ihn dort bis zum Range eines Pascha, oder auch noch höher zu erheben; denn, wo er auch hinging, auf einer mittlern Stufe konnte er nicht stehen bleiben. Er selbst hatte ähnliche Gedanken. „Wie sonderbar,“ sagte er, „wäre es, wenn ein kleiner korsischer Artillerieoffizier König von Jerusalem würde!“ Man bot ihm ein Kommando in der Vendée an, er schlug es aber aus, und ward endlich zum Kommandanten einer Artilleriebrigade in Holland ernannt; aber das Schicksal wollte es, daß er in Frankreich selbst, wo es noch so viele getrennte und widerstreitende Parteien gab, unter den Kämpfen seiner Landsleute, auf ihren Schultern und über ihre Köpfe hinweg die höchste Stufe ersteigen sollte auf die das Glück einen Sterblichen stellen kann. Die Zeiten forderten ein Talent, wie das seine, und die Gelegenheit, dasselbe geltend zu machen, blieb nicht lange aus.

Die französische Nation war, im Ganzen genommen, des Nationalkonvents müde, der durch wiederholte Proscriptionen seine frühern Talente, Beredt=

samkeit und Energie ganz verloren hatte. Diese Versammlung hatte sich den Haß und die Verachtung Aller dadurch zugezogen, daß sie sich zwei Jahre lang zum blinden Werkzeuge der Terroristen gemacht hatte. Es entging Niemanden, daß, wenn sie die gehörige Festigkeit gezeigt hätte, die am 9ten Thermidor bewirkte Revolution eben so gut im Anfange der Schreckenszeit, als erst nach zwei Jahren unerhörter Drangsale hätte zu Stande gebracht werden können. Der Nationalkonvent erhielt, selbst durch die Rückkehr seiner verbannten Mitglieder, keinen großen Zuwachs von Talenten; er hatte mit einem Wort das Vertrauen der Nation gänzlich verloren. Er schickte sich daher an, dem allgemeinen Wunsche zu willfahren und sich selbst aufzulösen. Allein ehe er seine scheinbare Macht niederlegte, mußte irgend eine Regierung eingesezt werden.

Die jakobinische Konstitution von 1792 bestand zwar immer noch auf dem Papiere; allein obschon das Gesetz, das die Todesstrafe über jeden verhängte, der den Vorschlag machen würde, diese Regierungsform zu ändern, noch nicht zurückgenommen war, so schien doch niemand geneigt, dieselbe als wirklich bestehend und rechtskräftig zu betrachten. Ungeachtet der Feierlichkeit, mit der diese Verfassung angenommen und durch die Stimme der Nation gutgeheißen worden war, trug man gar kein Bedenken, dieselbe hintanzusetzen und durch eine stille Uebereinkunft

gänzlich abzuschaffen. Auch von der girondistischen Konstitution von 1793 wollte man eben so wenig etwas, als von der demokratischen Monarchie von 1792, der einzigen Staatsform, von der man behaupten kann, daß sie einige Monate lang bestanden habe. Da nun, wie bei einer neuen Gestaltung der Welt, alles früher Bestandene abgeschafft werden mußte, so mußte hinwiederum auch Alles von Neuem geschaffen werden. Jede dieser Regierungsformen war durch den Eid der Nation und die bei solchen Gelegenheiten üblichen feierlichen Aufzüge geheiligt worden; jezt galt aber allgemein die Meinung, daß keine von ihnen auf die rechten Grundsätze gestüzt und im Stande sei, sich selbst gegen Eingriffe zu vertheidigen, und das Leben und die Rechte der Unterthanen zu beschützen. Auf der andern Seite erschrak jeder, der nicht an der lezten Anarchie und ihren blutigen Gräueln, dem wahren Wesen derselben, Theil genommen hatte, vor dem Gedanken, eine Regierung wieder ins Leben zurückzurufen, die weiter nichts war, als ein fortgesezter Despotismus, der stets im Gefolge einer Revolution ist, und in allen gesitteten Ländern mit den Umständen, welche die Revolution veranlaßt haben, enden muß. Die revolutionäre Regierung über die Dauer dieser Umstände hinaus verlängern zu wollen, wäre nicht viel klüger gewesen, als das Verfahren eines Quacksalbers, der darauf beharren würde, einen genesenden Kranken derselben

erschöpfenden und gefährlichen Kur zu unterwerfen, die ein verständiger Arzt aufhören läßt, sobald die Krankheit zu einer günstigen Krisis gebracht ist.

Man scheint es allgemein gefühlt und erkannt zu haben, daß die Vereinigung der vollziehenden und gesezgebenden Gewalt, nach dem von dem Konvente befolgten Systeme zu einer unausstehlichen Tyrannei führe und daß es zur Gründung einer festen Regierung nöthig sei, die Vollziehung der Gesetze und die Verwaltung der ministeriellen Funktionen besondern Individuen, oder einer Anzahl von Individuen, anzuvertrauen, die zwar der gesetzgebenden Behörde verantwortlich, aber nicht unter ihrer unmittelbaren Leitung stehen, und von ihr nicht völlig abhängig, sondern gewissermaßen selbstständig seyn müssen. Zu diesen Betrachtungen gesellten sich noch andere über die Zweckmäßigkeit, die gesetzgebende Körperschaft in zwei besondere Versammlungen abzutheilen, wovon die eine die andere als Zwischengewalt mäßigen, den raschen Gang einer einzigen Kammer hemmen, das Aufkommen eines Diktators in derselben und folglich über den ganzen Staat verhindern könnte. So mußten dann die Franzosen, spät und ungern, ihre Blicke auf die brittische Konstitution und auf das System von Gegengewalten und Gleichgewichten werfen, worauf dieselbe gegründet ist und wodurch die Freiheit beschüzt, aber auch die Ordnung erhalten wird. Denkende

Männer waren allmählig zu der Ueberzeugung gekommen, daß sie bei dem Versuche, etwas zu liefern, das besser wäre, als ein durch die Erfahrung von Jahrhunderten bewährtes System, nur eine Reihe von Mustern, die der Reihe nach bewundert, gebilligt, vernachläßigt und vernichtet wurden, statt einer einfachen und gutgehenden Maschine, hervorgebracht hatten. Hätten diese im Anfange der Revolution von Mounier und Andern aufgestellten Ansichten sogleich Eingang gefunden, so wäre Frankreich und Europa mit den Drangsalen von zwanzig Kriegsjahren und allen den Uebeln, welche die Revolution begleiteten, verschont geblieben. Frankreich hatte damals einen König, und einen Adel, aus dessen Mitte ein Senat, und eine Menge von tüchtigen Männern, aus denen ein Unterhaus, oder ein Haus der Gemeinen, hätte gebildet werden können. Allein man ließ die goldene Gelegenheit unbenüzt vorübergehen; und als die Baumeister vielleicht geneigt waren, den beabsichtigten neuen Bau nach dem Plane einer beschränkten Monarchie aufzuführen, waren die Materialien zur Errichtung desselben nicht mehr vorhanden.

Es gab zwar noch einen gesezmäßigen König von Frankreich, aber er lebte als Verbannter im Auslande. Der Adel, aus dessen Mitte eine Pairskammer oder ein erblicher Senat hauptsächlich hätte gewählt werden müssen, war blos in fremden Diensten zu finden

und durch seine Leiden zu sehr erbittert, als daß vernünftigerweise zu hoffen gewesen wäre, er werde sich in irgend einen Vergleich mit denen einlassen, die ihn aus seinem Geburtslande vertrieben und sein Familieneigenthum eingezogen hatten. Ohne diese Umstände, und die Folgen, die sich daraus ergaben, hätte, wie es scheint, der Strom der öffentlichen Meinung, der ganz gegen die Jakobiner gerichtet war, von einer geschickten Hand zum Vortheil der Bourbons geleitet werden können. Denn obgleich ein schmerzliches Gefühl vorherrschte, erzeugt durch die Vergleichung der friedlichen Tage der Monarchie mit denen der Schreckenszeit — der Regierung Ludwigs XVI. mit der von Robespierre, — durch das Andenken ehemaliger Ruhe und Sicherheit, die noch frische Erinnerung an Mord und Raub, — so scheint dieses Gefühl sich mehr nach der Bildung einer royalistischen Partei gesehnt, als das Daseyn einer solchen vorausgesezt zu haben. Es fehlte nicht an Brennstoff, um dem Feuer der Loyalität Nahrung zu geben; allein die Zündruthe war noch nicht angelegt; und es traten dieser allgemeinen Tendenz die furchtbarsten Hindernisse in den Weg.

Wir haben zuvörderst die Umstände schon bezeichnet, durch welche die französischen Heere mit starken Banden an den Namen der Republik gefesselt wurden, für die sie in allen Kriegen so rühmlich gefochten hatten, deren kräftige und durchgreifende Regie-

rung ihnen zu Statten kam, während sie das Unglück, unter dem die übrige Nation litt, weder sahen, noch fühlten. Aber der französische Soldat hatte nicht allein zu Gunsten der Demokratie, sondern wirklich und ausdrücklich gegen das Königthum gekämpft. Da die Republik sein Kriegsgeschrei war, so fand er in der Vendée, am Rhein und anderswo Gegner, die ihn unter dem Geschrei: „Es lebe der König!“ manchmal besiegten und zum Weichen brachten. Die Royalisten waren in der That die furchtbarsten Gegner des kriegerischen Theils der französischen Nation; und so gehässig war in diesem Zeitpunkte den leztern der Gedanke, wieder unter das alte System zurückzukehren, daß ein General, der in den Verdacht gekommen wäre, die Rolle eines Monk's zu spielen, wahrscheinlich das Schicksal von Lafayette und Dumouriez erfahren haben würde.

Ein zweites, fast unbesiegbares, gegen die Wiederherstellung der Bourbons gerichtetes Hinderniß lag in der großen Veränderung, die mit dem Eigenthum vorgegangen war. Wäre die verbannte Familie zurückgerufen worden, so hätte sie in diesem Zeitpunkte nicht umhin können, Forderungen zu Gunsten ihrer ergebenen Gefährten zu machen, und auf der Vergütung oder Zurückgabe der, bei der Vertheidigung ihrer Sache verwirkten Güter zu beharren. Dadurch wären aber alle Käufer von Nationalgütern zu

Schaden gekommen und alles Eigenthum im ganzen Königreich in seiner Grundlage erschüttert worden.

Dasselbe galt von den Kirchengütern. Der allerchristlichste König konnte seinen Thron nicht wieder einnehmen, ohne das Kirchengut, wo nicht ganz, doch wenigstens zum Theil, wieder herzustellen. Die Masse derjenigen läßt sich gar nicht berechnen, die als Besitzer der Nationalgüter, d. h. des Eigenthums der Kirche und der Emigranten zunächst durch ihr Interesse bestimmt wurden, sich der Wiederherstellung der Bourbons zu widersetzen. Die revolutionäre Regierung hatte die gemeine und grelle, aber höchst staatskluge Maxime des schottischen Reformators befolgt. „Reißt die Nester nieder,“ sagte Knox, als er die Menge aufforderte, die Kirchen und Abteien zu zerstören, „und die Krähen werden davon fliegen.“ Durch die Vergeudung und Verschleuderung der Emigranten- und Kirchengüter hatte die französische Regierung die Rückkehr der ursprünglichen Besitzer fast unmöglich gemacht. Die sogenannten Kavaliers in dem großen Bürgerkriege Englands waren zwar ausgesaugt und arm gemacht worden; allein sie hatten, im Ganzen genommen, ihre Güter dennoch behalten; und sie behaupteten, obschon unterdrückt und arm, den Einfluß einer zwar verringerten, aber nicht vernichteten Nationalaristokratie. In Frankreich dagegen war der Einfluß, den das Grundeigenthum gewährt, in ganz andere Hände gekommen, die das Er-

worbene festhielten, und entschlossen waren, solches gegen die Ansprüche der früheren Besitzer zu vertheidigen.

Endlich mußten die damaligen schuldbewußten Gewalthaber in Frankreich in der Wiederherstellung der verbannten königlichen Familie die größte Gefahr für sich sehen. Derselbe Konvent, der noch immer das Ruder führte, hatte Ludwig XVI. hinrichten lassen; — was konnte er sich versprechen, wenn er seinen Bruder auf den Thron rief? Seine Mitglieder hatten förmlich, und in voller Versammlung, dem Glauben an das Daseyn einer Gottheit entsagt, — wie konnten sie daher konsequenterweise in die Wiederherstellung einer Nationalkirche willigen? Es gab Republikaner aus Ueberzeugung, aber die meisten Deputirten konnten die demokratischen Grundsätze nicht abschwören, ohne damit zu bekennen, daß alles, was sie zur Durchsetzung derselben gethan hatten, Staatsverbrechen und Hochverrath war.

Diese Furcht einer Wiedervergeltung war im Nationalkonvente allgemein. Die Thermidoristen insbesondere, die Verderber und Nachfolger Robespierre's, mußten jede gegenrevolutionäre Bewegung weit mehr fürchten, als die Masse der Repräsentanten, von denen viele an den Thaten von Barras und Tallien nicht den geringsten Antheil genommen hatten. Die furchtsame Parthei der Ebene konnte durch den rückkehrenden Fürsten eingeschüchtert, der

klägli=

klägliche Ueberrest der Girondistenparthei ohne Gefahr verachtet werden. Die Thermidoristen dagegen waren wichtig genug, um sowohl Abscheu als Eifersucht zu erregen; sie besaßen eine Macht, die für den wiederhergestellten Monarchen ein Gegenstand des Argwehns seyn mußte; sie standen überdieß auf einem unsichern Boden; zwischen dem Hasse der gemäßigten Parthei, die in ihnen die Kollegen eines Robespierre's und eines Danton's sah, — und dem Hasse der Jakobiner, in deren Augen Barras und Tallien Abtrünnige und die Zerstörer der Sansculottenmacht waren. Sonach mußten sie allerdings besorgen, daß sie der Macht, die sie handhabten, beraubt, die unbedauerten und hülflosen Sühnböcke aller Gräuel der Revolution werden würden.

So konnte keine für die Sache der Bourbons günstige Meinung aufkommen:

I. wegen ihrer Unbeliebtheit bei den Armeen;

II. wegen der Furcht vor der Verwirrung und der Noth, die aus einer allgemeinen Veränderung des Eigenthums entstehen konnten; und

III. weil mehrere schuldbewußte und einflußreiche Männer ihre eigene Sicherheit durch die Beibehaltung des republikanischen Systems bedingt sahen.

Und doch galt die Monarchie so allgemein als die zweckmäßigste Form, gute Ordnung und eine feste Regierung wieder herzustellen, daß einige

Staatsmänner vorschlugen, die monarchische Form wieder einzuführen und nur die Dynastie zu verändern. Diese Ansicht wurde verschiedenen Personen von denjenigen beigebracht, welche der Meinung waren, durch Uebergehung des gesezmäßigen Thronerben könnten die mit seinen Königsrechten und Ansprüchen verbundenen Gefahren vermieden und die gefürchteten Maßregeln der Reaktion und Zurückforderung verhütet werden. Man nannte den Sohn des Herzogs von Orleans; allein die Schändlichkeit seines Vaters klebte ihm an. Einer andern kühnen Hipothese zufolge wurden der Herzog von York, oder der Herzog von Braunschweig als Fürsten bezeichnet, die für Frankreich als konstitutionelle Könige taugen möchten. Selbst Abbé Sieyes soll sich, sagt man, zu Gunsten des leztgenannten Prinzen geäußert haben.*)

Allein ohne die Wünsche oder Meinungen des Volkes zu beachten, beschloß der Konvent, eine Verfassung einzuführen, die geeignet wäre, in das republikanische System etwas von der Stetigkeit der Monarchie zu bringen und dadurch frühere Mißgriffe wieder gut zu machen, und zugleich den Anschein

*) In den Denkwürdigkeiten, die unter Fouche's Namen erschienen sind, wird dieses behauptet. Obschon aber dieses Werk eine genaue Bekanntschaft mit der geheimen Geschichte dieser Zeit verräth, so ist sich doch nicht ganz darauf zu verlassen.

eines konsequenten Verfahrens in den Augen von Europa zu bewahren.

Zu diesem Ende erhielt ein aus eilf Mitgliedern, die größtentheils aus Girondisten gewählt wurden, bestehender Ausschuß den Auftrag, eine neue Verfassung nach einem neuen Princip zu entwerfen, die abermals von ganz Frankreich gebilligt und beschworen und nach kurzer Zeit in dieselbe Vergessenheit wie alle frühern, gerathen sollte. Die Aufgabe war, in der neuen Verfassung die Festigkeit der monarchischen Regierung mit dem Namen und den Formen einer Demokratie zu vereinigen.

Damit das neue System den Bestimmungen der Nation entsprechen und ihrer Eitelkeit schmeicheln möchte, ward dasselbe der römischen Republik nachgebildet, obgleich diese Nachahmungssucht bereits viele Fehlgriffe und viele Verbrechen der Revolution veranlaßt hatte. Die vollziehende Gewalt wurde einem Rathe von fünf Mitgliedern, Direktoren genannt, übertragen, denen die Leitung der Friedens- und Kriegsangelegenheiten, die Vollziehung der Gesetze und die allgemeine Staatsverwaltung zustand, die aber keinen Antheil an der gesetzgebenden Gewalt hatten.

Diese Einrichtung ward beliebt, um die Eifersucht derjenigen zu beschwichtigen, die in einem einzigen Direktor, der viel Aehnlichkeit mit dem ehemaligen Statthalter in Holland, oder dem Präsiden-

ten der Vereinigten Staaten gehabt hätte, das monarchische Princip allzusehr gewittert haben würden. Man sagt in der That, Louvet habe vor einer solchen Stelle gewarnt, und versichert, daß die Nation wegen des Individuums, das dieselbe bekleiden sollte, befragt, den bourbonischen Erben wählen würde. Durch eine so zahlreiche vollziehende Behörde schien eine Spaltung, und folglich eine Minorität und Majorität in dem ersten Staatskörper, wo Einheit und Schnellkraft herrschen sollten, oder aber auch die überwiegende Gewalt eines einzigen oder zweier der geschicktesten und schlauesten Direktoren gesezt, die dann ihre übrigen Kollegen mehr wie ihre Diener, als wie Ihresgleichen behandeln würden. Allein obgleich die Gesezgeber wohl wußten, daß das ganze römische Reich dem unersättlichen Ehrgeize dreier Männer nicht genügt hatte, so schienen sie sich doch der Hoffnung zu überlassen, daß die Eintracht und Einmüthigkeit ihrer Direktoren nicht würde gestört werden, obschon sie nur eine Nation zu regieren hatten; demgemäß entschieden sie auch.

Was nun den gesezgebenden Körper betrifft, so sollte er aus zwei Vereinen oder Räthen bestehen: aus dem sogenannten Rathe der Alten, der gleichsam das Oberhaus vorstellte, und aus einem Rathe der Jungen, der nach der Zahl seiner Mitglieder der Rath der Fünfhundert genannt wurde. Beide waren wählbar, und die Verschiedenheit des Alters

war der einzige Umstand, der einen Unterschied zwischen ihnen begründete. Die Mitglieder des Raths der Fünfhundert mußten wenigstens das Alter von 25 Jahren, und nach dem siebenten Jahre der Republik fortan das dreißigste Jahr vollendet haben. In dieser Versammlung sollten die Geseze zuerst vorgeschlagen, und nachdem sie ihre Billigung erhalten hatten, dem Rathe der Alten vorgelegt werden. Um einen Siz in dem leztern Senate erhalten zu können, mußte man das vierzigste Jahr zurückgelegt haben, und ein verheuratheter Mann oder Wittwer seyn. Hagestolzen, wenn sie auch älter waren, konnten nicht gewählt werden, vielleicht weil ihnen die Erfahrung des häuslichen Lebens abging.

Der Rath der Alten war befugt, die ihm von dem Rathe der Fünfhundert vorgelegten Vorschläge zu verwerfen oder ihnen durch die Billigung und Annahme derselben Gesezeskraft zu geben. Diese Einrichtungen gewährten ohne Zweifel dadurch, daß sie jede Maßregel der Gesezgebung zwei besondern Körperschaften, und folglich einer reifen und besonnenen Ueberlegung, unterwarfen, einen großen Vortheil. Zwar hatte keiner dieser beiden Räthe einen besondern Karakter oder ein getrenntes Interesse, wodurch die Alten, als ein Verein, veranlaßt oder in Stand gesezt werden konnten, die Fünfhundert zu einer andern als der ersten Betrachtungsweise irgend einer Maßregel zu bewegen. Es ließen sich daher hier

verschiedene Ansichten nicht erwarten, die in und zwischen Versammlungen entstehen, welche, aus Leuten von verschiedenem Range und Vermögen zusammengesezt, einen und denselben Gegenstand aus ganz entgegengesezten Standpunkten betrachten. Allein es ward doch Aufschub und nochmalige Erwägung dadurch bewirkt, ehe das unwiderrufliche Es werde über Maßregeln von Bedeutung ausgesprochen wurde; und in soferne war schon Vieles gewonnen. Ein gewisser Redner glaubte, alle Einwürfe gegen das System der zwei Räthe dadurch zu widerlegen, daß er den Rath der Jungen als die Einbildungskraft, den Rath der Alten als den Verstand der Nation bezeichnete; jener sollte die Maßregeln des Nationalwohls erfinden und angeben, dieser sollte darüber urtheilen und entscheiden. Dagegen ließ sich nun gar manches einwenden, aber es war doch eine sinnreiche Erklärung; allein eine Erklärung ist kein Beweis, obschon sie oft dafür gilt.

Im Ganzen zeigte die Form der Konstitution des Jahrs 3, d. h. 1794, einen höhern Grad von praktischer Bedeutung, Verstand und Konsequenz, als irgend eine ihrer Vorgängerinnen. In der Einleitung fand man zwar die gewöhnliche Erklärung der Rechte des Menschen; allein seine Pflichten gegen die Gesetze und das gesellschaftliche System waren auch zum erstenmale in einer männlichen und kräftigen Sprache aufgezählt, die den Wunsch der

Urheber zu erkennen gab, fortan der revolutionären Gewalt ein Ende zu machen.

Allein diese jezt proklamirte Verfassung hatte mit allen frühern den Fehler gemein, daß sie, ganz neu, weder durch die Erfahrung von Frankreich, noch irgend eines andern Landes geprüft, ein reiner politischer Versuch war, dessen Ergebniß erst die Zeit lehren konnte, so daß die Verfassung noch manche Jahre lang mehr ein Gegenstand der Kritik, als der Verehrung seyn mußte. Weise Gesezgeber bemühen sich, auch wenn durch den Lauf der Zeit, durch veränderte Sitten, durch freisinnigere Ansichten, entsprechende Veränderungen in den von den Vätern ererbten Institutionen nothwendig werden, so viel als möglich die alte Form und den alten Karakter dieser Geseze beizubehalten, und in dieselben einen Geist und Grundsäze, wie sie den Bedürfnissen und der Denkart des Zeitalters angemessen sind, zu gießen. Es gibt im Patriotismus eben so gut einen Enthusiasmus, als in der Religion. Wir schäzen Staatseinrichtungen nicht blos, weil sie die unsrigen sind, sondern auch, weil sie diejenigen unserer Väter waren. Böte man uns daher eine neue Verfassung an, so würde es, wenn sie auch vielleicht in theoretischer Hinsicht mehr Ebenmaß zeigen sollte, als die bisherige, doch eben so schwer seyn, das Volk für sie zu gewinnen, als es schwer fallen würde, einem modernen Madonnenbilde zu Saragossa von Seiten

der Einwohner dieselbe Verehrung zu verschaffen, welche diese für ihr altes Palladium, Unserer lieben Frau zum Pfeiler, von jeher gehegt haben.

Doch würde die Verfassung vom Jahre 3, bei all ihren Mängeln, als eine Schutzwehr gegen den revolutionären Sturm von der Nation im Ganzen genommen, bereitwillig angenommen worden seyn, hätten nicht die Thermidoristen in ihrer anmaßenden Selbstsucht dieselbe gleich anfangs verstümmelt und gelähmt, und zum Werkzeug ihrer willkührlichen Gewalt gemacht. Es darf nie vergessen werden, daß sie an allen Schandthaten Robespierre's Antheil genommen hatten, ehe sie seine persönlichen Feinde geworden waren; und daß sie, wenn sie ihre Stellen und ihren Einfluß verloren, was wohl durch eine frei und ohne Umtriebe gewählte repräsentative Körperschaft geschehen mußte, große Gefahren für sich zu besorgen hatten.

Entschlossen, die Gewalt festzuhalten, ließen es daher die Thermidoristen mit einer fast bis zur Verachtung gesteigerten Gleichgültigkeit geschehen, daß das Verfassungsgesez im Konvente durchging und genehmigt würde. Allein unter dem Vorwande, daß es höchst unpolitisch seyn würde, die Nation der Dienste von Männern zu berauben, die an die öffentliche Geschäftsführung gewöhnt seyen, wußten sie zwei Dekrete durchzusetzen, des Inhalts, daß die Wahlversammlungen zu den, durch die neue Verfas-

fung geschaffenen, Versammlungen wenigstens zwei Drittel der Mitglieder aus dem Konvente zu wählen hätten, widrigenfalls der Konvent berechtigt seyn sollte, die leeren Stellen mit seinen eigenen Mitgliedern zu besetzen, und demnach seine Nachfolger in der Gesezgebung selbst zu ernennen.

Diese Dekrete wurden den Urversammlungen zugeschickt, und zugleich alle Künste versucht, dieselben geltend zu machen.

Allein die Nation, und insbesondere die Bürgerschaft von Paris, empörte sich gegen diese Verlängerung der willkührlichen Gewalt. Man erinnerte sich, daß alle Mitglieder der durch ihre Talente so ausgezeichneten konstituirenden Versammlung als solche nicht wählbar zur zweiten gesezgebenden Versammlung erklärt worden waren; und jezt wollten Männer, die den Kollegen eines Mirabeau, eines Mounier, und anderen großen Namen so sehr nachstanden, nicht blos wieder wählbar seyn, sondern sie wagten es sogar, zu bestimmen, daß zwei Drittel von ihnen schlechterdings in die neue gesezgebende Versammlung aufgenommen werden mußten, die doch den Worten und dem Geiste der Verfassung gemäß, durch die freie Stimme des Volkes gewählt werden sollte. Die Wähler, und besonders die der Sektionen von Paris, stellten voll Unmuth die Frage auf, mit welchen dem Vaterlande geleisteten Diensten die Mitglieder des Konvents denn ein so un-

gerechtes und ganz fremdartiges Vorrecht verdient hätten. In den nächsten Urhebern und thätigsten Beförderern dieser Maßregel erkannten sie blos einige wenige bekehrte Terroristen, die sich im Besitze der willkührlichen Gewalt behaupten wollten, obgleich sie geneigt waren, dieselbe mit Maß zu gebrauchen, — Männer, die, wenn sie ihre Stellen verloren, Gefahr liefen, auch ihre Köpfe zu verlieren. In den übrigen Mitgliedern des Konvents sahen die Wahlmänner nichts, als eine Schaar von muthlosen Heloten, die stets bereit waren, ihrer eigenen Sicherheit Ehre und Pflicht zum Opfer zu bringen. In dem ganzen Konvente dagegen, der eine so große Anzahl seiner Mitglieder als unumgänglich nothwendig für den Staatsdienst erklärte, konnten sie, zufolge seines bisherigen Betragens, nur ein zum Theil aus Eisen, zum Theil aus Lehm zusammengeseztes und mit dem Blute vieler tausend Schlachtopfer besudeltes Bild erblicken, — ein willenloses Phantom, das, von den schlechtesten Menschen aufgefordert, die schlechteste That zu befördern sich stets bereit gezeigt hatte; — einen Moloch, dessen Priester in seinem Namen die grausamsten Opfer erzwungen hatten. Mit einem Worte, diese erfahrnen Staatsmänner, ohne deren Vermittlung, wie man vorgab, die öffentlichen Angelegenheiten nicht besorgt werden konnten, konnten sich gegen die Beschuldigung der größten Ruchlosigkeit nur durch das Geständniß

ihrer gränzenlosen Feigheit vertheidigen; sie mußten bekennen, daß sie zwei Jahre lang unter einem Systeme des Zwanges und Schreckens Sitzungen gehalten, berathschlagt und gestimmt hatten. Diejenigen, die einer solchen Niederträchtigkeit fähig waren, verdienten nicht einmal zu leben, geschweige denn zu herrschen; und doch sollten zwei Drittel von diesen Elenden, zufolge ihrer eigenen Beschlüsse, der Nation als ein unentbehrlicher Theil ihrer repräsentativen Behörde aufgedrungen werden.

Dies war die Sprache der Sektionen von Paris, die durch solche herrschsüchtige Anmaßungen um so mehr aufgebracht wurden, weil sie nicht vergessen konnten, daß der Konvent seine Rettung mehr als einmal ihrer Verwendung und ihren Nationalgarden zu verdanken gehabt hatte.

Mittlerweile gingen unaufhörlich Berichte von den Urversammlungen ein, worin diese fast einmüthig ihre Annahme der Konstitution, in Beziehung auf die beiden Dekrete wegen der Wiedererwählung von zwei Dritteln der Mitglieder des Konvents aber ihre sehr von einander abweichenden Meinungen ausdrückten. Der Konvent, entschlossen, die von ihm vorgeschlagene, unbillige und willkührliche Maßregel um jeden Preis mit Gewalt durchzusetzen, ermangelte nicht, diese Berichte so zu modeln, wie er sie wünschte, und erklärte, daß die Dekrete durch die Majorität der Urversammlungen angenommen worden seyen.

Die Bürger von Paris bestritten die Wahrheit dieser Angaben; — sie behaupteten, die Berichte seyen verfälscht worden, — verlangten eine genaue Untersuchung und boten dem Konvente offen Troz. Die ihnen zufolge der Berufung an das Volk zugestandene Befugniß, sich in ihren Sektionen zu versammeln, verschaffte ihnen Gelegenheit, ihre Stärke kennen zu lernen und sich durch Rede und Beifall gegenseitig aufzumuntern. Sie wurden noch kühner gemacht durch Männer von literarischem Talente, die durch die Freiheit der Presse wieder zu einer Macht erwachsen waren. Zulezt erklärten sie ihre Sitzungen für permanent, und erkannten sich das Recht zu, die Freiheiten Frankreichs zu beschützen. Der größte Theil der Nationalgarden nahm bei dieser Gelegenheit Partei gegen die bestehende Regierung; man sprach sogar schon davon, daß sie von ihren Waffen und von ihrer Anzahl Vortheil ziehen, gegen die Tuillerien vorrücken und dem Konvente mit ihren Musketen Gesetze vorschreiben sollten, wie der revolutionäre Pöbel in den Vorstädten mit seinen Picken es oft gethan hatte.

Der Konvent, selbst unpopulär und in eine unpopuläre Sache verwickelt, fing an, sich ängstlich nach Hülfe umzusehen. Er rechnete vorzüglich auf den Beistand von etwa 5000 Mann geregelter Truppen, die in und um Paris versammelt waren. Diese erklärten sich um so bereitwilliger für die Regierung,

als der Aufstand ganz einen aristokratischen Karakter hatte und die französischen Heere, wie wir bereits bemerkt haben, der Republik anhingen. Ueberdies hegten diese Soldaten von Handwerk die gewöhnliche Verachtung gegen die Nationalgarden, und waren schon darum bereit, den Uebermuth der Pekins *) oder Muskadins **) zu bestrafen, die sich herausnahmen, auch Soldaten seyn zu wollen. Noch hatte der Konvent einige hundert Artilleristen zu seiner Verfügung, die seit der Einnahme der Bastille stets eifrige Demokraten gewesen waren. An dieser Macht genügte es dem Konvent noch nicht; besorgt wegen des Ausgangs, bot er noch eine andere, von weit ominöserer Bedeutung auf: ein Korps von etwa 1500 Freiwilligen, das man die heilige Bande oder die Patrioten von 1789 nannte. Diese Freiwilligen, aus den Vorstädten und den Gefängnissen zusammengerafft, waren die Ueberbleibsel der Insurrektionsbataillons, welche die Leibwache Hebert's und Robespierre's gebildet und auf deren Geheiß so viele Gräuelthaten verübt hatten. Der Konvent erklärte sie für Männer vom 10ten August; — ohne Zweifel waren sie aber auch Septembermänner. Man glaubte,

---

*) Pekins, ein Schimpfwort, mit welchem die Soldaten diejenigen bezeichneten, die nicht zu ihrem Stande gehörten.

**) Muskadins, oder Gecken, — eine Bezeichnung der bessern Klasse der Sansculotten.

der Anblick einer solchen Koppel von Bluthunden, die in jedem Augenblicke losgelassen werden konnten, würde die Bürger von Paris mit Schrecken erfüllen. Es war so; aber dieser Anblick weckte auch neuen Haß, und da die Zahl und der Eifer der Bürger, die Wuth der Terroristen und die Disciplin der regelmäßigen Truppen gewissermaßen aufwogen, so schien ein heißer und zweifelhafter Kampf bevorzustehen.

Vieles, dies lag am Tage, mußte von dem Muthe und dem Betragen der Anführer abhängen.

Die Sektionen ernannten zu ihrem Obergeneral den General Danican, einen gedienten Offizier, der zwar keinen großen militärischen Ruf hatte, aber doch ein Ehrenmann war. Der Konvent wählte zuerst den General Menou, und befahl ihm, mit einer bedeutenden Streitmacht nach der Sektion Le Pelettier zu marschiren und die Nationalgarde dieses Bezirks zu entwaffnen. Diese Sektion ist eine der reichsten und folglich auch eine der am meisten aristokratisch gesinnten in Paris; denn sie wird von Bankiers. Kaufleuten, den wohlhabendsten Handwerkern, und überhaupt von der bessern Volksklasse bewohnt. Die Bewohner derselben hatten früher das Nationalgardenbataillon des Filles Saint Thomas gebildet, das einzige, das an dem merkwürdigen 10ten August Theil an der Vertheidigung der Tuillerien nahm, und daher das Schicksal der Schweizergarden

theilte. Diese Sektion war noch gleich gesinnt, und als Menou, an der Spitze seiner Truppen, von La Porte, einem Mitgliede des Konvents begleitet, daselbst erschien, fand er die Bürger unter den Waffen, und zum Widerstande so entschlossen, daß er es für angemessen hielt, nach einem kurzen Wortwechsel sich zurückzuziehen, ohne einen Angriff zu versuchen.

Menou, der durch seine Unentschlossenheit bewiesen hatte, daß er den Ereignissen nicht gewachsen sey, wurde von dem Konvent seiner Stelle entsezt und verhaftet, worauf Barras die Leitung sämmtlicher Konventstruppen erhielt; allein die Ausschüsse, die das Ruder führten, sahen sich in ihrer Angst nach einem General um, der unter Barras in einer so kizlichen Lage und in einer so gefährlichen Zeit die bewaffnete Macht mit der gehörigen Entschlossenheit und Energie zu führen verstünde. Und jezt entschieden einige Worte von Barras an seine Kollegen, Carnot und Tallien, über das Schicksal von Europa für eine Zeit von fast zwanzig Jahren. „Ich habe," sagte er, „den rechten Mann, den wir brauchen; — einen kleinen korsischen Offizier, der nicht viel Umstände machen wird."

Barras und Buonaparte hatten sich, wie wir bereits gesagt haben, bei der Belagerung von Toulon kennen gelernt; und jener hatte den erfindungsreichen und entschlossenen jungen Offizier, dem die

Eroberung dieser Stadt zu verdanken war, noch nicht vergessen. Von Barras empfohlen, wurde Buonaparte herbeigerufen. Er war Zeuge von dem Rückzuge Menou's gewesen, und erklärte auf die einfachste Weise die Ursache dieses Unfalls, und was im Falle des befürchteten Angriffs gethan werden müsse. Man war mit dem, was er sagte, zufrieden, und Buonaparte, an die Spitze der Konventstruppen gestellt, traf jezt alle Anstalten zur Vertheidigung desselben Pallastes, der am 10ten August unter seinen Augen von Insurgentenhaufen angegriffen und genommen worden war. Allein er war weit reicher an Vertheidigungsmitteln, als der unglückliche Ludwig. Er hatte 200 Kanonen, die er, vermittelst seines großen kriegerischen Talentes, auf das vortheilhafteste zu verwenden wußte. Er hatte mehr als 5000 Mann regelmäßiger Truppen, und ungefähr 1500 Freiwillige, und war demnach im Stande, den ganzen Umfang der Tuillerien zu vertheidigen, auf allen dahin führenden Zugängen Posten aufzustellen, die Brücken zu besezen und so die auf beiden Seiten des Flusses gelegenen Sektionen von einander getrennt zu halten, und endlich noch eine starke Reserve auf dem Plaze Ludwigs XV., oder dem sogenannten Revolutionsplaze aufzustellen. Alle diese Anordnungen mußten in wenigen Stunden getroffen werden; denn Buonaparte wurde erst spät in der Nacht vor dem Gefechte zum Nachfolger Menou's ernannt.

Ein

Ein blos aus Bürgern bestehendes Heer, dem es an Geschütz fehlte (denn die Feldstücke, von denen jede Sektion zwei besaß, hatten bei der Entwaffnung der Vorstadt St. Antoine an den Konvent ausgeliefert werden müssen), hätte sich mit dem Angriff eines so stark befestigten und furchtbar vertheidigten Postens, wie die Tuillerien waren, nicht abgeben, sondern sich begnügen sollen, wie einst in den Tagen Heinrichs II., die Straßen überall zu sperren und die Truppen des Konvents in ihrer defensiven Stellung einzuschließen, bis sie durch den Mangel an Lebensmitteln genöthigt wurden, unter für sie nachtheiligen Umständen Ausfälle zu machen, oder das Gewehr zu strecken. Allein bewaffnete Volkshaufen zögern gewöhnlich nicht lange. Sie waren durch den Rückzug Menou's kühn geworden und hatten auch einigen Grund, zu befürchten, die Sektionen möchten, wenn sie ihre Macht nicht vereinigten, einzeln angegriffen und entwaffnet werden; sie beschlossen daher, auf den Konvent loszugehen, denselben zur Zurücknahme der verhaßten Dekrete, und zur Anerkennung der Wahlfreiheit zu zwingen.

Am 13ten Vendemaire, der dem 4ten Oktober entspricht, hatte die Rauferei, die man gewöhnlich den Tag der Sektionen nennt, Statt. Mehr als 30,000 Nationalgarden versammelten sich, hatten aber kein Geschütz; auf verschiedenen Straßen in dicht geschlossenen Kolonnen vorrückend, fanden sie

überall den furchtbarsten Widerstand. Eine starke Abtheilung besezte die Quais auf dem linken Ufer der Seine, und bedrohte von daher den Pallast. Eine andere starke Division rückte auf der Straße St. Honoré gegen die Tuillerien vor, in der Absicht, durch die Straße L'Echelle den Pallast, wo der Konvent seine Sitzungen hielt, zu fassen. Sie bedachten hiebei nicht gehörig, daß sie auf den meisten Punkten von starken Posten, die in den Nebengäßchen und Kreuzstraßen aufgestellt und mit Geschüz versehen waren, in der Flanke genommen werden mußten.

Der Kampf nahm in der Straße St. Honoré seinen Anfang. Buonaparte, der den Cul-de-sac Dauphine, gegenüber der Kirche St. Roche, stark mit Truppen und auch mit zwei Kanonen besezt hatte, ließ die unvorsichtigen Pariser ihre tiefen und dichten Kolonnen ungestört durch die engen Straßen vorschieben, bis eine Grenadierabtheilung derselben vor der Kirche, gegenüber dem Cul-de-sac, Stellung nahm. Jede Partei beschuldigt, wie gewöhnlich, die andere, den Bürgerkampf, zu dem doch beide sich gerüstet hatten, zuerst begonnen zu haben. Alle aber stimmen darin überein, daß zuerst mit Musketen gefeuert worden sey. Augenblicklich folgte Trauben- und Kartätschenfeuer, das gegen die dichten Kolonnen der Nationalgarden, auf den Quais und in den engen Straßen gerichtet, eine gewaltige Niederlage unter ihnen anrichtete. Die Nationalgarden

hielten sich brav, und versuchten sogar, die Kanonen mit stürmender Hand zu nehmen. Allein ein Versuch dieser Art, der schon im offenen Felde mißlich genug ist, wird unausführbar, wenn der Angriffsweg durch enge Straßen führt, die bei jedem Schusse mit Kartätschen wie gefegt werden. Die Bürger wurden zum Weichen gebracht. Durch eine verständigere Verwendung ihrer Streitkräfte wäre vielleicht ein anderes Resultat bewirkt worden; allein wie hätte es Danican überhaupt mit Buonaparte aufnehmen können? Das Gefecht, in welchem mehrere hundert Menschen getödtet und verwundet wurden, war in ungefähr einer Stunde entschieden. Die siegreichen Truppen des Konvents zogen in die verschiedenen Sektionen und vollendeten die Zerstreuung und Entwaffnung ihrer Gegner, — eine Operation, welche bis spät in die Nacht dauerte.

Der Konvent benutzte seinen Sieg mit einer durch die Erinnerung an die Schreckensregierung gebotenen Mäßigung. Nur zwei Männer wurden mit dem Tode bestraft. Einer von ihnen, La Fond, ein ehemaliger Leibgarde, hatte sich durch seine Unerschrockenheit ausgezeichnet, und die Nationalgarden zu wiederholtenmalen im Kartätschenfeuer gesammelt. Verschiedene andere Personen, die entflohen waren, wurden in ihrer Abwesenheit zum Tode verurtheilt, aber eben nicht sehr streng aufgesucht. Andere wurden mit Verbannung bestraft. Die Angeklagten hat-

ten diese Milde vorzüglich der Vermittlung derjenigen Mitglieder des Konvents zu verdanken, die am 31sten Mai selbst verbannt und verfolgt worden waren, und daher Erbarmen gelernt hatten.

Der Konvent erwies sich zu gleicher Zeit sehr dankbar gegen seine Retter. General Berruyer, Kommandant der Freiwilligen von 1789, und andere Generale, die an dem Tage der Sektionen Dienste geleistet hatten, wurden hochgepriesen und befördert. Allein dem Helden des Tages, Buonaparte, ward ein besonderer Triumph zuerkannt. Fünf Tage nach dem Gefechte lenkte Barras die Aufmerksamkeit des Konvents auf den jungen Offizier, durch dessen rasche und geschickte Anordnung die Tuillerien am 13ten Vendemaire behauptet worden waren, und schlug vor, denselben als zweiten General bei der Armee des Innern, die unter ihm (Barras) stand, anzustellen. Dies ward unter allgemeinem Beifalle sogleich genehmigt. Der Konvent zürnte noch immer auf Menou, der ihm der Verrätherei verdächtig schien. Da aber Buonaparte sich seiner annahm, so verzieh er ihm.

Nach diesem entscheidenden Siege über seine Gegner legte der Konvent scheinbar seine Gewalt nieder, trat in seinem bisherigen Karakter von der Bühne ab, um sogleich wieder in der Gestalt einer Urversammlung zu erscheinen, und diejenigen seiner Mitglieder zu wählen, die nach den Dekreten der

sogenannten zwei Drittel als Mitglieder des Rathes der Alten und der Fünfhundert noch länger auf der Bühne bleiben sollten.

Nach dieser Veränderung der Namen und der Kleidungen, wodurch man an eine wandernde Schauspielergesellschaft erinnert werden konnte, übernahmen die zwei Drittel des alten Konvents, durch ein Drittel von neugewählten Mitgliedern ergänzt, die Verwaltung des neuen Verfassungssystems. Die zwei von Neuem gewählten Drittel waren der Hauptheil der neuen Räthe, und glichen gewissermaßen jenen unglücklichen Weibsbildern, die man zuweilen in den Gefängnissen und auf den Straßen der Hauptstadt aufrafft und in entlegene Kolonien sendet, wo sie, wie liederlich sie auch gewesen seyn mögen, sich bessern, und auf einem veränderten Schauplaz, in einer andern Lage nicht selten zu erträglichen Mitgliedern der Gesellschaft werden.

Das Direktorium bestand aus Barras, Sieyes, Reubel, Letourneur de la Manche, und Reveilliere Lepaux. Tallien war ausgeschlossen, was er höchst übel nahm. Vier von diesen Direktoren waren bekehrte Jakobiner oder Thermidoristen; der fünfte, Reveilliere Lepaux, galt für einen Girondisten. Sieyes, der mehr Geschmack an der spekulativen, als an der praktischen Politik fand, lehnte ein seiner Meinung nach gefährliches Amt ab. An seine Stelle trat Carnot.

Der Aufstand der Sektionen hatte eigentlich ganz keine royalistische Farbe; allein da mehrere der Anführer Royalisten waren, so würde er, wenn er gelungen wäre, wahrscheinlich diesen Karakter angenommen haben. Napoleon begann demnach seine Laufbahn mit der Zerstörung der Hoffnungen des Hauses Bourbon, durch dessen überwiegenden Einfluß er hinwiederum zwanzig Jahre später selbst gestürzt wurde. Allein der lange Pfad, der so düster und traurig endete, öffnete sich ihm jezt in heiterer Freude. Durch die großen Dienste, die er geleistet, durch den Rang, zu dem er sich aufgeschwungen hatte, war jezt Napoleon ein junger Mann, der Alles hoffen, Alles ansprechen konnte, der mit den Gewalthabern auf dem besten Fuße stand und nicht mehr wie ein vernachläßigter Fremdling im Falle war, sich von einer Geschäftsstube zur andern schleppen zu müssen, um angestellt oder befördert zu werden.

Der neue General ward bald zum Obergeneral der Armee des Innern ernannt, da Barras gefunden hatte, daß er in seiner Stellung als Direktor nicht wohl ein militärisches Kommando mehr führen könne. Der eben so rastlose als gründliche Mann war jezt darauf bedacht, den Zustand der Kriegsmacht zu verbessern, und damit nicht Aufstände, wie der vom 13ten Vendemaire und andere frühere, sich wiederholen möchten, bestellte und organisirte er

zum Schuz des repräsentativen Körpers ein besonderes Korps.

Da die Theuerung der Lebensmittel und andere Ursachen des Mißvergnügens immer noch aufrührerische Bewegungen in Paris veranlaßten, so sah sich der General des Innern zuweilen genöthigt, mit der bewaffneten Macht einzuschreiten. Man sagt, daß, als Buonaparte bei einer solchen Gelegenheit die versammelte Volksmenge ermahnt habe, aus einander zu gehen, ein stark beleibtes Weib aufgetreten sei, um das Gegentheil zu rathen. „Achtet nicht auf diese Stutzer mit den Epauletten," sagte sie, „es liegt ihnen wenig daran, ob wir alle verhungern, wenn nur sie sich voll und dick fressen können." — „Seht mich einmal an, gutes Weib," sagte Buonaparte, der damals so dünn wie ein Schatten war, „und sagt mir, wer von uns beiden am fettesten ist." Dies gab die Amazone dem allgemeinen Gelächter preis, und das Gesindel lief in guter Laune aus einander. Wenn dieser Sieg Napoleons nicht unter seine ausgezeichnetsten gehört, so ist er doch darum merkwürdig, weil er mit dem geringsten Opfer erkauft worden ist.

Inzwischen führten Umstände, die wir nach seiner eigenen Angabe erzählen wollen, den jungen General zu einer Bekanntschaft, die großen Einfluß auf sein künftiges Glück gehabt hat. Ein hübscher Knabe von zehn bis zwölf Jahren erschien in dem

Morgenzirkel des Generals des Innern, um eine ungewöhnlich interessante Bitte vorzubringen. Er sagte, er nenne sich Eugen Beauharnois, und sei der Sohn des ehemaligen Vicomte Beauharnois, der als ein Anhänger der Revolution, in der republikanischen Armee am Rhein gedient, dort den grundlosen Verdacht des Sicherheitsausschusses auf sich gezogen habe, hierauf vor das Revolutionstribunal gestellt, von diesem verurtheilt und vier Tage vor dem Sturze Robespierre's hingerichtet worden sei. Eugen war gekommen um den General des Innern zu bitten, er möchte sich dafür verwenden, daß ihm der Säbel seines Vaters zurückgegeben werde. Das Gesuch des jungen Bittstellers war eben so interessant, als sein Betragen einnehmend, und Napoleon fand so großen Gefallen an ihm, daß er dadurch veranlaßt ward, Bekanntschaft mit Eugens Mutter, der nachmaligen Kaiserin Josephine, zu machen.

Diese Dame war eine Kreolin, die Tochter eines Pflanzers auf St. Domingo. Ihr vollständiger Name war Marie Josephe Rose Tascher de la Pagerie. Sie hatte durch die Revolution viel gelitten, und war nach der Absetzung ihres Gemahls, des Generals Beauharnois, als verdächtig verhaftet und bis zur Stunde der allgemeinen Befreiung, die auf die Revolution vom 9ten Thermidor folgte, festgehalten worden. Während ihrer Gefangenschaft hatte Madame Beauharnois eine enge Freundschaft mit ihrer

Unglücksgefährtin, Madame Fontenai, jezt Madame Tallien, geschlossen, die ihr nach der Verheirathung ihrer Freundin sehr zu Statten kam. Durch eine sehr einnehmende Gestalt, liebenswürdige Sitten und eine stets heitere Laune eignete sich Madame Beauharnois zu einer Zierde der Gesellschaft. Barras, der Held des Thermidors, selbst ein ehemaliger Adeliger, liebte die Gesellschaft, wünschte sie auf eine angenehme Art zu genießen, und den Schlamm abzuwaschen, mit dem der Jakobinismus die angenehmsten Verhältnisse des Lebens besudelt hatte. Er liebte nicht minder den Glanz und Vergnügen, und konnte jezt beide Neigungen befriedigen, ohne in den Verdacht der Unbürgerlichkeit zu fallen, der in der Schreckenszeit von jedem Versuche, den gesellschaftlichen Umgang durch Eleganz zu würzen, unzertrennlich war. In den Gemächern, die er als Direktor in dem Pallast Luxemburg bewohnte, ließ er seinem natürlichen Geschmacke freien Lauf, und versammelte eine angenehme Gesellschaft beiderlei Geschlechts. Madame Tallien und ihre Freundin waren die Seele dieser Zirkel, und man vermuthet, Barras sey gegen die Reize der Madame Beauharnois nicht unempfindlich gewesen, — ein Gerücht, welches, es mochte nun Grund haben oder nicht, bald entstehen mußte. — Buonaparte versichert uns, und wir haben keinen Grund, daran zu zweifeln, daß er blos durch die persönlichen Reize der Madame

Beauharnois, die zwar zwei bis drei Jahre älter als er *), aber noch in der vollen Blüthe ihrer Schönheit und Liebenswürdigkeit war, bewogen worden sey, ihr seine Hand, sein Herz und sein Glück anzubieten, von dem er begreiflicherweise nicht ahndete, zu welcher Höhe es steigen würde. Obschon Buonaparte ein Fatalist gewesen seyn soll, der an das Schicksal und an den Einfluß seines Sternes glaubte, so wußte er doch wahrscheinlich nichts von der Prophezeihung einer afrikanischen Wahrsagerin, die, als Marie Josephe noch ein Kind war, vorhersagte, sie werde noch vornehmer werden, als eine Königin, aber noch vor ihrem Tode von dieser Höhe herabfallen **).

Dies war eine jener leeren Weissagungen von Narren oder Betrügern, die das Schicksal in seiner

*) Buonaparte war damals 26 Jahre alt. Josephine gab sich in dem Ehekontrakte ein Alter von 28 Jahren.

**) Eine Dame von hohem Range, die zufällig in einem und demselben Kloster mit Josephine erzogen wurde, hörte aus ihrem eigenen Munde die Prophezeihung, und sagte sie dem Verfasser zur Zeit der italienischen Expedition, als Buonaparte gerade Aufsehen zu machen anfing. Man fügt gewöhnlich der Prophezeihung noch die Klausel bei, daß die fragliche Person in einem Hospitale sterben werde, unter welchem späterhin Malmaison verstanden wurde. Dies hat der Verfasser nicht aus derselben Quelle. Die genannte Dame sprach mit der höchsten Begeisterung von den einfachen Sitten und der großen Herzensgüte der Madame Beauharnois.

Laune manchmal mit einem entsprechenden Ausgang zu krönen beliebt. Allein Buonaparte kann zu dieser Wahl eben so gut durch Ehrgeiz als durch Liebe bestimmt worden seyn, auch wenn er den Weissagungen der afrikanischen Sibille keinen Glauben beigemessen hat. Die Heirath mit Madame Beauharnois war ein Mittel, sein Glück mit dem von Barras und Tallien zu verbinden, von denen der erste, als einer der Direktoren, Frankreich beherrschte, und der zweite durch seine Talente und politischen Verbindungen kaum weniger vermochte. Er hatte sich durch sein Betragen an dem Tage der Sektionen um beide schon verdient gemacht, aber er bedurfte ihres Schutzes, um noch höher zu steigen. Ohne daher die Verdienste der Braut herabzusetzen, dürfen wir annehmen, daß ihr Einfluß in der Gesellschaft jener Männer den Absichten ihres Liebhabers entsprach. Es ist jedoch gewiß, daß er ihr stets sehr gewogen war, daß er auf ihr Schicksal vertraute, das mit dem seinigen auf das vortheilhafteste verkettet war, daß er endlich von Josephinens Takt und Gewandtheit in politischen Geschäften die beste Meinung hatte. Sie besaß zu allen Zeiten die Kunst, sein heftiges Temperament zu beschwichtigen, die raschen Entschlüsse, die er bei schlimmer Laune faßte, nicht durch direkten Widerstand, sondern allmählig auf eine ausweichende Weise zu entwaffnen. Zu ihrem großen Lobe muß noch bemerkt werden, daß sie die Sache der Menschlich-

keit stets in Schuz zu nehmen bereit war, und dies nicht selten mit glücklichem Erfolge that.

Sie wurden den 9ten März 1796 vermählt. Die Mitgift der Braut war der Oberbefehl über die italienischen Heere, wodurch dem Ehrgeize des jugendlichen Generals eine freie Bahn geöffnet wurde. Buonaparte blieb nur drei Tage nach seiner Verheirathung bei seiner Gemahlin, eilte dann zu seiner Familie nach Marseille, wo er das Vergnügen genoß, sich in derselben Stadt, die er vor kurzem noch als ein armer Abentheurer verlassen hatte, als den Günstling des Glückes zu zeigen, und dann ungesäumt, seinem Schicksale folgend, wieder abreiste, um den Oberbefehl über die italienische Armee zu übernehmen.

Vereine zu berufen — hieraus jene sinnreichen Schlüsse und rednerischen Tiraden zu Gunsten einer ursprünglichen, ja wilden Unabhängigkeit, welche die damaligen Adeligen mit dem beifälligen und mitleidigen Lächeln, mit dem sie die Träumereien eines wahnsinnigen Poeten aufgenommen haben würden, lasen und billigten, während die niederern Stände die Gefühle, unter deren Einflusse die Schriften dieser Art geschrieben waren, theilten, und, entflammt durch den Feuereifer der beredten Verfasser, bereit wurden, zu handeln, sobald Handlungen zu der Verwirklichung eines so lachenden Traumbilds nothwendig sein sollten.

Man hätte erwarten können, daß diejenigen wenigstens, welche privilegirten Classen angehörten, in Bestürzung gerathen wären, als sie Lehren, die ihre Interessen in einem so hohen Grade gefährdeten, so kühn aussprechen und so geistvoll vertheidigen hörten. Man hätte denken sollen, sie wären erschreckt, als Raynal den Völkern der Erde verkündete, sie können nicht eher frei und glücklich sein, als bis sie alle Throne und Altäre umgestürzt haben; allein nichts der Art geschah. Die vornehmen Stände betrachteten die liberalen Grundsätze als Tagessitte, und eigneten sie sich begierig an, als das beste Mittel, um zu beweisen, daß sie über die Vorurtheile des Pöbels erhaben seien. Kurz, sie nahmen politische Meinungen an, wie sie runde Hüte aufsezten, und enge Röcke anlegten, aus dem einzigen Grunde, weil sie

in guter Gesellschaft gebräuchlich waren. Sie nahmen den Ton der Philosophen an, wie sie den Ton arkadischer Schäfer auf einem Maskenballe angenommen haben würden, und glaubten in dem erstern Falle ihren Rang und ihre Gerechtsame eben so wenig aufzuopfern, als sie in dem zweiten Falle glaubten, sie treiben ihre Herden wirklich ins Feld. Graf Segür*) entwirft eine anziehende Schilderung von den Meinungen der jungen französischen Edelleute, an denen er in dieser ereignißvollen Zeit selbst Theil nahm.

„Gehemmt in diesem unbedachtsamen Laufe durch den verjährten Stolz des alten Hofes, die lästige Etiquette der alten Ordnung der Dinge, die Strenge der alten Geistlichkeit, die Abneigung unserer Aeltern gegen unsere neuen Gewohnheiten und Sitten, die den Grundsätzen der Gleichheit günstig waren, fühlten wir uns geneigt, mit Begeisterung die philosophischen Lehren anzunehmen, zu denen sich Gelehrte bekannten, die sich durch ihren Wiz wie durch ihre Kühnheit gleich sehr auszeichneten. Voltaire blendete unsere Einbildungskraft; Rousseau rührte unser Herz; wir fühlten ein geheimes Vergnügen, als wir sahen, daß ihre Angriffe gegen ein altes Gebäude gerichtet waren, das uns einen gothischen und lächerlichen Anblick darbot.“

*) Man vergleiche das treffliche Werk: Denkwürdigkeiten, Rückerinnerungen und Anekdoten aus dem Leben des Grafen von Segür. 3 Thl. gr. 8. a. d. Franz. übers. Stuttgart 1825—27.

Subscriptions-Anzeige
auf
eine Auswahl
aus
E. T. W. Hoffmann's
erzählenden Schriften.
Herausgegeben
von
seiner Wittwe,
Micheline Hoffmann, geb. Rorer.
Nebst
Hitzigs: Hoffmann's Leben und Nachlaß.

Achtzehn Bändchen in Taschenformat, broschirt.

Von vielen Seiten her bin ich aufgefordert worden, das biographische Werk, welches der vertrauteste Freund meines verstorbenen Ehegatten, Herr Criminaldirektor Hitzig in Berlin, im Jahre 1823 über denselben zu meinem Vortheil herausgegeben, in einer wohlfeilen Ausgabe, wie sie das Bedürfniß der jetzigen Zeit erheischt, dem Publikum vorzulegen. Ich entspreche diesem Verlangen gerne und um den Freunden Hoffmanns ein noch angenehmeres Geschenk zu machen, habe ich mich entschlossen, dieser Ausgabe eine Auswahl aus seinen früher in Taschenbüchern, Zeitschriften u. s. w. zerstreuten erzählenden Schriften beizufügen.

Das Ganze soll in einer Sammlung von Bändchen erscheinen, über deren Anordnung u. s. w. die Herren Verleger sich in der Nachschrift näher aussprechen werden, weßhalb ich nichts weiter beizufügen habe, als die Bemerkung, daß dieselben mir für den Fall einer neuen Auflage dieses Werkes großmüthig solche Bedingungen gestellt haben, daß ich dann einem sorgenfreien Alter würde entgegensehen können. Jeder, der den Absatz desselben durch Unterzeichnung fördert, wird daher auch seinen Theil dazu beitragen, daß die durch Nachdruck und auf andere Weise vielfach beeinträchtigte Wittwe eines deutschen Lieblingsschriftstellers, der ihr nichts hinterlassen, als was sie aus seinen geistigen Erzeugnissen noch zu gewinnen vermag, nicht ganz die Früchte des ruhmvollen Lebens ihres Gatten verliere.

Micheline Hoffmann, geb. Rorer.

Zum Lobe Hoffmanns oder zur Empfehlung seiner Schriften hier etwas zu sagen, scheint uns überflüssig. Der Beifall seiner Zeitgenossen, der sich von Jahr zu Jahr mehrte und nach seinem Tode bei so manchen in Wehmuth und Bewunderung überging, überhebt uns dessen. In Beziehung auf die vorstehende öffentliche Anzeige seiner Wittwe, theilen wir hier den Plan mit, nach welchem von einem Freunde des Verstorbenen im Namen seiner Wittwe die Auswahl aus den zerstreuten Schriften Hoffmann's besorgt wurde, die in unserm Verlag erscheinen wird.

Nach diesem Plane würden die erzählenden Werke und Hitzigs treffliche Biographie in

sechs Lieferungen

oder 18 Bändchen erscheinen und zwar:

Erste Lieferung.

Erstes Bändchen.. Meister Martin und seine Gesellen.
Zweites — Der unheimliche Gast — Die Automate.
Drittes — Aus Hoffmanns Leben und Nachlaß 1s Bdchen.

Zweite Lieferung.

Viertes — Signor Formica erste Abtheilung.
Fünftes — Signor Formica zweite Abtheilung. — Spielerglück.
Sechstes — A. H. L. und N. 2s Bändchen.

Dritte Lieferung.

Siebentes — Doge und Dogaresse.
Achtes — Rath Kresvel. — Die Fermate.
Neuntes — A. H. L. und N. 3s Bändchen.

Vierte Lieferung.

Zehntes — Fräulein Scudery. Erste Abtheilung.
Eilftes — Fräulein Scudery. Zweite Abth. — Abenteuer dreier Freunde.
Zwölftes — A. H. L. und N. 4s Bändchen.

Fünfte Lieferung.

Dreizehntes — Der Zusammenhang der Dinge.
Vierzehntes — Datura Fastuosa.
Fünfzehntes — A. H. L. und N. 5s Bändchen.

Sechste Lieferung.

Sechzehntes — Der Kampf der Sänger. — Der Artushof.
Siebzehntes — Meister Johannes Wacht.
Achtzehntes — A. H. L. und N. 6s Bändchen.

Am 1sten Oktober dieses Jahr erscheint die erste Lieferung, und ihr wird von Monat zu Monat immer eine Lieferung folgen, so daß die ganze Sammlung im März 1828 vollständig in den Händen der Subscribenten seyn wird.

Wir glauben, daß zu einer Zeit, wo Hoffmann's Erzählungen in mehrere Sprachen übersezt wurden, und namentlich in England so großen Beifall fanden, auch sein Vaterland und seine Freunde, die ihm so manche frohe Stunden danken, den unvergeßlichen Dichter mit nicht minder warmem Antheil lohnen werde.

In der Druckeinrichtung haben wir gesucht, ein anständiges und gefälliges Aeußere, wovon Proben in jeder Buchhandlung zur Ansicht vorliegen, mit möglichster Wohlfeilheit zu vereinigen. Der Subscriptionspreis ist per Bändchen:

24 Kreuzer oder 6 Groschen sächs. und 6½ Silbrg.,
welcher immer nach Empfang der Bändchen zu bezahlen ist.

Subscribentensammler erhalten, wenn sie sich direkte an uns wenden, auf 10 Exemplare das 11te frei.

Jede solide Buchhandlung nimmt Subscription auf das Werk an.

Stuttgart, im Juni 1827.

Gebrüder Franckh.

32 B.

MURAT.

Walter Scott's sämmtliche Werke.

Neu übersetzt.

Zwei und dreißigster Band.

Leben von Napoleon Buonaparte.

Achter Theil.

Stuttgart,
bei Gebrüder Franckh.
1827.

Leben
von
Napoleon Buonaparte,
Kaisers von Frankreich,
mit einer Uebersicht der französischen Revolution.

Von

Walter Scott.

Aus dem Englischen übersetzt
von
General J. v. Theobald.

Achter Theil.

Stuttgart,
bei Gebrüder Franckh.
1827.

Erstes Kapitel.

Leben von Napoleon Buonaparte.

Die Alpen. — Buonaparte's Gesinnungen und Absichten nach seiner Ernennung zum Oberbefehlshaber der italienischen Armee. — Darstellung seiner neuen Grundsätze der Kriegführung. — In Gebirgsländern lassen sich diese Grundsätze am besten ausführen. — Rückblick auf die Kriegsoperationen seit dem Oktober 1795. — Feindliche Stellung der französischen Regierung gegen den Pabst. — Ermordung des französischen Gesandten Basseville in Rom. — Oesterreichisches Heer unter Beaulieu. — Napoleons Plan, in Italien einzudringen. — Schlacht von Monte Notte, und Buonaparte's erster Sieg. — Er schlägt die Oesterreicher nochmals bei Millesimo — und wieder unter Colli. — Er nimmt Cherasco in Besitz. — Der König von Sardinien verlangt einen Waffenstillstand, der zu einem Frieden unter sehr harten Bedingungen führt. — Ende des piemontesischen Feldzugs. — Napoleons Karakter in dieser Periode.

Napoleon hat selbst bemerkt, daß kein anderes Land in der Welt so bestimmte und unverkennbare Naturgrenzen habe, als Italien. Die Alpen erschei-

nen als ein von der Natur selbst errichtetes Bollwerk, worauf sie mit gigantischen Buchstaben geschrieben hat: „Hier bleibe der Ehrgeiz stehen!“ Und doch konnte diese furchtbare Umwallung von Gebirgen die alten Römer nicht abhalten, sich in die Länder der Menschen zu ergießen und dieselben zu verheeren; und Italien selbst ist dadurch seit Hannibals Zeiten nicht gegen eine Invasion beschützt worden. Die Franzosen sprachen zu der Zeit, von der hier die Rede ist, von den Alpen, als von einer natürlichen Grenze, in dem Sinne, daß alles, was auf der westlichen Seite dieser Gebirge liege, zu dem ihnen von der Natur angewiesenen Gebiete gehöre; als es sich aber davon handelte, die Gebiete ihrer Nachbarstaaten zu überziehen, wollten sie in dieser Gebirgsgrenze keine Naturgrenze mehr erkennen. Das Gesetz der Naturgrenzen sollte gelten, so lange es zu Gunsten Frankreichs entschied, aber niemals von andern Staaten gegen Frankreich in Anspruch genommen werden können.

Während des Revolutionskrieges hatte das Waffenglück in der Nähe dieser mächtigen Schranken von Zeit zu Zeit gewechselt. Der König von Sardinien besaß beinahe alle Festungen, welche die Pässe in diesen Gebirgen beherrschen; und deßwegen sagte man von ihm auch, er trage die Schlüssel der Alpen in seinem Gürtel. Zwar hatte er in dem letzten Feldzuge sein Herzogthum Savoyen und die

Grafschaft Nizza verloren; allein es war ihm noch zu Bekämpfung der Franzosen eine sehr beträchtliche Armee, und an dem Kaiser von Oesterreich ein mächtiger Bundesgenosse geblieben, der stets mit wachsamen Augen auf den reichen und schönen Theil seiner Besitzungen im Norden von Italien blickte. Die piemontesischen Grenzen waren sonach durch eine starke, österreichisch-sardinische Armee gedeckt, die der französischen Armee gegenüberstand, über welche Napoleon so eben den Oberbefehl erhalten hatte. Es sollte noch ein starkes neapolitanisches Hülfskorps hinzukommen, so daß im Ganzen genommen die Gegner der Franzosen der Zahl nach bei weitem die Stärkeren waren. Allein ein großer Theil dieser Streitkräfte lag in Festungen, die nicht verlassen werden durften.

Man kann sich denken, mit welchem Entzücken der kaum sechsundzwanzigjährige General jetzt das Feld eines selbstständigen Ruhmes betrat, im vollen Vertrauen auf seine Talente, und ausgerüstet mit der vollkommenen Kenntniß eines Landes, die er sich erworben hatte, als er durch seine tief durchdachten Operationsplane den General Dumorbion in Stand setzte, die Oesterreicher zurückzutreiben, und den Col di Tenda, Saorgio und die Pässe in dem Hochgebirge zu besetzen. Bisher hatte Napoleon seine Thaten unter den Auspizien Anderer verrichtet. Bei der Belagerung von Toulon war er der

Urheber des gelungenen Planes, — die Ehre davon aber blieb dem General Dugommier. Die in Piemont errungenen Vortheile waren sein Werk, wurden aber dem General Dumorbion zugeschrieben. Selbst in dem Bürgerkampfe vom 13. Vendemaire waren die von ihm wirklich geleisteten Dienste durch die Amtswürde von Barras in Schatten gestellt worden. Wenn er aber in Italien Ruhm einerntete, so war dieser Ruhm sein ausschließliches Eigenthum. Wie mag daher dieses stolze Herz, bei dem Gedanken, auf solche Bedingungen hin Gefahren zu bestehen, geschlagen, — wie mag dieser durchdringende Geist sich angestrengt haben, die Mittel zum Siege ausfindig zu machen?

Er rechnete dabei vorzüglich auf ein bisher im Kriege noch gar nicht, oder wenigstens nicht in einem so großen Maßstabe versuchtes taktisches System, von dem wir hier zunächst einen allgemeinen Begriff geben wollen.

Im Stande der Wildheit, der zugleich ein ewiger Kriegszustand ist, nehmen die Nationen stets eine ihnen eigenthümliche Fechtart an, die der Beschaffenheit des von ihnen bewohnten Landes und der Art ihrer Bewaffnung angemessen ist. — Der nordamerikanische Indier ist furchtbar als Scharfschütze, er legt Hinterhalte in seinen unwegsamen Wäldern und übt alle Künste des kleinen oder ungeregelten Krieges. Der Araber oder der Scythe handhabt und

wirft seine Reiterschwärme in seiner Wüste so herum, daß er seinen Feind durch rasche Anfälle, schnelle Rückzüge und unerwartete Rückkehren umzingelt und aufreibt, oder neckt und ihm Abbruch thut; er verwüstet das Land weit umher, schneidet dem Gegner alle Zufuhren ab, und versucht mit Einem Worte alles, was mit einer überlegenen leichten Reiterei im Kriege ausgerichtet werden mag.

Auf der ersten Stufe der Civilisation nimmt der Krieg eine andere Gestalt an. In dem Maße, in welchem eine Nation Fortschritte in den Künsten des Friedens macht, und der Karakter des Soldaten von dem des Bürgers sich zu unterscheiden anfängt, kommt dieses System einer natürlichen Taktik außer Gebrauch, und wenn eine feindliche Invasion oder Bürgerzwist die Einwohner eines Landes zu den Waffen ruft, so denken sie einzig daran, den Feind aufzusuchen, über ihn herzufallen und dann den Ausgang der überlegenen Körperstärke, Tapferkeit oder Zahl zu überlassen. Ein Beispiel hievon sieht man in dem großen Bürgerkriege Englands, wo man auf beiden Seiten, fast in jeder Grafschaft des Königreichs, ohne allen Plan focht, und nicht daran dachte, sich gegenseitig zu unterstützen und aus den einzelnen Haufen eine dem Gegner überlegene Setritmacht zu bilden. Wenn auch etwas ähnliches versucht wurde, so geschah es doch zunächst nur nach dem rohesten Plane; selbst

im eigentlichen Gefechte verfolgte derjenige Theil einer Armee, der irgend einen Vortheil errang, denselben so weit er konnte, ohne sich um die Mitstreiter zu bekümmern, so daß z. B. das Hauptheer oftmals geschlagen wurde, während ein siegreicher Flügel diejenigen Feinde verfolgte, die er beim ersten Anlauf über den Haufen geworfen hatte.

Wenn aber der Krieg ein Berufsgeschäft und der Gegenstand eines tiefen Studiums wird, so gelangt man allmählig zu der Ueberzeugung, daß die Taktik eine mathematische und arithmetische Grundlage habe, und daß derjenige Anführer den Sieg davon tragen muß, der die größte Anzahl von Streitkräften in demselben Augenblicke auf denselben Punkt bringen kann, wenn er auch im Ganzen genommen schwächer seyn sollte, als sein Gegner. Niemand hat je in einem solchen Grade, wie Napoleon, die Gabe des Kalkuls und der Kombination besessen, die zur Entwerfung und Ausführung solcher entscheidenden Manövers erforderlich ist. Hierin lag dasjenige, was man lange sein Geheimniß genannt hat; und dieses Geheimniß bestand in einer an Auskunftsmitteln, auf die kein Anderer gekommen wäre, höchst erfinderischen Einbildungskraft; — in der Klarheit, Bestimmtheit seiner Plane; — in der Weise, wie er die einzelnen, zur Ausführung derselben bestimmten Kolonnen zu leiten wußte, so daß jeder Heerhaufe an dem be-

stimmten Orte zur rechten Zeit ankam; — vor Allem aber in der Menschenkenntniß, durch die es einem so überlegenen Geiste möglich ward, die geeignetsten Werkzeuge zu wählen, sie an seine Person zu fesseln, und durch eine genügende Belehrung jedes Einzelnen über das, was er zu thun hatte, die Talente Aller zum Behuf der Ausführung in Anspruch zu nehmen.

So wurden seine Manövers, so kühn sie auch waren, nicht nur mit einer bis dahin noch nicht gesehenen Präcision, sondern auch mit einer Schnelligkeit ausgeführt, die ihnen den Vortheil der Ueberraschung gewährte. Napoleons Erscheinung war in den Augen seiner Gegner wie die des Blitzes; und als diese seine reißende Schnelligkeit einmal kennen gelernt hatten, geschah es nicht selten, daß sie in einer mißlichen Stellung seinen Angriff erwarteten, den sie bei einer durch die Furcht weniger getrübten Besonnenheit hätten vereiteln oder anticipiren können.

Große Opfer waren nöthig, um die französischen Truppen zu der durch die Kombinationen Napoleons gebotenen Beweglichkeit abzurichten. Er nahm keine Rücksicht auf Schwierigkeiten oder unerwartete Hindernisse; die zur Ausführung der vorgeschriebenen Manövers berechnete Zeit durfte unter keinem Vorwande überschritten, — das Gepäcke, die Nachzügler, das Geschütz selbst mußte ohne wei-

teres preisgegeben werden, wenn die Kolonne dadurch verhindert wurde, auf dem Punkte ihrer Bestimmung anzukommen. Daher wurde alles, wodurch man bisher nicht nur die Gesundheit, sondern auch die Existenz der Armee bedingt geglaubt hatte, in dem französischen Kriegsdienste größentheils entbehrt; — und zum erstenmale sah man Truppen ohne Zelte, ohne Lagergeräthe, ohne Magazine, ohne Spitalanstalten ins Feld ziehen. Die Soldaten aßen, schliefen, starben, wie und wo sie konnten, ohne Unterlaß vorrückend, fechtend und siegend.

Dadurch, daß man zum Behuf des Sieges auf alles Andere Verzicht that, wurden die Schrecken des Krieges allerdings auf eine furchtbare Art gesteigert. Der bewaffnete Soldat, dem es an Brod gebrach, mußte, um sein Leben zu fristen, auf Plünderung ausgehen, that aber durch diese Selbstverpflegung den Einwohnern unendlich mehr Schaden, als er selbst dabei gewann; denn von dem Requisitionswesen läßt sich eben so gut, wie von dem Despotismus sagen, es sei das Verfahren eines Wilden, der einen Baum fällt, um in den Besitz der Frucht zu gelangen. Doch wurde durch diese rasche Taktik, wenn schon um einen sehr theuern Preis, ein Vortheil erkauft, der bei einer langsamen, auf regelmäßige Verpflegung und Disziplin basirten Methode vielleicht verloren gegangen wäre.

Die Armee mußte durch Krankheiten und Strapazen, durch Entbehrungen und Anstrengungen aller Art allerdings zu Grunde gerichtet werden, aber der Zweck, d. h. der Sieg, ward doch erreicht; und dies genügte, um die Ueberlebenden für ihr erlittenes Ungemach zu entschädigen und die Gefallenen durch frische Mannschaft zu ersetzen. Ausdauernd, voll frischen, leichten Muthes, und über dem Siege alle Mühsale vergessend, waren die französischen Soldaten ganz die Leute, die sich zu einer so verzweifelten Dienstleistung unter einem Anführer eigneten, der, wie ihr Scharfsinn bald genug entdeckte, alle diejenigen ganz gewiß zum Siege führen mußte, welche die Beschwerden, durch die er errungen wird, ertragen konnten.

Die Gebirgsgegenden, wo Buonaparte sein System zum erstenmal in Anwendung bringen sollte, waren seinen Absichten sehr förderlich. Da sich in diesen Gegenden viele Vertheidigungslinien und defensive Stellungen vorfinden, so wurden die österreichischen Generale zu einem Postenkriege verleitet, und veranlaßt, ihrer alt hergebrachten Gewohnheit gemäß, große Strecken Landes zu besetzen. Aber obgleich reich an Stellungen, die bei dem Anblick unangreifbar schienen, und von den Vertheidigern nur zu oft für solche gehalten wurden, zeigten diese Gebirge dem Scharfblicke eines großen Feldherrn auch manche Schluchten und Engpässe, manchen

schwierigen und eben darum auch vernachlässigten Zugang, durch die er die in der Fronte so furchtbaren Stellungen umgehen, den Feind in der Flanke und im Rücken bedrohen, und ihn dadurch entweder zu einem nachtheiligen Gefechte, oder zu einem verderblichen Rückzuge zwingen konnte.

Die Streitkräfte, über welche Buonaparte verfügen konnte, bestanden in etwa 50 bis 60,000 Mann guter Truppen, von denen mehrere aus Spanien (nach Wiederherstellung des Friedens mit diesem Lande) gekommen waren; diese Truppen waren aber schlecht gekleidet, und hatten in jenen gebirgigen, unfruchtbaren und kalten Gegenden nicht wenig gelitten. Die Reiterei besonders befand sich in einem sehr schlechten Zustande, was jedoch, da sie auf diesem Kriegsschauplatze nicht viel gebraucht werden konnte, eben nicht sehr in Anschlag kam. Der klägliche Zustand des französischen Heeres, ehe diese Alpenfeldzüge durch den Waffenstillstand von Cherasco siegreich endeten, läßt sich, nach Buonaparte's eigener Aussage*), kaum beschreiben. Die Subalternofficiere hatten seit mehreren Jahren mehr nicht als etwa acht französische Livres an monatlichem Solde erhalten, und von den Stabsoffizieren war

*) Denkwürdigkeiten, von dem Kaiser auf St. Helena diktirt; welche in „Napoleons sämmtlichen Werken, deutsch herausgegeben von Dr. Widemann," enthalten sind.

kein einziger beritten. Berthier bewahrte als eine Merkwürdigkeit einen Tagsbefehl, nach welchem, aus Veranlassung des Siegs von Albenga, jedem Divisionsgeneral ein splendides Geschenk von drei Louisd'or bewilligt wurde*). Unter den Generalen, denen dieses Geschenk in ihrer Lage sehr erwünscht kam, mögen sich vielleicht manche befunden haben, die sich in der Folge einen großen und gefürchteten Namen gemacht haben. Augereau, Massena, Serrurier, Joubert, Lannes und Murat, lauter Generale vom ersten Range, dienten unter Napoleon in dem italienischen Feldzuge.

Die französische Armee hatte seit dem Oktober 1795 nach dem Gefechte bei Cairo, ihre Stellung zu wiederholtenmalen geändert. Zu jener Zeit stand der äußerste linke Flügel der von Süden nach Norden sich erstreckenden Linie bei dem Col d'Argentine mit dem Hochgebirge in Verbindung; — das Centrum hielt den Col di Tenda und den Mont Bertrand, — der linke Flügel die Höhen von St.

*) Diese Großmuth erinnert uns an die Freigebigkeit der Könige von Brentfort gegen ihre Ritter.

Erster König: Hier gebt diesen tapfern Leuten fünf Guineen.

Zweiter König: Und hier noch fünf, daß es gerade zehn sind.

Herold: Wir haben, Gott weiß seit wann, nicht so viel gesehen.

Bertrand, St. Jacques, und andere Höhenzüge besetzt, die in derselben Richtung fortlaufen und sich bei Finale an der Küste des mittelländischen Meeres enden.

Die Oesterreicher, die eine bedeutende Verstärkung erhalten hatten, griffen diese Linie an, und nahmen die Höhen von St. Jacques; nach einem vergeblichen Versuche, diesen Punkt seiner Stellung wieder zu gewinnen, zog sich Kellermann in eine mehr westlich gelegene, auf Borghetto basirte Vertheidigungslinie zurück. Kellermann, ein thätiger und guter Brigadegeneral, allein zum Oberbefehlshaber nicht fähig genug, ward hierauf abberufen und erhielt den General Scherer zu seinem Nachfolger. Dieser lieferte den Oesterreichern bei Svano eine Schlacht, in der sich Massena und Augereau hervorthaten. Er siegte, und die Franzosen eroberten die Linie von St. Jacques und Finale wieder, die Kellermann hatte räumen müssen, so daß im Ganzen genommen die beiderseitigen Armeen jetzt wieder ungefähr in derselben Stellung standen, in welcher Buonaparte sie verlassen hatte.

Allein obschon Scherer in soweit gesiegt hatte, so war er doch nicht der Mann, dem das Direktorium den kühnen Auftrag ertheilen wollte, an der Alpengrenze den Offensivkrieg nach einem großen Maßstabe zu führen, die französischen Waffen nach

Italien

Italien zu tragen, dadurch die Oesterreicher in jener Gegend in die Defensive zu werfen und so die Macht, mit der dieselben bisher am Rheine operirt hatten, mittelst einer Diversion zu schwächen. Die französischen Machthaber hatten bei diesem kühnen Plane noch einen andern Zweck; sie wollten nämlich den Pabst einschüchtern, entthronen, vernichten. Als Oberhaupt der Kirche war er ihnen schon darum verhaßt, weil die Anhänglichkeit der französischen Geistlichkeit an den römischen Stuhl und ihre dadurch bedingten Gewissenskrupel besonders denjenigen Theil der Priesterschaft, der bei dem Volk in der größten Achtung stand, bewogen hatten, den konstitutionellen Eid zu verweigern. Dem Pabst und seinen Ansprüchen auf die geistliche Oberherrschaft ward daher der große Bürgerkrieg in der Vendée und des allgemeinen Mißvergnügens der Katholiken im südlichen Frankreich schuld gegeben.

Dies war aber nicht die einzige Ursache der Erbitterung des Direktoriums gegen das Oberhaupt der katholischen Kirche. Frankreich war von dem römischen Stuhl wirklich beleidigt worden, und hatte dafür noch keine Rache genommen. Das Volk zu Rom war sehr darüber aufgebracht, daß die Franzosen, die sich in dieser Stadt aufhielten, besonders die jungen Künstler, die dreifarbige Kokarde aufgesteckt hatten, und sogar Willens waren, einen Schild

mit den Sinnbildern der Republik über dem Thore des französischen Konsulatgebäudes zu befestigen. Der Pabst hatte durch seinen Minister zu verstehen gegeben, daß man dies nicht thun möchte, weil er die französische Republik noch nicht anerkannt habe. Da sich nun die Franzosen hiedurch von ihrem Vorhaben nicht abhalten ließen, so kam es zu einem Volksaufstande, welchen zu dämpfen die päbstlichen Truppen sich eben nicht viele Mühe gaben. Der Wagen des französischen Gesandten oder Geschäftsträgers Basseville wurde in den Straßen angefallen und nach Hause zurückgewiesen, wo der Pöbel einbrach und den wehrlosen Gesandten auf das grausamste ermordete.*) Die französische Regierung sah dies begreiflicherweise als eine grobe Verletzung des Völkerrechts an, und war um so begieriger, dieselbe zu rächen, als sie dadurch dem würdevollen Benehmen der römischen Republik, die im Guten wie im Bösen, stets ihr Vorbild gewesen zu seyn scheint, näher kam. Der Vorfall ereignete sich im Jahre 1793, war aber im Jahre 1796 noch nicht vergessen.

Die französische Regierung hatte zuerst den Plan, ein Heer von etwa 10,000 Mann bei Civita

*) Mehrere authentische Nachrichten dieses grausamen Mordes findet man in dem Werk: das Leben und die Memoiren des Scipio von Ricci u. s. w. 4 Bände. Stuttgart 1826.

Vecchia ans Land zu setzen, das von da nach Rom marschiren und dem Pabste eine völlige Genugthuung für die Ermordung Basseville's abnöthigen sollte; da aber eine englische Flotte ungehindert im mittelländischen Meere kreuzte, so erschien es als eine sehr gewagte Sache, ein solches Truppenkörps zur See nach Civita Vecchia zu bringen, auch abgesehen von dem Umstande, daß dasselbe, wenn es diesen Punkt auch glücklich erreichte, in der Mitte von Italien von allen Hülfsquellen abgeschnitten, von allen Seiten angegriffen, und wahrscheinlicherweise auch von der englischen Flotte blokirt werden würde. Hierüber befragt, rieth Buonaparte, vorerst den Norden von Italien zu erobern, um dann mit Sicherheit nach Rom zu kommen und solches zu züchtigen. Und dieser dem Anscheine nach eben so kühne Plan war doch minder gefährvoll, als der von dem Direktorium zuerst beabsichtigte; insoferne Buonaparte nur dann nach Rom gehen wollte, wenn es ihm gelang, seine Verbindungen mit der Lombardei und Toscana, die deßhalb zuerst erobert werden mußten, zu erhalten.

Der Plan, die Alpen zu übersteigen, und in Italien einzudringen, entsprach in jeder Hinsicht dem strebenden und selbstvertrauenden Karakter des damit beauftragten Generals. Er gab diesem gewissermaßen eine selbstständige Gewalt, die er nach

seinem besten Wissen und auf seine eigene Verantwortung hin gebrauchen konnte; denn von Salicetti, seinem Landsmann, der ihn als Bevollmächtigter der Regierung begleitete, hatte er wohl keine Einsprache zu besorgen. Dieser war Buonaparte's Gönner gewesen, und noch immer sein Freund. Der junge General war auf den Wechselfall des Sieges oder des Unterganges gefaßt, wie aus den Worten erhellt, mit denen er von einem Freunde schied: „In drei Monaten," sagte er zu diesem, „bin ich entweder in Mailand oder zu Paris." Er deutete dadurch sowohl seinen verzweifelten Entschluß, zu siegen, als seine Ueberzeugung an, daß ein unglücklicher Erfolg die Vernichtung aller seiner Aussichten zur Folge haben müsse.

Um auch seine Begleiter mit denselben ehrgeizigen Hoffnungen zu erfüllen, begrüßte er die italienische Armee wie folgt: „Soldaten, ihr seid hungrig und nackt; — die Republik verdankt euch viel, allein sie besitzt die Mittel nicht, ihre Schuld gegen euch abzutragen. Die Geduld, mit der ihr eure Mühseligkeiten auf diesen unfruchtbaren Felsen ertragt, ist bewundernswerth; allein sie kann euch keinen Ruhm verschaffen. Ich bin gekommen, euch in die fruchtbarsten Ebenen zu führen, die von der Sonne beschienen werden; — reiche Provinzen, blühende Städte, Alles soll eure Beute seyn; Soldaten, kann es euch bei solchen Aussichten an Muth

und Ausdauer fehlen?“ Dies hieß dem Hunde das Wild in dem Augenblicke zeigen, wo er losgelassen werden sollte.

Die österreichisch-sardinische Armee, Napoleons erstes Operationsobjekt, war von Beaulieu, einem österreichischen General befehligt, der mit vieler Erfahrung einiges Talent verband, aber nicht weniger als fünfundsiebenzig Jahre zählte. In der herkömmlichen Kriegskunst ergraut — wie hätte er die Absichten eines Napoleons errathen, vereiteln oder ihnen zuvorkommen können?

Buonaparte's Plan, in Italien einzudringen, war von dem, welchen frühere Eroberer befolgt hatten, sehr verschieden. Diese waren über den einen oder den andern Punkt des Alpengebirges in jenes schöne Land gedrungen. Unser erfindungsreicher Krieger beschloß dagegen, denselben Zweck dadurch zu erreichen, daß er das südliche Ende der Alpenkette umging, den Ufern des mittelländischen Meeres so nahe als möglich blieb und durch den engen Paß drang, der auf dem genuesischen Gebiete um das äußerste Ende der Gebirge herum, zwischen diesen und der See, hinführt. Sonach wählte er zum Behuf seines Einbruchs den niedrigsten Höhenpunkt jener Gegenden, d. h. den Punkt, wo die Alpen und Appenninen zusammentreffen. Dieser Punkt aber liegt auf den Höhen von Mont St. Jacques, oberhalb Genua, von wo aus die Alpen, in nord-

westlicher Richtung fortlaufend, sich bis zu ihrem höchsten Punkte, dem Montblanc erheben, und die Appenninen, in südöstlicher Richtung hinstreichend, allmählig bis zum Mont Velino, dem höchsten Punkte in dieser Gebirgskette, ansteigen.

Um auf die angezeigte Weise die Alpen zu umgehen, mußte Buonaparte vorerst die Stellung seiner Armee ganz verändern, indem diese, die eine von Norden nach Süden sich erstreckende Vertheidigungslinie besetzt hielt, eine offensive, von Westen nach Osten sich erstreckende Stellung zu nehmen hatte, d. h. — wenn man von einer Armee wie von einem Bataillon sprechen will — Buonaparte mußte auf dem rechten Flügel der von ihm bisher besetzten Linie eine Kolonne bilden, mithin aus der Flanke marschieren, — eine in Gegenwart eines thätigen und zahlreichen Feindes sehr gewagte Operation, die derselbe auch nicht ungestört geschehen ließ. Beaulieu hatte nicht sobald erfahren, daß der französische General seine Streitkräfte zusammenziehe, und im Begriff stehe, seine Stellung zu verändern, als er sofort Anstalten traf, um Genua zu decken, da ohne den Besitz dieser Stadt, oder wenigstens ihrer Umgegend, Buonaparte's Plan kaum hätte ausgeführt werden können. Der Oesterreicher theilte sein Heer in drei Korps. Colli, an der Spitze einer sardinischen Abtheilung, bildete den rechten Flügel bei Ceva; das Centrum

unter Argenteau, wovon die Spitze bei Sassello stand, erhielt die Weisung, den Berg Monte Notte mit den zwei Dörfern gleichen Namens, in der Nähe von Montelegino, eines festen Postens, zu besetzen, durch welchen die Franzosen die Flanke ihres Marsches decken wollten. An der Spitze seines linken Flügels rückte Beaulieu selbst von Novi gegen Voltri, ein kleines Städtchen, zehn Meilen von Genua, vor, um diese alte Stadt zu decken, deren Unabhängigkeit und Neutralität wohl schwerlich geachtet werden würde. Man sieht hieraus, daß, während die Franzosen hier auf dem Wege von Genua in Italien einzudringen suchten, ihre Marschlinie von drei österreichisch-sardinischen Korps bedroht war, die, von dem Rücken der Alpen herabsteigend, sie in der Flanke fassen konnten. Allein, so zweckmäßig auch Beaulieu seine Anstalten traf, so ward doch durch die Beschaffenheit dieses Gebirgslandes zwischen den drei Abtheilungen seines Heeres alle Verbindung aufgehoben, und sie konnten nicht leicht auf irgend einem beliebigen Punkte vereinigt werden, während das mehr in der Tiefe gelegene Terrain, auf dem die Franzosen sich bewegten, eine beständige Verbindung und Zusammenwirkung gestattete.

Den 10. April 1796 erschien Argenteau mit der Centraldivision der österreichisch-sardinischen Armee vor Monte-Notte, während Beaulieu auf dem lin-

ken Flügel die französische Vorhut, die schon bis Voltri gekommen war, angriff. General Cervoni, der die von Beaulieu angegriffene Division befehligte, mußte sich auf das Hauptkorps seiner Landsleute zurückziehen; und hätte Argenteau seinen Angriff mit demselben Nachdrucke oder mit demselben Glücke fortgesetzt, so wäre Buonaparte's Ruhm gleich in der Geburt erstickt worden. Allein Oberst Rampon, ein französischer Offizier, der die Redouten von Montelegino besetzt hielt, that den Fortschritten Argenteau's durch den entschiedendsten Widerstand Einhalt. An der Spitze von nicht mehr als 1500 Mann, denen er seinen eigenen Muth einzuflößen wußte, und die er schwören ließ, ihren Posten zu behaupten oder zu sterben, hielt er sich den ganzen Tag des 11. Aprils in den Redouten, bis Argenteau, der späterhin stark getadelt und beschuldigt wurde, sich bei dieser Gelegenheit zu lässig benommen zu haben, seine Streitkräfte am Abend dieses Tags mit dem Vorsatze zurückzog, den nächsten Morgen den Angriff zu erneuern.

Allein am Morgen des 12. Aprils sah sich der österreichische General selbst von Feinden umringt. Cervoni, der sich vor Beaulieu zurückzog, hatte sich mit La Harpe vereinigt. Diese beiden rückten nun in der Nacht des 11. gegen Norden vor, und stellten sich im Rücken der Schanzen von Montelegino, die Rampon so tapfer vertheidigt hatte, auf. Dies

war nicht Alles. Augereau's und Massena's Divisionen hatten auf verschiedenen Wegen die Kolonne von Argenteau in Flanke und Rücken genommen, so daß der österreichische General den nächsten Morgen, statt seinen Angriff auf die Schanzen zu erneuern, genöthigt war, sich zu einem unglücklichen Rückzuge zu entschließen, wobei er Fahnen und Geschütz, 1000 Todte und 2000 Gefangene verlor.

Dies war der Ausgang der Schlacht von Monte-Notte, der erste Sieg Napoleons, worin sich die Wahrheit und mathematische Gewißheit jener Kombinationen zeigte, durch welche er in so manchen denkwürdigen Fällen seine Streitkräfte, selbst wenn sie denen des Feindes an Zahl nachstanden und durch ihre Stellungen von einander abgeschnitten schienen, plötzlich zusammenzuziehen und seinen Feind gerade auf dem Punkte, wo er sich am stärksten glaubte, anzufallen und zu schlagen wußte. Er hatte eine überlegene Macht gegen das österreichische Centrum zusammengebracht und dasselbe überwältigt, während Colli auf dem rechten Flügel, und Beaulieu selbst auf dem linken, jeder an der Spitze einer bedeutenden Macht, nichts von der Schlacht hörten, bis sie ausgefochten und gewonnen war.

In Folge des Siegs bei Monte-Notte, und der raschen Verfolgung der geschlagenen Oesterreicher gelangten die Franzosen in den Besitz von Cairo und auf den Abhang der Alpen, der gegen die Lom-

barbei geneigt ist, und wo die Gewässer entspringen, die dem Po zuströmen.

Beaulieu, der bis Voltri vorgerückt war, während die Franzosen zurückwichen, um sich zu einem Angriffe gegen Argenteau zu vereinigen, mußte sich nun schleunigst nordwärts nach Dego, in dem Thale der Bormida, zurückziehen, um wieder mit dem linken Flügel seiner Armee, der größtentheils aus sardinischen Truppen bestand, und von dem er jetzt durch die Niederlage seines Centrums beinahe ganz getrennt war, in Verbindung zu kommen. General Colli besetzte, vermöge einer entsprechenden Bewegung auf der linken Seite, Milesimo, eine kleine Stadt, ungefähr neun Meilen von Dego, mit dem er sich durch eine auf den Höhen von Biastro aufgestellte Brigade in Verbindung setzte. In dieser festen Stellung hoffte Beaulieu, obgleich er seine Streitkräfte noch nicht recht beisammen hatte, sich bis zur Ankunft seiner Verstärkungen aus der Lombardei behaupten und dadurch die Folgen der Niederlage von Monte-Notte wieder gut machen zu können. Allein der Gegner, mit dem er es zu thun hatte, war nicht gesonnen, ihm diese Frist zu gönnen.

Entschlossen, die österreichische Stellung auf allen Punkten anzugreifen, rückte die französische Armee in drei Korps auf einem etwa vier Stunden breiten Raume vor. Die Division Augereau, die bei Monte-Notte nicht gefochten hatte, bildete den

linken Flügel und ward gegen Milesimo bestimmt; das Centrum, unter Massena, nahm seinen Weg durch das Thal der Bormida gegen Dego; der rechte Flügel, unter La Harpe, manövrirte auf der äußersten Rechten, um Beaulieu's linke Flanke zu umgehen. Augereau traf zuerst auf den Feind und griff den General Colli am 13. April an. Seine Truppen, eifersüchtig auf den Ruhm, den ihre Gefährten bereits erworben hatten, bewiesen die größte Tapferkeit, fielen über die Vorposten der sardinischen Armee bei Milesimo her, nahmen und behaupteten die Schlucht, durch welche die Stellung dieser Armee gedeckt war, und trennten solchergestalt ein Korps von 2000 Oesterreichern unter Provera, das zur Deckung der linken Flanke von Colli die isolirte Höhe Cossaria besetzt hielt, von dem sardinischen Hauptkorps. Allein der österreichische General schlug sich mit dem beharrlichsten Muthe, und warf sich, obgleich vom Feinde umringt, in die verfallene Burg von Cossaria, welche die Anhöhe krönte, wo er Miene machte, diesen Posten bis auf's äußerste zu vertheidigen. Er glaubte dies um so eher thun zu müssen, als er auf den Thürmen dieser Feste die sardinischen Truppen, von denen er getrennt worden war, sich auf den folgenden Tag zum Kampfe rüsten sah, und also vernünftigerweise hoffen konnte, von ihnen entsetzt zu werden.

Buonaparte, der selbst herbeigeeilt war, und

die Nothwendigkeit einsah, den Feind aus diesem festen Posten zu vertreiben, ließ das Schloß dreimal nach einander angreifen. Joubert, der eine der Angriffskolonnen führte, kam mit sechs oder sieben Soldaten bis in die Außenwerke, erhielt aber dort eine Wunde in den Kopf, die ihn außer Gefecht setzte. General Banal und Generaladjutant Quenin fielen beide an der Spitze ihrer stürmenden Kolonnen. Buonaparte sah sich daher genöthigt, den hartnäckigen Provera die Nacht über im Besitze des Schlosses zu lassen. Der Morgen des 14. Aprils führte einen andern Auftritt herbei. Buonaparte begnügte sich, das Schloß Cossaria zu blokiren und lieferte dem General Colli, der Allem aufbot, dasselbe zu entsetzen, ein Treffen. Colli erreichte seinen Zweck nicht; er ward geschlagen und von Beaulieu abgeschnitten, worauf er sich, so gut er konnte, gegen Ceva zurückzog und den General Provera seinem Schicksale überließ, so daß sich dieser ohne Bedingung ergeben mußte.

An demselben Tage griff Massena mit dem Centrum die Höhen von Biastro an, welche die Verbindung zwischen Beaulieu und Colli deckten. La Harpe, der durch eine Furth der Bormida, wo das Wasser den Soldaten bis über den Gürtel stieg, gegangen war, griff zu gleicher Zeit das Dorf Dego, das Hauptquartier von Beaulieu, in der Fronte und in der Flanke an. Der erste Angriff gelang voll-

kommen, — die Höhen von Biastro wurden genommen, und die Piemonteser in die Flucht geschlagen. Der Angriff auf Dego glückte nicht minder, obgleich erst nach einem hartnäckigen Gefechte. Beaulieu sah sich zum Rückzuge genöthigt, und gänzlich von den Sardiniern abgeschnitten, die bisher in Uebereinstimmung mit ihm operirt hatten; die Vertheidiger von Italien wichen jetzt in verschiedenen Richtungen zurück: Colli westlich gegen Ceva, Beaulieu in einer schwierigen Gegend, vom Feinde gedrängt, gegen Aqui.

Noch am Morgen desselben Tages wäre der bereits erfochtene Sieg den Franzosen beinahe wieder entrissen worden. Eine frische österreichische Division, welche Voltri etwas später, als die andern, geräumt hatte, und sich mit ihrem Obergeneral wieder vereinigen wollte, fand dessen Stellung bereits vom Feinde besetzt. Diese Truppen kamen nach Dego, als hätten sie sich verirrt, und waren ohne Zweifel erstaunt, die Franzosen daselbst zu finden. Indessen besannen sie sich keinen Augenblick, die Offensive zu ergreifen, und es gelang ihnen auch, durch einen raschen Angriff den Feind aus dem Dorfe zu vertreiben und die österreichischen Adler wieder darin aufzupflanzen. Durch ihre so plötzliche Erscheinung entstand ein großer Lärmen; bei den Franzosen konnte Niemand begreifen, was derselbe auf einem dem Rückzugspunkte des Feindes ganz entgegengesetzten

Punkte zu bedeuten habe, zumal da von den Vorposten, die gegen Aqui hin standen, keine Meldung eingegangen war.

Buonaparte eilte nach dem Dorfe. Die Oesterreicher schlugen zwei Angriffe ab; bei dem dritten setzte General Lanusse, der später seinen Tod in Egypten fand, seinen Hut auf die Spitze seines Säbels und drang im Sturmschritte in das Dorf. Auch Lannes, der nachmalige Herzog von Montebello, zeichnete sich bei dieser Gelegenheit durch Tapferkeit und Geschicklichkeit aus, und wurde von Buonaparte dem Direktorium zur Beförderung empfohlen. In dieser Schlacht von Dego, oder wie sie gewöhnlicher heißt, von Millesimo, verlor das österreich=sardinische Heer fünf bis sechstausend Mann, dreißig Feldstücke und vieles Gepäcke. Zudem wurden die Oesterreicher und die Sardinier von einander getrennt, und es zeigte sich bald, daß die beiden Generale nach der Trennung ihrer Streitkräfte auch verschiedene Zwecke hatten; die Sardinier wünschten Turin zu decken; Beaulieu dagegen schien darauf bedacht zu seyn, den Franzosen den Eintritt in das mailändische Gebiet zu verwehren.

Buonaparte ließ an der Bormida so viel Truppen stehen, als nöthig waren, um Beaulieu in Zaum zu halten, und wandte dann seine Hauptmacht gegen Colli, der, überwältigt und ohne Hoffnung auf

Hülfe, seine Vertheidigungslinie bei Ceva verließ, und sich hinter den Tanaro zurückzog.

Napoleon verlegte jetzt sein Hauptquartier nach Ceva, und genoß auf den Höhen von Montezemoto den herrlichen Anblick der gesegneten Fluren von Piemont, die in unermeßlicher Ausdehnung zu seinen Füßen lagen, vom Po, dem Tanaro und tausend andern Strömen, die von den Alpen herabstürzen, bewässert. Vor den Augen der entzückten Siegerschaar lag diese üppige Gegend wie ein gelobtes Land da; im Rücken hatten sie die Wildniß, durch die sie gekommen waren, — zwar keine dürre Sandwüste, wie die, in welcher einst die Israeliten herumzogen, aber eine ungeheure Strecke von Felsen und unzugänglichen Bergen, die, mit Eis und Schnee bedeckt, von der Natur zum schützenden Walle der herrlichen östlich derselben gelegenen Länder bestimmt zu seyn schienen. Wir können das Gefühl theilen, mit welchem der General, der so furchtbare Hindernisse auf eine so ungewöhnliche Weise besiegt hatte, sich selbst Glück wünschen mochte. Er sagte zu seinen, in diesen herrlichen Anblick versunkenen Offizieren: „Hannibal hat die Alpen erstürmt; wir haben durch Umgehung derselben nicht weniger gethan."

Das entmuthigte Heer von Colli wurde zu Mondovi auf seinem Rückzuge von zwei französischen Korps, dem von Massena und dem von Serrurier,

von zwei verschiedenen Punkten her, angegriffen. Den letztern General schlug Colli mit Verlust zurück; als er aber sah, daß Massena seine linke Flanke umgehe, und daß er solchergestalt auf seinen beiden Flanken gefaßt werde, erkannte er, daß er sich in einer verzweifelten Lage befinde. Die piemontesische Reiterei versuchte das Gefecht wieder herzustellen, sie warf auch die französische in etwas zurück, wobei General Stengel, der dieselbe wieder sammeln wollte, getödtet wurde. Allein die verzweifelte, im Reitergefecht vielleicht unerreichte Tapferkeit Murat's rief den Sieg zurück; und sowohl die Reiterei als die Infanterie Colli's mußten unter den ungünstigsten Umständen das Feld räumen. Die Sardinier erlitten eine völlige Niederlage; sie verloren ihre besten Truppen, ihr Geschütz, ihr Gepäcke, ihre Kriegskasse und mußten, getrennt von den Oesterreichern, wie sie waren, und in der augenscheinlichsten Gefahr, von den vereinigten Streitkräften des Feindes gänzlich aufgerieben zu werden, den Gedanken aufgeben, Turin zu decken. Buonaparte, der den Sieg erschöpfend benutzte, nahm Besitz von Cherasco, das von der Hauptstadt Piemonts nur etwa zehn Stunden entfernt ist.

So öffnete das Glück, im Laufe eines Feldzugs von kaum einem Monate, seinem Günstlinge die ersehnte Straße nach Italien mittelst der mit so vie-

lem

lem Talente angegriffenen und eroberten Gebirgs-
pässe. Er hatte in drei Schlachten über einen ihm
weit überlegenen Feind gesiegt, diesem einen Ver-
lust von 25,000 Mann an Todten, Verwundeten
und Gefangenen beigebracht, 80 Kanonen und 21
Fahnen abgenommen; die österreichische Armee war
in Unthätigkeit versetzt, die sardinische beinahe auf-
gerieben; er aber stand in voller Verbindung mit
Frankreich auf der östlichen Seite der Alpen, und
Italien, das vor ihm lag, schien ihn zu einer In-
vasion einzuladen. Allein auch mit diesen Lorbeern
und mit den dadurch eingeleiteten weit größern
und weit herrlichern Siegen sollte der erste Feldzug
Napoleons noch nicht enden. Der Chef des könig-
lichen Hauses von Savoyen, wo nicht eines der
mächtigsten, doch immer eines der ausgezeichnetsten
in Europa, sollte auf die herbste Weise belehrt wer-
den, daß er es mit dem Manne des Schicksals, wie
man ihn nachher nannte, zu thun habe, mit dem
Manne, dem es nach dem hehren Ausdrucke der
Schrift, eine Zeitlang gegeben war, „Könige mit
Ketten zu binden, und Edle in eiserne Fesseln zu
schlagen.“

Die aufgelösten Trümmer des sardinischen Hee-
res waren bis auf zwei Stunden von Turin zurück-
gewichen, oder vielmehr geflohen, ohne Hoffnung,
sich wieder zur Wehre setzen zu können. Der Be-

herrscher von Sardinien, Savoyen und Piemont konnte seine Hauptstadt, ja seine Existenz auf dem Festlande, nur durch eine völlige Unterwerfung unter den Willen des Siegers retten. Man erinnere sich, daß Viktor Amadeus III. der Abkömmling eines Geschlechts von Helden war, die durch die besondere Lage ihres zwischen Frankreich und dem österreichisch-italienischen Gebiete eingeschobenen Landes oftmals in den europäischen Angelegenheiten eine weit größere Rolle gespielt hatten, als Herrscher vom zweiten Range ansprechen konnten. Diese Fürsten hatten, im Ganzen genommen, die Schwäche ihrer Mittel durch eine Geschicklichkeit und Tapferkeit zu ersetzen und als Staatsmänner, wie als Krieger, sich das größte Ansehen zu verschaffen gewußt; und jetzt lag Piemont hinwiederum zu den Füßen eines der Zahl nach schwächeren Feindes, wodurch das Andenken an den ehemaligen Ruhm des Landes um so schmerzlicher wurde; allein die Lage des Königs erscheint noch demüthigender, wenn man seine Familienverbindungen in Erwägung zieht. Viktor Amadeus war der Schwiegervater von Monsieur, nachmals Ludwig XVIII., und von dem Grafen von Artois, dem jetzt regierenden Könige von Frankreich. Er hatte seine Schwiegersöhne an seinem Hofe zu Turin aufgenommen, ihnen Gelegenheit verschafft, ihre Streitkräfte, die aus dem ausgewanderten Adel bestanden, um sich zu versammeln,

und seine ganze Macht, und zwar in manchen Fällen nicht ohne glücklichen Erfolg, aufgeboten, um den Ränken und Waffen der französischen Republikaner zu widerstehen. Und jetzt mußte der hochgeborne, in so hohen Verbindungen stehende, so hochgesinnte Fürst um einen Frieden bitten, wie ihn ein nur sechsundzwanzig Jahre alter französischer General bewilligen wollte, der noch vor einigen Monaten eine Anstellung in der Artillerie des Großherrn gewünscht hatte.

In seiner Bedrängniß flehte der König um einen Waffenstillstand. Um aber diesen zu erhalten, mußte er jene Schlüssel der Alpen, die seine Vorfahren so lange besessen hatten — die Festungen Coni und Tortana — an die Franzosen abtreten, und dadurch bekennen, daß er sich ihrer Willkühr preisgebe; und der König schickte hierauf seine Bevollmächtigten nach Paris, um mit dem Direktorium über die endlichen Friedensbedingungen zu unterhandeln. Diese waren so, wie sie von Siegern den Besiegten auferlegt werden.

Außer den bereits übergebenen Festungen mußte der König von Sardinien noch fünf andere Hauptfestungen den Franzosen überlassen. Die Straße von Frankreich nach Italien sollte den französischen Armeen jederzeit offen stehen, was durch die Uebergabe der besagten Festungen auf eine entschei-

dende Weise geschah. Der König mußte ferner jedem Bündnisse mit denen Frankreich bekriegenden Mächten entsagen und sich verpflichten, weder an seinem Hofe noch in seinen Diensten irgend einen Emigranten zu dulden; seine eigenen zwei Töchter waren hievon nicht ausgenommen. Er mußte sich mit Einem Worte unbedingt unterwerfen. Viktor Amadeus zeigte den äußersten Widerwillen, diesen Vertrag zu unterschreiben, und überlebte ihn nicht lange. Sein Sohn folgte ihm dem Namen nach als König von Piemont; allein die Festungen und Päße, die seinem Lande einige Wichtigkeit gaben, wurden, mit Ausnahme von Turin und einiger minder bedeutender Plätze, sämmtlich den Franzosen übergeben.

Indem wir den Vertrag mit Sardinien als den Schluß des piemontesischen Feldzugs ansehen, erlauben wir uns eine kleine Pause, um den zu jener Zeit von Buonaparte entwickelten Karakter näher ins Auge zu fassen. Er hatte als Feldherr ein Talent vom ersten Range beurkundet. In seinen Planen herrschte vollkommene Einheit; er erreichte alles, was er wollte, mit den dazu bestimmten Mitteln, und wußte die erhaltenen Vortheile auf das höchste zu steigern. Anders benehmen sich gewöhnlich diejenigen, denen das Glück oder die Tapferkeit ihrer Truppen einen unerwarteten Sieg verschaffen. Wenn sich solchen Anführern eine günstige

Gelegenheit zeigt, so gerathen sie dadurch fast in dieselbe Verlegenheit, wie durch eine Niederlage. Buonaparte dagegen, der mit seinem Scharfblicke das Ergebniß jeglicher Operation vorausgesehen hatte, war auch sogleich bereit, den größtmöglichsten Vortheil daraus zu ziehen. Der Styl in seinen Zuschriften an den Konvent war damals einfacher und bescheidener und machte darum auch mehr Eindruck, als jene bildliche und schwülstige Schreibart, deren er sich in seinen spätern Kriegsberichten bediente. Vielleicht hatte er damals noch keine so hohe Meinung von sich selbst, um jene sechssylbigen Wörter und starke Metaphern zu gebrauchen, denen er später den Vorzug gegeben zu haben scheint. Wir können auch nicht umhin, zur Ehre des jungen Siegers zu bemerken, daß er es sich sehr angelegen seyn ließ, denjenigen Offizieren, die sich besonders hervorgethan hatten, zu einer wohlverdienten Beförderung zu verhelfen. Fast in allen seinen Depeschen dringt er auf die Belohnung seiner Waffengefährten — ein Betragen, das nicht nur gerecht und edelmüthig, sondern auch höchst klug war. Thaten seine Empfehlungen ihre Wirkung, so erntete der General den Dank der Beförderten; im entgegengesetzten Falle blieb man ihm für seine gute Absicht verpflichtet, und der Tadel fiel auf die Regierung, die sich karg gezeigt hatte.

Wenn Buonaparte einfach und bescheider

seinen eigenen Thaten sprach, so wurde dagegen der Bombast, den er sparte, reichlich von Daubermesnil ausgespendet, der alle Barden von Tyrtäus und Ossian bis zum Verfasser der Marseiller Hymne, — alle Maler von Apelles bis David, — alle Tonsetzer von Orpheus bis zum Verfasser des Chant du départ herab aufforderte, die Großthaten der italienischen Armee und ihres Anführers durch Gesang, Malerei und Musik zu feiern.

Mit besserem Geschmacke wurde eine Denkmünze mit dem Bildnisse des Siegers von Monte-Notte geschlagen. Das äußerst magere Gesicht sticht gewaltig gegen das volle und viereckigte Gesicht ab, das sich auf seinen spätern Münzen zeigt; auf der Kehrseite sieht man die Siegesgöttin mit einem Palmzweige, einem Lorbeerkranze und einem entblößten Schwerte über die Alpen fliegend. Diese Schaumünze ist die erste in der glänzenden Reihe derjenigen, die an die Siege und Ehren Napoleons erinnern, und war eine von Denon dem Genie seines Gönners dargebrachte Huldigung.

Zweites Kapitel.

Weiteres Vorrücken der französischen Armee unter Buonaparte. — Er geht am 7. Mai bei Placenza über den Po. — Schlacht bei Lodi am 10., in welcher die Franzosen siegen. — Bemerkungen über die Taktik Napoleons in diesem denkwürdigen Gefechte. — Die Franzosen besetzen Cremona und Pizzighitone. — Der Erzherzog Ferdinand und seine Gemahlin verlassen Mailand. — Buonaparte rückt am 14. Mai daselbst ein — Uebersicht der Lage der italienischen Staaten in diesem Zeitraume. — Napoleon legt den neutralen und schuldlosen Staaten von Parma und Modena eine Brandschatzung auf, und zwingt sie zur Auslieferung ihrer schönsten Gemälde. — Bemerkungen über dieses neue Verfahren.

Dem feurigen und strebenden Geiste Napoleons genügten die errungenen Vortheile noch nicht. Wie ein Adler auf seine Beute, so sah er einen Augenblick auf Italien hin, um mit den Schwingen des Königs der Vögel auf dasselbe herabzuschießen und es mit seinen Krallen zu fassen.

Ein weniger hochbegabter Feldherr würde sich vielleicht mit dem Besitze von Piemont und der Revolutionirung dieses Landes, nach dem von den Franzosen in Holland gegebenen Beispiele, begnügt und Verstärkungen aus Frankreich abgewartet haben, statt sich sogleich mit weiteren und entfernteren Eroberungen abzugeben, und die Alpen unter der Herrschaft einer feindlich gesinnten, aber für den

Augenblick unterjochten und entwaffneten Monarchie zu lassen. Allein Buonaparte hatte den Feldzug des Marschalls Villars in diesen Gegenden studirt, und sich überzeugt, daß das Zögern dieses Generals, nach den durch den Marschall Coigni bei Parma und Guastalla erfochtenen Siegen kühn in Italien vorzurücken, es dem Feinde allein möglich gemacht habe, wieder eine Streitmacht zu sammeln, der die Franzosen nicht mehr gewachsen waren. Er beschloß daher, der Republik Venedig, dem Großherzog von Toskana und andern italienischen Staaten keine Zeit zu lassen, sich zu rüsten und sich einer französischen Invasion zu widersetzen. Ihr Schrecken und ihre Bestürzung mußten durch einen plötzlichen Einfall nothwendig gesteigert werden, wo dagegen Monate, Wochen, ja Tage der Ueberlegung den Gewalthabern in diesen — dem oligarchischen Systeme so sehr ergebenen Staaten den Muth und die Fassung geben konnten, den Schild zu erheben. Ein schneller Entschluß war um so nöthiger, als Oesterreich, für seine italienischen Besitzungen besorgt, im Begriffe stand, zu deren Vertheidigung Allem aufzubieten. Der Hofkriegsrath hatte bereits den Befehl erlassen, ein Heer von dreißigtausend Mann, unter den Befehlen des Generals Wurmser, von der Rheinarmee nach Italien zu entsenden. Dieses Heer sollte noch aus dem Innern und durch Aufgebote im Tyrol, das vielleicht die erfahrensten und

furchtbarsten Scharfschützen in der Welt stellen kann, verstärkt werden. Es war der Plan, alle diese Streitkräfte mit den Trümmern des von Beaulieu befehligten Heeres zu vereinigen. Kam diese Vereinigung zu Stande, so konnte ein so zahlreiches Veteranenheer, von einem Wurmser geführt, bei einem zweckmäßigen Vertheidigungs- und Angriffsplane, den Franzosen alle die Vortheile wieder entreißen, die diese vor der Bildung einer so furchtbaren Macht durch eine plötzliche Invasion etwa errungen haben mochten. Allein der kühne Plan, mit dem Napoleon jetzt umging, und der ganz das Gepräge seines Geistes trug, mußte mit Vorsicht, Verschwiegenheit und Raschheit ausgeführt werden. Es war dies schon deßwegen nöthig, weil, obgleich die französische Regierung der italienischen Armee in Zeit von einem Monate fünfmal den Dank des Vaterlandes bezeugt hatte, das Direktorium doch in dem Falle war, seine Aufmerksamkeit auf die vom Feinde zunächst bedrohte Rheingrenze richten zu müssen, und, im Vertrauen auf die Geschicklichkeit seines Feldherrn und den Muth seiner Truppen, ihm nicht so viel Mannschaft und Kriegsmittel zukommen lassen konnte, als er zur Ausführung seiner großen Plane bedurfte. Allein Italiam! Italiam!*) — der Gedanke, in ein sowohl durch die Natur, als durch die Kunst beschütz-

*) Italiam, Italiam! primus conclamat Achates; Italiam socii, magno clamore, salutant.

tes Land zu bringen, das Bewußtseyn, so außerordentliche Hindernisse besiegt zu haben, die Hoffnung, den Lohn so vieler Mühseligkeiten bald zu empfangen, — vor Allem ihr unbegrenztes Vertrauen auf einen Anführer, der den Sieg an seine Fahne gefesselt zu haben schien — trieb die Soldaten an, ihrem Generale zu folgen, ohne ihre geringe Anzahl oder die überlegene Macht des Feindes zu erwägen.

Um ihren Muth noch mehr zu entflammen, erließ Buonaparte eine Proklamation an seine Soldaten, worin er ihnen zu den errungenen Siegen Glück wünscht, ihnen aber zu gleicher Zeit zu bedenken gibt, daß nichts gewonnen sey, so lange die Oesterreicher noch in Mailand geböten, so lange noch die Asche der Besieger der Tarquine durch die Gegenwart von Basseville's Mördern beschimpft sey. Es möchte scheinen, daß die französischen Soldaten dergleichen klassische Anspielungen entweder verstehn, oder daß sie, ohne gerade gelehrter zu seyn, als andere Soldaten, sich geschmeichelt fühlen, wenn man so etwas von ihnen glaubt. Vermuthlich aber hielten sie die Beredtsamkeit ihres großen Führers für ächte, zu einem guten Kommando passende Soldatenworte. Der englische Soldat, mit einem solchen Wortschwall angeredet, würde wahrscheinlich darüber gelacht, oder geglaubt haben, es sey ein verrückter Komödiant, statt eines Generals, über

ihn gesetzt worden. Allein es ist ein eigenthümlicher Zug in dem Karakter der Franzosen, daß sie geneigt sind, Formeln dieser Art gerade so zu nehmen, wie sie gemeint zu seyn scheinen. Sie scheinen in manchen Fällen ganz denselben Vertrag mit sich abgeschlossen zu haben, wie die Zuschauer eines aufgeführten Bühnenstücks, — den Vertrag nämlich, den Schein der Dinge für die Wirklichkeit anzunehmen. Sie untersuchen nie, ob ein Siegesbogen von Stein oder von Holz, — ob ein Wappenschild von ächtem Metalle oder nur vergoldet ist, — oder ob eine Rede, durch welche ihrer Nationaleitelkeit geschmeichelt wird, ächte Beredtsamkeit, oder nur schwülstige Phrasen enthält.

Alle Gedanken waren demnach auf Italien gerichtet. Buonaparte verlegte sein Hauptquartier in die Festung Tortona, die der König von Sardinien den Franzosen übergeben hatte. Massena zog einen Theil des Heeres bei Alexandria zusammen, wo er Mailand, und durch einen Uebergang über den Po das auf dem nördlichen Ufer dieses Flusses gelegene österreichische Gebiet bedrohte. Wie Buonaparte selbst bemerkt, ist der Uebergang über einen großen Fluß eine der kitzlichsten Unternehmungen in dem neuesten Kriegssysteme, und Beaulieu hatte eine Stellung genommen, wodurch er Mailand decken, und die Franzosen verhindern konnte, über den Po zu gehen. Um aber den Folgen, die

mit einem gewaltsamen Flußübergange in Gegenwart eines furchtbaren Feindes verbunden sind, auszuweichen, hatte Buonaparte bereits ein Mittel ersonnen, seinen alten Gegner über seine wahren Absichten zu täuschen.

Valenza schien der von den Franzosen gewählte Uebergangspunkt zu seyn. Diese Stadt, eine der Festungen, welche die östliche Grenze von Piemont decken, liegt am Po. In den, dem Waffenstillstande von Cherasco vorangegangenen Besprechungen hatte Buonaparte fallen lassen, daß ihm an dem Besitze dieses Platzes sehr gelegen sey, und es war auch wirklich in dem Vertrage bestimmt worden, daß die Franzosen denselben zum Behufe ihres Uebergangs besetzen sollten. Beaulieu hatte erfahren, was vorgegangen war, und da dieses mit seiner eigenen Meinung über den Weg, den Buonaparte nach dem Mailändischen nehmen mußte, übereinstimmte, so säumte er nicht, seine Armee auf dem jenseitigen Ufer bei Valeggio, das ungefähr 18 Stunden von Valenza liegt, zu koncentriren, so daß er jeden Punkt des Flusses in der kürzesten Zeit erreichen und die Franzosen, ehe sie in gehöriger Anzahl herüber waren, angreifen konnte. Auch Massena trug dazu bei, den Feind irre zu führen, indem er von Alexandria aus starke Rekognoscirungen gegen Valenza vorschob und so die Aufmerksamkeit der Oesterreicher auf diesen Punkt hinzog. Zudem war

Beaulieu an diesem Orte selbst über den Po gegangen, und, wie alle überfertigen Menschen (denn dies war er, wenn schon zugleich ein braver und versuchter Soldat), war auch er geneigt zu glauben, daß die Gründe, die ihn bestimmt hatten, auch Andere bestimmen müssen. In den meisten schwierigen Fällen werden Menschen von gewöhnlichen Talenten dadurch irre geleitet, daß sie nicht begreifen können, wie Menschen von andern Anlagen dieselben Dinge mit ganz andern Augen ansehen und auf eine ganz andere Weise beurtheilen.

Allein die Nachrichten, die den österreichischen General bestimmten, sich bei Valeggio aufzustellen, entstanden aus einer Kriegslist. Buonaparte hatte nie die Absicht, bei Valenza über den Po zu gehen. Die Verkündigung dieser Absicht war eine Finte, um Beaulieu's Aufmerksamkeit auf diesen Punkt zu ziehen, während die Franzosen bei Piacenza, fünfzig Meilen unterhalb Valeggio, wo die Oesterreicher, durch Buonaparte irregeführt, standen, ihren Uebergang bewerkstelligten. Zu diesem Ende versammelte Buonaparte den 7. Mai seine Streitkräfte mit unglaublicher Schnelligkeit bei Piacenza, wo sie gar nicht erwartet wurden, und wo sie außer einer Streifparthei von zwei bis drei österreichischen Schwadronen keinen Feind fanden, der ihnen den Uebergang hätte streitig machen können. General Andreossi (denn die Namen, die in

diesen furchtbaren Kriegen zur Berühmtheit gelangten, fangen jetzt an, sich zu zeigen, wie die Sterne, die am Horizonte aufdämmern) befehligte einen Vortrab von fünfhundert Mann, die auf den gewöhnlichen Fahrzeugen übergehen mußten und dazu beinahe eine halbe Stunde Zeit brauchten, so daß die Schwierigkeit, oder die Unmöglichkeit einer solchen Operation, im Falle eines ernsthaften Widerstandes, bis zur Evidenz erwiesen ist. Oberst Lannes landete zuerst mit einer Grenadierkompagnie, und vertrieb sofort die österreichischen Husaren, die sich ihrer Landung zu widersetzen versuchten. Nachdem die Vorhut solchergestalt die Bahn gebrochen hatte, konnten die übrigen Divisionen der Armee, eine nach der andern, übergehen; und nach Ablauf von zwei Tagen befand sich die ganze Armee jenseits auf dem mailändischen Gebiete. Die Manövers, durch welche Buonaparte, ohne Einen Mann zu verlieren, eine so wichtige Operation, die ohne seine Geschicklichkeit höchst gefährlich hätte werden können, auszuführen wußte, sind oft als musterhaft gepriesen worden.

Sobald Beaulieu von dem Uebergange seines Gegners Kenntniß erhielt, ließ er seinen Vortrab, die Division Liptay, in der Richtung von Placenza gegen den Po vorrücken. Allein auch hier war der rührige französische General dem bejahrten Deutschen zuvorgekommen. Buonaparte war gar nicht

gesonnen, hart am Po einen Angriff von Seiten des Feindes abzuwarten, weil er im Falle eines Unglücks keine Mittel hatte, wieder über den Fluß zurückzugehen, so daß eine Niederlage, oder auch nur eine bedeutende Schlappe den Untergang seiner Armee hätte herbeiführen können. Er eilte daher vorwärts, um Raum zum Manövriren zu gewinnen, — und die vordersten Divisionen der beiden Heere trafen bei dem Dorfe Fombio, nicht weit von Casal, den 8. Mai auf einander. Die Oesterreicher warfen sich in den Ort, besetzten und bewahrten die Thürme und alle Posten, die sich zu einer Vertheidigung eigneten, in der Hoffnung, sich so lange zu halten, bis die Hauptarmee zu ihrer Unterstützung herbeikommen würde. Allein sie vermochten nicht, dem durch so viele auf einander gefolgte Siege noch gesteigerten Ungestüm des französischen Angriffs zu widerstehen. Das Dorf wurde mit dem Bajonet genommen. Die Oesterreicher verloren ihr Geschütz und ließen ein Drittel ihrer Mannschaft an Todten, Verwundeten und Gefangenen zurück. Die Trümmer der Division Liptay retteten sich über die Adda bei Pizzighitone, und suchten ihren Rückzug durch die Vertheidigung dieses festen Postens zu decken.

Ein anderes österreichisches Korps, das, wie es scheint, zur Unterstützung der Division Liptay vorgerückt war, verursachte dem französischen Heere

einen großen Verlust in der Person eines höchst hoffnungsvollen Offiziers. Dieß war der General La Harpe, der bei Buonaparte in hoher Achtung stand, und in den piemontesischen Feldzügen öftmals genannt worden war. Den Lärm auf den Vorposten, als die feindlichen Streifwachen sich zeigten, hörend, ritt La Harpe vor, um sich von der Beschaffenheit und Stärke des angreifenden Theils zu überzeugen. Bei seiner Rückkehr zu seinen Truppen hielten diese ihn und seine Begleiter für den Feind, gaben Feuer und tödteten ihn. Er war ein Schweizer von Geburt, und hatte sein Vaterland, seiner demokratischen Grundsätze wegen, verlassen müssen; „ein Grenadier an Gestalt und Muth," sagt Buonaparte, „aber von unruhiger Gemüthsart!" Die Soldaten bemerkten, mit dem ihrem Stande eigenen Aberglauben, daß er sich in dem Gefechte von Fombio am vorigen Tage weniger lebhaft gezeigt habe, als sonst, als hätte ihn eine dunkle Ahnung von dem, was ihm bevorstand, übermannt.

Das österreichische Regiment, das diesen Verlust veranlaßt hatte, war nach einem kleinen Gefechte froh, nach Lodi zu entkommen, wo Beaulieu seine zersplitterten Streitkräfte versammelte, um Mailand durch die Behauptung der Adda zu decken.

„Den Uebergang über den Po," sagte Buonaparte in seinem Berichte an das Direktorium, hatten

ten wir für das kühnste und schwierigste Manöver des ganzen Feldzugs gehalten und nicht geglaubt, daß noch ein heißerer Tag, als der von Dego auf uns warte. Jetzt aber haben wir die Schlacht von Lodi zu vermelden." Da Buonaparte sich auf diesen schwer errungenen Sieg mit Recht etwas zu gut that, und da derselbe mit seinem Ruhme und seinem militärischen Karakter in enger Verbindung steht, so müssen wir ihn, unserem Plane gemäß, etwas ausführlicher abhandeln.

Die Adda, ein breiter und tiefer Fluß, der aber doch in gewissen Jahrszeiten und an manchen Stellen Furthen hat, durchschneidet das mailändische Gebiet, fällt bei Pizzighitone in den Po, so daß, wenn die wenigen Uebergangspunkte befestiget und behauptet werden, er eine Linie bildet, durch welche der ganze östliche Theil des mailändischen Gebiets gegen einen von Piemont anrückenden Feind gedeckt wird. Beaulieu beschloß, diese Linie gegen den Sieger, vor dem er so oft zurückgewichen war, zu vertheidigen, in der, diesmal wohl begründeten Ueberzeugung, daß Buonaparte, ehe er nach Mailand vorrückte, vorerst das schützende Heer aus seiner Stellung an der Adda werde vertreiben wollen, da er sich der Hauptstadt der Lombardei nicht mit Sicherheit nähern konnte, so lange der Feind sich in dieser Flanken=

stellung behauptete. Beaulieu muthmaßte auch, daß Napoleon diesen Versuch bei Lodi machen werde.

Dieß ist eine große Stadt, von etwa 12,000 Einwohnern. Sie hat alte gothische Ringmauern; ihre vorzüglichste Vertheidigung aber besteht in der Adda, welche dieselbe durchströmt, und die eine etwa 500 Fuß lange hölzerne Brücke hat. Als Beaulieu nach dem Treffen bei Fombio Casal räumte, zog er sich in diesen Platz mit ungefähr 10,000 Mann zurück. Den übrigen Theil seiner Armee wies er nach Mailand und Cassano, das, wie Lodi, an der Adda liegt.

Buonaparte berechnete, daß, wenn es ihm gelänge, bei Lodi über die Adda zu gehen, er die Ueberreste von Beaulieu's Armee würde überfallen und zerstreuen können, so daß dem alten Feldherrn keine Zeit mehr bliebe, seine Streitkräfte zum Behufe eines längern Widerstandes in Mailand zu vereinigen oder dieselben unter den Mauern von Mantua zum Stehen zu bringen. Der französische Feldherr wußte nicht nur den geeigneten Augenblick zum Angriff geschickt zu wählen, sondern auch den errungenen Sieg auf eine erschöpfende Weise zu benützen. Die Natur hatte ihn mit einem Scharfblicke und mit einer Entschlossenheit begabt, wodurch es ihm möglich wurde, sich der Folgen des Sieges zu versichern, noch ehe er gewonnen war, so daß, wenn seine Hoffnungen in Erfüllung gegangen waren, er nicht nöthig

hatte, sich lange zu besinnen. Wir haben bereits bemerkt, daß es manche Generale gegeben hat, die nach einem ihnen zufällig gewordenen Siege in der größten Verlegenheit sind, was sie thun sollen, und sich die goldene Gelegenheit entschlüpfen lassen; Buonaparte dagegen verstand sich eben so sehr darauf, günstige Resultate herbeizuführen, als dieselben zu benützen.

Den 10. Mai rückte Napoleon, begleitet von seinen besten Generalen und an der Spitze seiner auserlesensten Truppen, mit raschen Schritten gegen Lodi vor. Ungefähr eine Stunde von Casal traf er auf den österreichischen Nachtrab, der wie es scheint, zu weit hinter dem Hauptkorps zurückgeblieben war. Es war den Franzosen ein Leichtes, diese Truppen vor sich her nach Lodi zu treiben, zu dessen Vertheidigung Beaulieu nur wenige Mannschaft auf dem westlichen oder rechten Ufer der Adda zurückgelassen hatte. Auch die Brücke stand noch; er hätte dieselbe gänzlich zerstören, und, bis dies geschehen war, das rechte Ufer, die Oertlichkeit benützend, behaupten sollen. Wäre sein Nachtrab vom Hauptkorps nicht so weit entfernt, sondern in Lodi selbst aufgestellt gewesen, so würde er durch eine längere Vertheidigung der alten Wälle und Häuser die zur Zerstörung der Brücke nöthige Zeit gewonnen haben.

Die noch stehende Brücke war aber von zwanzig

bis dreißig österreichischen Feldstücken bestrichen, die jedem den Tod drohten, der sich in diesen gefährlichen Paß wagen würde. Die Franzosen führten sofort eine eben so starke Batterie auf dem rechten Ufer auf, und erwiederten das feindliche Feuer auf das lebhafteste. Während dieser Kanonade eilte Buonaparte selbst ins Feuer, um zwei mit Kartätschen geladene Kanonen so aufzustellen, daß jeder Versuch, die Brücke in die Luft zu sprengen oder abzutragen, vereitelt werden mußte. Hierauf fuhr er mit der größten Gelassenheit fort, einen verzweifelten Angriff zu veranstalten.

Er befahl seiner Reiterei, da, wo angeblich eine Furth seyn sollte, über die Adda zu gehen, was ihr nur mit vieler Mühe gelang. Unterdessen bemerkte Napoleon, daß die österreichische Infanterie in einer beträchtlichen Entfernung von ihrer Artillerie, in einer Vertiefung des Bodens stand, um gegen das Feuer der französischen Batterie gedeckt zu seyn. Er stellte daher eine dicht geschlossene Kolonne von drei tausend Grenadieren hinter den Mauern und Häusern der Stadt auf, wo sie dem feindlichen Geschütz entzogen, und diesem doch näher war, als die jenseitige Infanterie des Feindes. In dieser vergleichungsweise gesicherten Stellung wartete die Grenadierkolonne die Erscheinung der französischen Reiterei auf dem jenseitigen Ufer ab, wo dieselbe die Oesterreicher in er Flanke faßte. Dies war der kritische, von Buo=

naparte ersehnte Augenblick. Auf sein Geheiß stand die Kolonne sogleich auf der gefährlichen Brücke und drang unter dem Rufe: Es lebe die Republik! ungesäumt vor. Allein kaum hatte sie sich gezeigt, so ward sie von einem Hagel von Kartätschen und mit einem lebhaften Gewehrfeuer aus den Häusern des jenseitigen Ufers überschüttet. Die Grenadiere stutzten und schienen ein solches Feuer nicht aushalten zu können. Allein Berthier, Chef des Generalstabs von Buonaparte, Massena, L'Allemand und Corvini eilten an die Spitze der Kolonne, und ermuthigten durch ihre Gegenwart und ihr Beispiel die Soldaten, die jetzt unaufhaltsam über die Brücke drangen. Den Oesterreichern blieb nichts übrig, als mit dem Bajonet auf die Franzosen loszugehen, die bereits Uebergegangenen niederzumachen oder in die Adda zu werfen, noch ehe sie sich entwickeln und von ihren noch auf der Brücke befindlichen Gefährten Unterstützung erhalten konnten. Allein der rechte Augenblick ward verfehlt, entweder weil die Truppen, die zu diesem Angriffe hätten verwendet werden müssen, zu weit zurückstanden, oder weil ein panischer Schrecken in dieselben fuhr, was den Soldaten, die sich auf die Festigkeit ihrer Stellung zu sehr verlassen haben, gerne wiederfährt, wenn sie dieselbe auf eine unerwartete Weise vom Feinde genommen sehen; vielleicht mag auch der hochbejahrte und so unglückliche General Beaulieu die in einem so kritischen Augenblicke nö-

thige Energie und Geistesgegenwart in etwas verloren haben. Wie dem nun sey, die Franzosen fielen über die Artilleristen, durch die sie so schrecklich gelitten hatten, her, und machten sie, da man ihnen nicht zu Hülfe kam, mit leichter Mühe nieder.

Die österreichische Armee räumte jetzt das Feld, und verlor, von der französischen Reiterei verfolgt, mehr als 20 Kanonen, 1000 Gefangene und überi etwa 2000 Todte und Verwundete.

Dies war die berühmte Erstürmung der Brücke von Lodi. Hatte sich Buonaparte in der ersten Periode des Feldzuges den Ruhm des geschicktesten Taktikers erworben, so zeichnete er sich bei dieser Gelegenheit durch seine Furchtlosigkeit und Geistesgegenwart nicht minder als einen praktischen Kriegsmann aus.

Dieses siegreiche Gefecht ist jedoch von denen scharf getadelt worden, die ein Vergnügen daran finden, die militärischen Talente Napoleons zu verkleinern. Sie sagen, er hätte ein Infanteriekorps durch dieselbe Furth, wie die Reiterei, auf das jenseitige Ufer schicken sollen; solchergestalt, auf beiden Ufern manövrirend, würde er die Oesterreicher gezwungen haben, ihre Stellung vom linken Ufer der Adda zu räumen, ohne daß es nöthig gewesen wäre, einen Angriff auf ihre Fronte zu wagen, der nothwendig viel Blut kosten mußte.

Wahrscheinlich um diesen Tadel zu widerlegen, hat Buonaparte später versichert, die Grenadier-kolonne sey bis zu dem Augenblicke, wo sie durch eine Linksschwenkung auf die Brücke kam, gegen das feindliche Feuer so gedeckt gewesen, daß sie während des Uebergangs mehr nicht als 200 Mann verloren habe. Dies wäre in der That ein äußerst geringer Verlust in einer von ihm selbst als so schrecklich beschriebenen Schlacht, und stimmt nicht mit seiner Behauptung überein, daß unter so vielen heißen Gefechten, welche die italienische Armee bestanden habe, die Erstürmung der Brücke von Lodi das schrecklichste gewesen sey.

Die Noten, die der große Feldherr seinen Offizieren auf St. Helena in die Feder diktirt hat, tragen, wie wir dieses gelegenheitlich nachweisen werden, zu sehr das Gepräge seiner frühern Kriegsberichte. In soferne dieselben einerseits die zu besiegenden Hindernisse, die Wuth des Kampfes und die zum Behuf des Sieges gemachten Anstrengungen übertreiben, und andererseits die Opfer, die der Sieg nothwendig gekostet haben muß, zu gering angeben, enthalten sie gewissermaßen einen Widerspruch. Gesetzt aber auch, der Verlust der Franzosen bei dieser Gelegenheit sey größer gewesen, als ihr General sich erinnern oder eingestehen mochte, so läßt sich sein Verfahren noch immer rechtfertigen.

Buonaparte scheint bei dieser kühnen Waffenthat zwei Zwecke gehabt zu haben. Er wollte fürs Erste den Schrecken, den seine bisherigen Siege den Oesterreichern bereits eingeflößt hatten, vermehren, und sie überzeugen, daß keine Stellung, so vortheilhaft dieselbe auch sey, sie gegen die Kühnheit und das Talent der Franzosen schützen könne. Es war zu hoffen, daß dieses entmuthigende, durch so viele Niederlagen, und besonders in einem Falle, wo die Oesterreicher alle Vortheile auf ihrer Seite hatten — hervorgerufene Gefühl, den österreichischen Feldherrn bestimmen würde, seinen Rückzug zu beschleunigen, alle ferneren Versuche zu Behauptung Mailands aufzugeben, nur um die Trümmer seiner Armee, besonders aber jenen Theil der Division Liptay, der nach seiner Niederlage bei Fombio sich nach Pizzighitone geworfen hatte, wieder zu vereinigen. Langsame und behutsame Manövers würden bei dem Feinde nicht denselben Schrecken, nicht dieselbe Verwirrung hervorgebracht haben, wie der verzweifelte Angriff auf die Stellung von Lodi. In dieser Beziehung erreichte der Sieger seinen Zweck vollkommen; denn Beaulieu zog sich nach seinem Unfalle, ohne einen weitern Versuch, die alte Hauptstadt der Lombardei zu decken, schleunigst zurück, um sich nach Mantua zu werfen, und dort die Trümmer seiner geschlagenen Armee in Sicherheit zu bringen, bis er sich mit den Verstärkungen, die

Wurmser vom Rhein her ihm zuführte, vereinigen konnte.

In Ansehung seines zweiten Zweckes war Buonaparte nicht eben so glücklich. Er hatte gehofft, durch die rasche Erstürmung der Brücke von Lodi, jenen Theil der österreichischen Armee, der, wie wir bereits bemerkt haben, seinen Rückzug über Bassano genommen hatte, entweder einzuholen oder abzuschneiden. Dies gelang ihm nun nicht; denn diese Truppen zogen sich gleichfalls in das mantuanische Gebiet, und vereinigten sich mit Beaulieu, der jetzt durch seinen Uebergang über den klassischen Mincio wieder eine sehr feste Vertheidigungslinie seinem Sieger entgegensetzte. Allein die Hoffnung, eine so bedeutende Macht abzuschneiden und aufzureiben, war das Wagestück von Lodi wohl werth, besonders wenn man bedenkt, daß der Muth seiner Armee durch eine lange Reihe von Siegen sehr gehoben war, und daß bei der österreichischen Armee hinwiederum das Gegentheil Statt fand.

Man darf auch nicht übersehen, daß die Furth, welche die Reiterei über die Adda ging, selbst für diese kaum brauchbar, und daß die Infanterie, die sich, wie die Kritiker wollen, derselben gleichfalls hätte bedienen sollen, jenseits in große Gefahr hätte gerathen können, da sie von Buonaparte, der auf dem rechten Ufer blieb, keine Unterstützung zu hoffen hatte.

Doch wir wollen nicht weiter untersuchen, was hätte geschehen sollen, und uns begnügen, zu berichten, was wirklich geschehen ist. Die Reiterei verfolgte die Oesterreicher bis Cremona, von dem sie Besitz nahm. Pizzighitone, von jeder Hülfe abgeschnitten, mußte kapituliren. Die Besatzung war ungefähr 500 Mann stark. Der übrige Theil der Division Liptay und andere österreichische Korps konnten nur dadurch entkommen, daß sie sich in das venetianische Gebiet retteten.

In diese Zeit fällt eine Unterredung Napoleons mit einem alten ungarischen Offizier, der in Gefangenschaft gerathen war, und den er, ohne von ihm erkannt zu werden, bei einem Wachfeuer traf. Die Aeußerungen dieses Veteranen sind ein sonderbarer Kommentar über den ganzen Feldzug, und selbst über die von Buonaparte befolgte Kriegsweise, die denen, die in dem alten Systeme ergraut waren, als etwas ganz Außerordentliches vorkam. „Es geht Alles herzlich schlecht und durcheinander," sagte der alte Degenknopf; „da haben die Franzosen einen jungen General, der sich an gar keine Kriegsregel hält; bald ist er vor uns, bald hinter uns, bald zur Seite. Eine solche verkehrte Kriegführung ist nicht zum Aushalten." Dies gleicht einigermaßen dem Vorwurfe, den fremde Taktiker den Engländern gemacht haben, daß sie nämlich in ihrer Unwissenheit und in ihrem Starrsinne vom

Gefecht auch dann nicht abließen, wenn sie sich nach allen Regeln der Kunst für völlig geschlagen halten müßten.

Noch ein bemerkenswerther Umstand ist, daß die französischen Soldaten zu jener Zeit Spaß daran hatten, ihren Generalen einen erdichteten Rang beizulegen, wenn sie sich durch eine Waffenthat ausgezeichnet hatten. Sie wollten die von Buonaparte in der Schlacht von Lodi bewiesene Tapferkeit dadurch ehren, daß sie ihn unter sich zum Korporal ernannten. Mit diesem Namen des kleinen Korporals ward er nachmals in allen, sowohl für, als gegen ihn, angesponnenen Intriken bezeichnet, — sowohl von George Cadoudal, der einen Plan zu seiner Ermordung entwarf, als in den geheimen Berathungen der alten Soldaten und anderer Anhänger, die seine Rückkehr von Elba veranstalteten.

Wir wenden nunmehr unsere Blicke von dem Kriege ab, um sie auf die Folgen desselben zu richten, die ein anderes Interesse, als die Kriegsbegebenheiten selbst, erwecken. Die seit der Niederlage des Königs von Sardinien vorgefallenen Ereignisse hatten die Regierung von Mailand und das Oberhaupt derselben, den Erzherzog Ferdinand, mit Schrecken erfüllt. Während nun Beaulieu sein Möglichstes that, die Hauptstadt durch Waffengewalt zu schützen, hatten die von der Regierung er=

griffenen Maßregeln eher einen frömmelnden als einen kriegerischen Karakter. Es wurden Reliquien ausgestellt, Bittgänge und Andachtsübungen veranstaltet, welche die katholische Religion vorschreibt, um in Zeiten allgemeiner Noth den Himmel zu versöhnen. Allein die Heiligen, die man anrief, waren entweder taub oder unmächtig; denn die Erstürmung der Brücke von Lodi und Beaulieu's dadurch veranlaßter Rückzug nach Mantua benahmen alle Hoffnung, daß Mailand gerettet werden könne. Der Erzherzog und seine Gemahlin verließen die Stadt mit einem kleinen Gefolge; nur wenige Truppen blieben in der Citadelle, die sich nicht im besten Vertheidigungsstande befand, zurück. Die Wagen der Abreisenden fuhren langsam durch die mit Menschen erfüllten Straßen, so daß man das königliche Paar, das die Hauptstadt der italienischen Staaten seines Stammhauses mit dem Rücken ansehen mußte, weinen sah. Das Volk beobachtete ein tiefes, kaum durch leises Flüstern unterbrochenes Schweigen, und zeigte weder Freude noch Kummer über das, was vorging, — alle Gedanken waren mit den Dingen, die da kommen sollten, beschäftigt.

Nach der Abreise des Erzherzogs verschwand begreiflicherweise der Zwang, den die Einwohner während seiner Anwesenheit sich aus einem Gefühle der Decenz oder aus Furcht vor seiner Gewalt aufer-

legt hatten; viele von ihnen trafen jetzt, entweder aus wirklicher oder verstellter Neigung für die republikanische Sache, Anstalten zum Empfang der Franzosen. Die dreifarbige Kokarde ward zuerst nur schüchtern aufgesteckt; sobald aber einmal das Beispiel gegeben war, war es, als fielen diese Kokarden wie dichte Schneeflocken auf die Hüte und Mützen vom Himmel herab. Die kaiserlichen Wappen wurden von den öffentlichen Gebäuden abgenommen; auf einem Anschlagzettel an dem Regierungspallast stand die Aufschrift: „Dieses Haus ist zu vermiethen, — die Schlüssel dazu hat der französische Kommissär Salicetti." Die Adeligen beeilten sich, ihre Wappenschilder, die Livreen ihrer Bedienten und andere Kennzeichen der Aristokratie bei Seite zu schaffen. Inzwischen ließ die Obrigkeit die Ordnung in der Stadt durch regelmäßige Streifwachen von der Bürgerwache handhaben. Eine Deputation, aus den vornehmsten Einwohnern Mailands zusammengesetzt, mußte dem siegreichen General die völlige Unterwerfung der Stadt bezeugen, da an Widerstand oder Kapitulation nicht mehr zu denken war.

Am 14. Mai hielt Buonaparte seinen öffentlichen Einzug in Mailand, umgeben von seinen Garden, unter einem eigens zu diesem Zwecke errichteten Siegesbogen, und nahm sein Quartier in dem erzbischöflichen Pallaste. Noch an demselben Abende wurde ein glänzendes Fest gegeben, und der Frei-

heitsbaum, der, wie die Aristokraten bemerkten, eine bloße Stange ohne Blätter, Frucht, Wurzel oder Zweige war, mit der größten Feierlichkeit auf einem der Hauptplätze aufgepflanzt. Durch diese verstellte Volksfreude ließ sich jedoch der französische General nicht abhalten, die Hülfsquellen der Stadt zum Vortheil seiner Armee zu benützen: er legte derselben eine Kriegssteuer von 20 Millionen Livres auf, erbot sich aber zugleich, Waaren oder Habseligkeiten aller Art nach einer billigen Schätzung anzunehmen; denn man begreift leicht, daß baares Geld unter den damaligen Umständen in Mailand selten seyn mußte. Alle öffentlichen Gelder, die der frommen Stiftungen nicht ausgenommen, kamen in die französische Kriegskasse. Alles Gold und Silber in den Kirchen ward gleichfalls in Anspruch genommen und an der Kriegssteuer abgerechnet. Und als all dieses geschehen war, mußten die Bürger täglich noch die Rationen für 15,000 Mann aufbringen, die zur Berennung der von den Oesterreichern noch besetzten Citadelle bestimmt waren.

Während nun die Lombardei solche Opfer bringen mußte, blieben die benachbarten Länder auch nicht verschont. Dem Leser wird es nicht entgangen seyn, daß Italien seit mehr als einem Jahrhunderte ganz in der Stille in jenen Zustand der Unthätigkeit versunken war, der auf große Anstrengungen, wie ein Aschenhaufen auf eine heftige Feuers-

brunst, folgt. Napoleon hat mit vielem Scharfsinn bemerkt, daß die geographische Gestaltung Italiens, so sehr sie auch in mancher Hinsicht der Handelsthätigkeit einer großen Nation Vorschub leisten würde, doch das Haupthinderniß ist, das sich der Verschmelzung Italiens zu einem einzigen unabhängigen Staate entgegensetzt; da nämlich dieses Land sich ungleich mehr in die Länge, als in die Breite erstreckt, so fehlt es an einem Centralpunkt, der zu einer Hauptstadt geeignet wäre und auf das südliche, wie auf das nördliche Ende die gleiche Anziehung äußern könnte. Hiezu kommt noch, daß die Einwohner der Lombardei und des Königreichs Neapel, die so weit auseinander liegen, unter verschiedenen Himmelsstrichen leben, und eben darum in ihren Sitten, ihren Gewohnheiten und ihrer Gemüthsart so sehr von einander abweichen, daß sie kaum unter derselben Regierung zu einem Ganzen vereinigt werden können. Aus diesen Gründen zerfiel auch Italien nach der Zerstörung des großen Römerreiches gar bald in verschiedene kleine Staaten, die, weil sie civilisirter waren, als das übrige Europa zu jener Zeit, die Aufmerksamkeit der Menschen mehr oder weniger auf sich zogen, und endlich wegen der von Rom aus wirkenden geistlichen Macht, wegen des Reichthums und des großen Handelsverkehrs von Venedig und Genua, des Geschmacks und Glanzes von Florenz, des alten Ruhms der

ehemaligen Hauptstadt der Welt, zu einer, ihre physische Macht weit übersteigenden Bedeutung gelangten. Allein diese Zeit war nicht mehr, und die italienischen Staaten an Erinnerungen so reich, hatten, in Vergleichung mit andern Ländern, ihr Gewicht verloren. Ihre oligarchischen oder monarchischen Formen und Verfassungen waren noch dieselben, wie in den Zeiten ihrer Blüthe; allein ihre ehemalige Energie, zum Guten wie zum Bösen, war von ihnen gewichen. Die stolze eifersüchtige Liebe des Italieners zu seiner heimathlichen Provinz hatte sehr abgenommen; jene Eifersucht der Faktionen in den einzelnen Staaten, die den Bürger vermochte, wegen des unbedeutendsten Partheigeistes Tod oder Verbannung nicht zu achten, war in jene ruhige und selbstsüchtige Gleichgültigkeit übergegangen, die sich um öffentliche Angelegenheiten nichts mehr bekümmert. Die Italiener wurden schlecht regiert, insoferne die Herrscher alle Mittel, die Unterthanen zu beglücken oder das Land emporzubringen, vernachläßigten; und sie wurden in soweit gut regiert, als ihre Herrscher, durch die Civilisation der Zeiten, und vielleicht durch ein stilles Gefühl ihrer eigenen Schwäche, milder gemacht, großentheils aufgehört hatten, die despotische Vollmacht, mit der sie in manchen Fällen ausgerüstet waren, mit Strenge auszuüben, obschon sich immer

noch

noch kleine Plackereien erlaubten, gegen die aber die Eingebornen fühllos geworden waren. Der Vatikan war still, wie ein ausgebrannter Vulkan; und Venedig, argwöhnischer und grausamer, als irgend ein anderer oligarchischer Staat, schloß jetzt seine müden Augen, auf Angeber und Staatskundschafter nicht mehr hörend. Die italienischen Staaten standen also da, wie eine Gruppe von alten Bäumen, mit hohlem Stamm und abgestorbener Wurzel, aber immer noch einige Sprossen und Blätter treibend, bis die französische Invasion wie ein Sturmwind über sie kam und sie zu Boden warf.

Anlangend die politischen Verhältnisse zwischen Frankreich und Italien, so muß bemerkt werden, daß zwei der bedeutendsten italienischen Staaten, Toskana und Venedig, die Republik anerkannt, und nichts gethan hatten, was eine Züchtigung von Seiten der französischen Heere verdient hätte. Andere können neutral genannt werden, weil sie im Gefühl ihrer Schwäche dem Bündnisse der großen Mächte gegen Frankreich nicht beigetreten waren. Der Pabst hatte die Republik durch die Unthat gegen Basseville und durch seine Erklärung zu Gunsten des widerspenstigen französischen Klerus beleidigt. Allein, wenn man Neapel und die österreichische Lombardei ausnimmt, so konnte von keinem italienischen Staate eigentlich gesagt werden, daß er sich in offenem

Kriegszustande mit der neuen Republik befand. Buonaparte hatte demungeachtet beschlossen, wegen dieses Umstandes in seinem Betragen gegen dieselben keinen Unterschied zu machen.

Der erste dieser eingeschlummerten Herrscher, mit dem Buonaparte in Berührung kam, war der Herzog von Parma. Dieser kleine Souverain hatte, noch ehe Buonaparte nach Mailand kam, den Zorn des Siegers beschworen; obgleich er aber weder ein Anhänger der Koalition, noch Frankreichs Feind war, mußte er doch mit schweren Opfern einen Waffenstillstand erkaufen. Er sah sich genöthigt, einen Tribut von zwei Millionen Livres zu bezahlen, Pferde und vielen Proviant zu liefern, und überdies noch zwanzig der schönsten Gemälde aus seiner Sammlung, die Buonaparte wählen durfte, herzugeben.

Jetzt kam auch die Reihe an den Herzog von Modena, einen Mnan von mittelmäßigen Fähigkeiten, dessen liebstes Geschäft es war, Geld aufzuhäufen, und der sein Vergnügen darin fand, an Festtagen die Tapeten, womit die Kirchen verziert wurden, mit eigener fürstlicher Hand anzunageln, was ihm den Spottnamen des königlichen Tapezierers zuzog. Allein er war von erlauchter Geburt, ein Abkömmling des berühmten Helden von Este, des Gönners von Tasso und Ariosto; er stand in nicht minder glänzenden Familienverbindungen als Gemahl der Schwester Josephs II. und der un=

glücklichen Marie Antoinette, und als Schwiegervater des Erzherzogs Ferdinand, des Statthalters von Mailand. Allein ungeachtet seiner doppelten Verwandtschaft mit dem kaiserlichen Hause war sein Fürstenthum Modena so klein, daß es vielleicht unbeachtet geblieben wäre, wenn nicht seine Schätze, sowohl an Kunstwerken, als an klingender Münze, Liebhaber gefunden hätten. Bei der Annäherung einer französischen Kolonne floh der Herzog aus seiner Hauptstadt, sandte aber seinen Bruder, den Ritter von Este, an Buonaparte, um mit ihm zu unterhandeln.

Es hätte sich zu seinen Gunsten anführen lassen, daß er kein erklärter Theilnehmer an der Koalition war; aber Buonaparte nahm seine Anhänglichkeit an seinen Schwager, den Kaiser von Oesterreich, als erwiesen an, und sah darin ein Vergehen, das gesühnt werden mußte. Dies Vergehen ließ sich freilich durch keine Thatsache beweisen; — das Gegentheil konnte aber auch eben so wenig bewiesen werden. Der Herzog mußte daher das Vorrecht der Neutralität erkaufen, und seine voraussetzliche Anhänglichkeit an das Haus Oesterreich abbüßen. Fünf und eine halbe Million französischer Livres, nebst bedeutenden Lieferungen an Mundvorrath, verursachten vielleicht dem Herzog von Modena mehr Herzleid, als das Unglück seiner kaiserlichen Verwandten.

Hätte Napoleon sich begnügt, von feindlich gesinnten Fürsten oder Staaten die Mittel zur Bezahlung, Verpflegung und Instandsetzung seiner Truppen zu erheben, so würde er nur das von allen bisherigen Siegern gegebene Beispiel befolgt haben. Allein etwas ganz Neues ward jetzt zum erstenmale den genannten italienischen Fürsten angesonnen. Der Herzog von Modena mußte, wie der Herzog von Parma, zwanzig seiner besten Gemälde, die der französische General, mit Beiziehung von Kunstverständigen, wählen sollte, abgeben. Da dergleichen jetzt zum erstenmal in den neuern Zeiten öffentlich und ganz unumwunden angesonnen ward, so müssen wir hier die Motive und die Zuläßigkeit einer solchen Forderung in Erwägung ziehen.

Bisher waren die Kunstwerke, selbst in den ärgsten Gräueln des Kriegs, als heilig betrachtet worden. Man hatte in denselben das Eigenthum, nicht sowohl der Individuen oder Nationen, die zufällig im Besitze derselben waren, sondern vielmehr dasjenige der ganzen civilisirten Welt geehrt, — ein Eigenthum, das nicht wie jede andere Kriegsbeute behandelt werden durfte, wenn es nicht beschädigt werden oder zu Grunde gehen sollte. Friedrich II, der doch ein leidenschaftlicher Verehrer der schönen Künste, und als Sieger eben nicht sehr genügsam war, hat, als er unter Umständen, die ihn sehr aufbringen mußten, nach Dresden kam, doch nicht

Hand an die daselbst befindlichen Kunstschätze gelegt, sondern dieselben als ein Eigenthum geachtet, worauf selbst der Sieger kein Recht habe. Der Churfürst war ihm nur der Aufbewahrer dieser Kunstsammlungen, die nach seiner Ueberzeugung der ganzen civilisirten Welt angehörten.

Es gibt Leute, die nach dem Grunde dieser Unterscheidung fragen, und wissen wollen, warum Kunstwerke, die nur einen, von angeblichen Kennern ihnen beigelegten, folglich nur einen eingebildeten Werth, oder, wie die Rechtsgelehrten sagen, nur einen Affektionspreis haben, dem Kriegsgesetze nicht unterliegen sollten, das über alles Eigenthum der Besiegten willkührlich verfügt.

Darauf ist leicht zu antworten: die dem Genie vom höchsten Range gebührende Achtung hat gewissermaßen einen religiösen Karakter, der nicht gestattet, bewunderungswürdige Erzeugnisse der Kunst zu einer gemeinen Kriegsbeute herabzuwürdigen. Auch ist bereits angedeutet worden, daß diese Meisterwerke, die leicht Schaden nehmen, kaum ausgebessert und durchaus nicht mehr ersetzt werden können, in die größte Gefahr kommen würden, wenn man sie, je nach der Laune des Siegers, von einer Stelle zur andern schaffen wollte.

Es genügt aber schon an der Bemerkung, daß, wo immer die Fortschritte der Civilisation zur Milderung des Krieges Regeln eingeführt haben, dieselben ge-

nau beobachtet werden sollten. In dem rohesten Zustande der Gesellschaft gilt das Recht des Stärkeren in seiner ganzen Ausdehnung. Der Sieger auf den Sandwichsinseln frißt seinen Feind auf, — der nordamerikanische Indier martert ihn zu Tode, — fast alle wilden Völkerstämme machen ihre Gefangenen zu Sklaven und verkaufen sie als solche. Wie die Gesellschaft fortrückt, hören diese Unmenschlichkeiten allmählig auf, und wir bedürfen nicht des Zusatzes, daß, gleich wie der siegreiche General, der von dem strengen Eroberungsrechte einen milderen Gebrauch macht, in der Geschichte eine ehrenvolle Erwähnung verdient, derjenige hinwiederum dem Tadel nicht entgehen kann, der sich durch sein Benehmen wieder auf die Seite der brutalen Gewalt hinneigt.

Auch Buonaparte kann von diesem Tadel nicht freigesprochen werden. Er, der willige Vollstrecker der Befehle des Direktoriums, setzte sich über die Neutralität, die bisher den Erzeugnissen der schönen Künste zugestanden war, hinweg, und weigerte sich nicht, dieselben als gute Beute in Anspruch zu nehmen. Dieses Verfahren ist leichter zu erklären, als zu rechtfertigen.

Unter der Herrschaft des Schreckens und der Gleichheit waren die schöne Künste, wie alles, was mit einem veredelten Gefühle in Verbindung stand, als etwas mit der republikanischen Einfachheit Un=

verträgliches angesehen worden. Wie die siegreichen Fanatiker in England, wie die ersten enthusiastischen Anhänger des Korans, so wollten auch die ächten Sansculotten in einem nur durch eine bessere Erziehung bedingten Geschmacke etwas Aristokratisches, von jenem allgemeinen Gleichheitsysteme Abweichendes wittern, in welches die Geistesbildung sowohl, als das Eigenthum eingezwängt werden sollte. Deswegen wurden Palläste zerstört und Denkmäler zertrümmert.

Allein dieses viehische Vorurtheil wurde mit den andern Versuchen dieser rasenden Demokraten, die Welt wieder in den Zustand der Barbarei zurückzuwerfen, durch den Fall der Jakobinerherrschaft entwaffnet. Diejenigen, die jetzt an das Ruder des Staates kamen, bemühten sich löblicherweise, den Menschen Liebe zu jenen Studien und Kenntnissen beizubringen, die von jeher zur Milderung und Veredlung der Sitten beigetragen und die Nationen belehrt haben, daß in der allgemeinen Bewunderung des Schönen ein freundschaftlicher Berührungspunkt für sie gegeben sey. Es kam zu Paris ein Museum zu Stande, wo Gemälde und Statuen, und Kunsterzeugnisse aller Art aufbewahrt und zur Schau gestellt wurden. Dies sollte den Bürgern einen bessern Genuß verschaffen, als die bisherigen schlechtgeordneten Volksfeste, die mit dem Spektakel der zur Hinrichtung geführten Schlachtopfer ab-

gewechselt hatten. Der Zweck war löblich, tugendhaft und selbst auch politisch; und das französische Volk ward, theils aus Geschmack, theils aus Nationaleitelkeit, auf diese Weise veranlaßt, auf die schönen Künste und ihre Erzeugnisse einen Werth zu legen.

Unglücklicherweise ließen sich Gegenstände, die sich für das Museum eigneten, durch Kauf nicht so leicht anschaffen, und zum Unglück für andere Nationen, und zuletzt für sie selbst, hatten die Franzosen die Macht und den Willen, ihre derartigen Besitzthümer ohne Nachforschung und Kosten, durch die unwiderstehliche Gewalt ihrer Waffen zu vermehren. Wir sind nicht befugt, Buonaparte als den Erfinder dieses neuen Raubsystems anzuklagen. Er befolgte wahrscheinlich nur die Befehle des Direktoriums; und es lassen sich überdies in der Geschichte aller Nationen Beispiele auffinden, daß dergleichen Gegenstände aus einem Lande in ein anderes gebracht worden sind, wenigstens auf dem Wege gewöhnlicher Plünderung, die, obgleich selten eingestanden und entschuldigt, doch gelegenheitlich verübt wird. Allein Napoleon war ohne allen Zweifel der erste und thätigste Agent, der solche Erpressungen in Gang brachte und sie nach Grundsätzen betrieb. Wie eifrig er sich damit abgab, erhellet aus seinem Schreiben an das Direktorium bei Uebersendung der

Gemälde, die der Herzog von Modena, der erste, der unter diesem Systeme litt, ausliefern mußte.

Ehe wir jedoch die Worte selbst anführeu, mit welchen Napoleon die Absendung der für das Nationalmuseum bestimmten Meisterwerke anzeigt, dürfen wir nicht unbemerkt lassen, daß der berühmte heilige Hieronymus von Coreggio, dessen er gewissermaßen mit höhnendem Triumphe erwähnt, für so schätzbar gehalten wurde, daß der Herzog von Modena die Summe von zwei Millionen Livres für dieses einzige Gemälde als Lösegeld anbot, — eine Summe, die der französische General, nach der Maxime handelnd, die andere Generale in seiner Lage befolgt haben würden, leicht zu seinem Nutzen hätte verwenden können, in der gewissen Hoffnung, daß eine solche Aneignung, da die Regierung seiner Dienste nicht entbehren konnte, weder untersucht noch getadelt werden würde. Allein der Ehrgeiz verschmäht die Gesellschaft oder die Vormundschaft der Habsucht. Das Streben des jungen Siegers war viel zu großartig, als daß er sich hätte mit Anhäufung von Reichthümern befassen können; während seiner ganzen Laufbahn hat er sich von dieser besondern und so entehrenden Art von Selbstsucht rein erhalten. Als seine Offiziere in ihn drangen, das Geld, als den für die Armee nützlicheren Gegenstand, anzunehmen, antwortete er, daß diese Summen bald ausgegeben seyn, das Gemälde von Cor-

reggio aber für immer eine Zierde der Stadt Paris bleiben und zu künftigen Meisterstücken begeistern würde.

In seiner Depesche an das Direktorium vom 17. Florial (8. Mai) verlangt Napoleon einige Künstler zur Auffammlung von Kunstwerken, woraus erhellet, daß er schon damals damit umging, sich derselben zu bemächtigen. Das Schreiben, womit er die Absendung der Gemälde begleitet, enthält folgende merkwürdige Stelle: „Sie erhalten anbei die Artikel des Waffenstillstandes, den ich dem Herzog von Parma bewilliget habe. Ich werde Ihnen die schönsten Gemälde von Correggio, unter andern seinen heiligen Hieronymus schicken, der für sein Meisterstück gilt. Ich muß gestehen, daß der Heilige die Zeit schlecht wählt, um Paris zu besuchen, allein ich hoffe, daß Sie ihm die Ehre des Museums bewilligen werden."

Dasselbe System ward in Mailand befolgt, wo viele der schätzbarsten Gegenstände aus der ambrosianischen Sammlung weggenommen wurden. Diese Gegenstände wurden in dem Geiste aufgenommen, in welchem sie abgeschickt worden waren. Die geschicktesten Kunstrichter mußten sich eiligst zu dem General verfügen und ihm bei der Wahl der nach Paris zu sendenden Kunstwerke an die Hand gehen; und der Generalsekretär des Lyceums, der den Besitz dieser

Denkmäler mit dem Genie, das dieselben in das Leben gerufen hatte, verwechselte, wünschte seinen Landsleuten Glück zu den edeln Gesinnungen, welche die Sieger an den Tag gelegt hatten. „Nicht mehr nach Blut," sagte der Redner, „dürstet der französische Krieger. Er will keine „Sklaven hinter seinem Siegeswagen sehen; — mit „der rühmlichen Beute der Künste und der Industrie „wünscht er seine Siege zu schmücken; — er theilt „jene Leidenschaft großer Seelen, die Liebe zum Ruhme „und die Verehrung großer Talente, denen die Grie„chen ihr erstaunenswerthes Glück verdankten. Die „Vertheidigung ihrer Tempel, ihrer Denkmäler, ih„rer Bildsäulen, ihrer großen Künstler war es, die „ihre Tapferkeit spornte, die ihnen zu Salamis und „Marathon den Sieg gab. Unsere Armeen folgen die„sem Beispiele, wenn sie von der Liebe zu den Kün„sten begleitet, vom süßen Frieden gefolgt, von „Coni bis Mailand, und bald auch bis zu St. Pe„ters stolzen Dome vorrücken." In diesem Wortschwalle verliert der Sekretär des Lyceums seinen Verstand; wenn seine Rede anders einen Sinn hat, so ist es wohl dieser, daß die Nation von der gewaltsamen Wegnahme dieser bewunderten Kunstwerke eben so viel Ruhm habe, als wenn sie die großen Männer, deren Werk sie sind, selbst hervorgebracht hätte, — gerade so, wie die alten Skythen glaubten, sie werden von den Talenten und den Tu-

genden derer, welche sie mordeten, begeistert. Einer andern Erklärung zufolge kann die Meinung des Sekretärs auch gewesen seyn, daß die Franzosen, indem sie den Krieg führten, um andere Nationen ihres Eigenthums zu berauben, eine eben so preiswürdige Maxime befolgten, als die Griechen, die das, was ihnen zustand, vertheidigten. Wie sie nun auch selbst von ihrem eigenen Betragen denken mochten, so ist doch so viel gewiß, daß sie keineswegs denen glichen, die in den Künsten zuerst so viel den Herrlichen geleistet haben. Das klassische Vorbild Napoleons hiebei war im Gegentheil der römische Konsul Mummius, der Griechenland mit roher Hand jener Kunstschätze beraubte, die weder er, noch sein Volk nach ihrem wahren und eigentlichen Werthe zu schätzen wußte.

In moralischer Hinsicht ist es übrigens gleich viel, ob diese Art von Plünderung in ächter Kunstliebe ihren Grund habe oder nicht. Der gewandte Kunstkenner, der eine Gemme unterschlägt, kann zur Entschuldigung seines Diebstahls nicht anführen, daß er nicht auf den Werth des Steines, sondern auf die Vortrefflichkeit der Arbeit gesehen habe, — gleich wie der Frömmler, der eine Bibel gestohlen hat, dies nicht durch ein religiöses Motif beschönigen kann. Wir glauben aber in der That nicht, daß die Franzosen und ihr General bei dieser Gelegenheit aus ächter Kunstliebe gehandelt haben. Diese

flößt Verehrung zu den Gegenständen ein, die man bewundert; von ihr beseelt, muß ein Sieger sich weigern, das Beispiel eines Raubes zu geben, durch welchen solche Gegenstände den ihnen durch das allgemeine Gefühl der civilisirten Nationen verliehenen Schutz verlieren, und, wie jedes andere gemeine Gut, zur Beute des stärksten Soldaten werden würde. Wir sind ferner auch der Meinung, daß ein ächter Kunstfreund Bedenken getragen haben würde, diese Gemälde aus den Kirchen oder Pallästen wegzunehmen, für die sie ausdrücklich gemalt waren, und wo sie jederzeit die größte Wirkung machen mußten, sey es wegen des vortheilhaften Lichtes, der Größe des Gemaches, und anderer mit ihrem ersten Standorte verbundenen räumlichen Verhältnisse, oder wegen des moralischen Gefühls, das die Kunstwerke mit dem Orte ihrer ursprünglichen Bestimmung, wo sie sich Jahrhunderte lang befunden haben, in Verbindung setzt. Die Aufhebung einer solchen Verbindung oder Association, durch welche der Effekt der Gemälde und Bildsäulen so sehr gehoben wird, blos aus egoistischer Habsucht unternommen, hat Aehnlichkeit mit der Herausnahme eines Edelsteins aus seiner Fassung, wodurch in manchen Fällen sein Werth bedeutend vermindert wird.

Wir können uns daher nicht überzeugen, daß dieses Plünderungssystem durch eine aufrichtige und männliche Liebe zu den schönen Künsten eingegeben

worden sey, obgleich in Frankreich zu jener Zeit viel davon geschwatzt worden ist. Es muß solches im Gegentheil der List und dem Ehrgeize des Directoriums, das befahl, und des Generals, der gehorchte, zugeschrieben werden. Beide sahen ein, daß die Nationaleitelkeit durch diese Art von Tribut sich geschmeichelt fühlen würde, und beeilten sich daher, diesen einen reichen Genuß zu verschaffen. Buonaparte wenigstens mußte wohl einsehen, daß die Pariser, wenn sie auch nicht im Stande wären, den Werth dieser trefflichen Erzeugnisse zu beurtheilen, doch stets gerne daran denken würden, daß diese, von der ganzen Welt angestaunten Meisterwerke durch die Tapferkeit der französischen Armee und durch das Genie ihres Generals eine Zierde der Hauptstadt geworden seyen, und daß sie, einmal dahin gebracht, fortan nicht wieder weggeschafft werden, sondern für immer daselbst zur Bewunderung der Nachwelt aufgestellt bleiben würden. Dies hoffte, wie wir gesehen haben, der Sieger selbst, und gewiß mit der stolzen Ahnung, daß die Erinnerung an ihn selbst und an seine Thaten von der Bewunderung des von ihm angeordneten und bereicherten Museums unzertrennlich seyn werde.

Doch es geschieht zuweilen, daß List und Ehrgeiz die Vortheile einer Lieblingsmaßregel etwas zu hoch anschlagen. Durch diese Verletzung des anerkannten und bisher befolgten Völkerrechts entehr-

ten sich die Franzosen und erregten die stärksten Vorurtheile gegen ihre Raubsucht unter den Italienern, deren Erbitterug mit dem Werthe, den sie diesen glänzenden Werken beilegten, und dem Schimpfe, dieselben auf eine gewaltsame Weise zu verlieren, im Verhältnisse stand. Ihre Klagen glichen fast dem des Ephraimiten Micah, der, des geschnitzten Bildes, des Teraphim, des Ephot und des gegossenen Bildes durch die bewaffneten und übermüthigen Daniten beraubt, ausrief: „Ihr habt mir die Götter genommen, die ich gemacht hatte, und was bleibt mir jetzt noch übrig?“

Und dann bereitete Buonaparte durch dieses ungrechte Verfahren Frankreich und seiner Hauptstadt die derbe moralische Lektion, die ihm die Verbündeten im Jahre 1815 gaben. Der Sieg hat Schwingen, wie der Reichthum; und der Mißbrauch des Sieges, wie des Reichthums, wird oft die Quelle bitterer Vergeltung. Wären die Gemälde Correggio's und anderer großen Meister ungestört im Besitze ihrer wahren Eigenthümer geblieben, so wäre späterhin beim Anblicke des Louvre kein Anlaß zu der Betrachtung vorhanden gewesen: Hier waren einst Kunstschätze aufgestellt, die durch Gewaltthat genommen, durch Niederlagen verloren wurden.

Drittes Kapitel.

Das Direktorium beschließt, die italienische Armee zwischen Buonaparte und Kellermann zu theilen. — Buonaparte gibt seine Entlassung, und das Direktorium steht von seinem Vorhaben ab. — Aufstand gegen die Franzosen in Pavia. — Er wird gedämpft — und die Anführer werden erschossen. — Aehnliche Aufstände brechen in den kaiserlichen Lehen und zu Lugo aus, und werden auf dieselbe Art gedämpft und bestraft. — Betrachtungen. — Die Oesterreicher werden bei Borghetto geschlagen und ziehen sich hinter die Etsch zurück — Buonaparte ist nahe daran, zu Valeggio gefangen zu werden — Mantua wird eingeschlossen, — Verona von den Franzosen besetzt. — Der König von Neapel trennt sich von Oesterreich. — Der Pabst erkauft einen Waffenstillstand. — Die Neutralität von Toskana wird verletzt und Livorno von den französischen Truppen besetzt. — Absichten Napoleons in Betreff der Revolutionirung Italiens. — Er zögert. — Betragen der österreichischen Regierung in diesem kritischen Zeitpunkte. — Beaulieu wird abgesetzt und Wurmser zu seinem Nachfolger ernannt. — Buonaparte belagert Mantua.

Buonaparte der Mailand besetzt hielt, und in so vielen Schlachten gesiegt hatte, konnte sich mit Recht rühmen, Herr der Lombardei zu seyn, indem die geschlagene österreichische Armee sich genöthigt sah, unter den Wällen der Festung Mantua, dem einzigen Bollwerke, das der österreichischen Macht geblieben war, Schutz zu suchen, und unter Verzichtung auf alle Offensivoperationen, die Verstärkungen,

die

die ihr durch das Tyrol zukommen sollten, zu erwarten. Um seine Stellung zu sichern, hatte Beaulieu die durch den Mincio gebildete Linie besetzt. Seine linke Flanke lehnte sich an Mantua, seine rechte an Peschiera, eine venetianische Stadt und Festung, die er, gegen die Einsprache der venetianischen Regierung, besetzt hatte, welche zwischen solchen mächtigen kriegführenden Partheien eine strenge Neutralität zu beobachten wünschte, aber vielleicht nicht gehörig erwog, inwieferne der Sieger in einem so furchtbaren Kampfe das bestehende Völkerrecht zu verletzen geneigt seyn möchte. Die österreichische Vertheidigungslinie wurde durch den Gardasee verlängert, aus welchem der Mincio hervortritt, und der, sich 35 Meilen gegen Norden in das Tyroler-Gebirge erstreckend, Beaulieu's Verbindung mit Deutschland sicherte.

Buonaparte vergönnte indessen seinen Truppen nur eine vier- oder fünftägige Ruhe, ehe er sie zu neuen Thaten aufforderte. Sie sollten mit ihm das Kapitol besuchen, dort die Denksäulen großer Männer des Alterthums wieder herstellen (oder eigentlich wegnehmen) und das Schicksal der schönsten Gegend Europa's ändern, oder vielmehr erneuern. Auf diese Weise beschäftigt, erhielt er aber Verhaltungsbefehle von Paris, die ihm die Ueberzeugung beibringen mußten, daß nicht alle seine persönlichen

Feinde, nicht alle, die ihn fürchteten, oder ihm mißtrauten, sich im österreichischen Lager befänden.

Das Direktorium fing nach gerade an, zu bezweifeln, ob es auch klug sei, die ganze Siegesernte, die sich in Italien hoffen ließ, von demselben hochfahrenden Abentheurer, der zuerst die Sichel angesetzt hatte, einsammeln zu lassen. Es fühlte vielleicht bereits ein instinktartiges Mißtrauen in die steigende Macht, die einst die seinige überwältigen sollte. Durch ein Motiv dieser Art bestimmt, beschloß dasselbe das italienische Heer zwischen Buonaparte und Kellermann zu theilen. Von den genannten Generalen sollte der erste mit 20,000 Mann über den Po gehen und seine Richtung südwärts nach Rom und Neapel nehmen, der zweite mit der andern Hälfte des italienischen Heeres die Belagerung von Mantua betreiben und den Oesterreichern die Spitze bieten.

Dies hieß Napoleon den Sieg aus den Händen winden. Auch forderte er, in Folge dieses Vorschlags, seine Entlassung, und erklärte, wie er nicht gesonnen sey, zum Untergange seiner Armee und zum Verluste aller Früchte seiner bisherigen Siege beizutragen. Er versicherte, Kellermann werde mit einem Heere von 20,000 Mann Beaulieu die Spitze nicht bieten können, sondern wahrscheinlich schnell aus der Lombardei vertrieben und dann das gegen Süden vorrückende Heer überwältigt und aufgerie=

ben werden. Ein einziger schlechter General sei besser, als zwei gute. Das Direktorium mußte aus dieser Antwort den festen und unbeugsamen Karakter des Mannes kennen lernen, den es zum Anführer seiner Heere gewählt hatte; allein es wagte nicht, so groß war sein Ruf, auf dem zur Schwächung seiner Macht bestimmten Plane zu beharren; und vielleicht zum erstenmal seit der Revolution sah sich die vollziehende Gewalt von Frankreich genöthigt, einem siegreichen General nachzugeben, und sich in seine Ansichten zu fügen. Der Feldzug wurde seiner alleinigen Leitung überlassen; er erlangte ein Uebergewicht, das er auf das sorgfältigste zu bewahren suchte, und dem Direktorium blieb nun, in Hinsicht auf Italien, nur die Aufgabe, in wohlgesetzten Phrasen alles, was der junge General zu thun für gut fand, zu genehmigen.

Welches auch Buonaparte's fernere Plane in Beziehung auf Rom seyn mochten, so hielt er es doch für klug, dieselben so lange aufzuschieben, bis er durch Beaulieu's Niederlage gegen alle Gefahr von Seiten der Oesterreicher gesichert war. Zu diesem Ende setzte er die Divisionen seiner Armee gegen das rechte Ufer des Mincio in Bewegung; er wollte Beaulieu aus seiner neuen Stellung vertreiben, nachdem er zur Berennung der Citadelle von Mailand, wo sich die Oesterreicher noch hielten, und zur Be=

hauptung von Pavia und andern Schlüsselpunkten des eroberten Landes die nöthigen Anstalten getroffen hatte.

Napoleon selbst nahm sein Hauptquartier den 24. Mai in Lodi. Allein kaum war er hier angekommen, als er die beunruhigende Nachricht erhielt, daß die Stadt Pavia, und die ganze Umgegend in seinem Rücken unter den Waffen stehe; daß die Sturmglocke in allen Dörfern geläutet werde, und überall die Sage gehe, der Prinz Condé sey mit seiner Armee und einer ansehnlichen österreichischen Macht aus dem Tyroler Gebirge nach Italien herabgekommen. In Mailand hatten sich einige Bewegungen gezeigt, und die österreichische Besatzung in der Citadelle schien bereit, den Aufstand in Pavia zu unterstützen, wo die Insurgenten glücklich waren, und ein französisches Korps von 300 Mann gefangen genommen hatten.

Buonaparte versichert, diese Unruhen seyen das Werk österreichischer Agenten gewesen; allein er hatte früher gesagt, daß die Italiener an dem Schicksale ihrer deutschen Gebieter wenig Antheil genommen hatten. Die Wahrheit ist, daß die Franzosen, die unter den schmeichelhaftesten Versicherungen, das öffentliche und das Privateigenthum zu achten, nach Italien gekommen waren, durch das Eintreiben unmäßiger Kontributionen das Volk gegen sich aufgebracht hatten. Als Katholiken sahen die Italiener

auch mit Unwillen die Gegenstände ihrer Verehrung, ihre Kirchen und besonders ihre Geistlichen von den Franzosen auf die unwürdigste Weise verhöhnt und mißhandelt*).

Der Adel und die Geistlichkeit sahen begreiflicherweise ihren Untergang in den Siegen der Franzosen und die untern Volksklassen hielten es mit beiden, aus Haß gegen Fremde, aus Liebe zur Nationalunabhängigkeit und aus Erbitterung über die Erpressungen und die Entweihungen, die sich die ultramontanischen Eroberer erlaubt hatten. Beinahe 30,000 Insurgenten standen unter den Waffen; da sie aber durch keine geregelte Streitmacht unterstützt waren, so konnten sie dem raschen Angriffe der disciplinirten Franzosen nicht wohl widerstehen.

Um einen so furchtbaren Brand zu löschen, kehrte Buonaparte unverzüglich an der Spitze einer starken Division von Lodi nach Mailand zurück, von wo er, nachdem er alle nöthigen Sicherheitsanstalten getroffen, am andern Morgen nach Pavia, dem Brenn=

*) Man hat behaupten wollen, in einer auf Buonaparte's Befehl auf der Schaubühne aufgeführten Posse sey der Pabst in seinem Ornat dargestellt worden. Ein solcher Frevel, der in den Augen einer katholischen Bevölkerung als eine Entweihung des Heiligen erscheinen mußte, stimmt mit dem von Buonaparte beobachteten Betragen nicht wohl überein. Doch siehe Tableau des premières Guerres de Buonaparte, Paris 1815, par le Chevalier Mechaud de Villelle, pag. 41.

punkte des Aufstandes, abging. Das Dorf Benasco, das sich gegen Lannes zur Wehre gesetzt hatte, wurde mit stürmender Hand genommen, geplündert und verbrannt, und die Einwohnerschaft niedergemacht. Napoleon erschien selbst vor Pavia, wo die Thore eingeschossen, die nur halbbewaffneten Insurgenten mit leichter Mühe aus einander getrieben und ihre Anführer sofort hingerichtet wurden, weil sie die Unabhängigkeit ihres Landes zu vertheidigen versucht hatten. Er ließ hierauf sehr viele Einwohner angreifen und als Geißeln nach Paris abführen.

In einer im republikanischen Style abgefaßten Proklamation bezeugte hierauf Napoleon seinen Unwillen über den frevelhaften Versuch der Insurgenten, zur Vertheidigung ihres Landes die Waffen zu gebrauchen, und drohte allen denen, die fortan dergleichen wagen würden, mit Feuer und Schwert. Er führte seine Drohung einige Wochen nachher aus, als ein ähnlicher Aufstand in dem sogenannten kaiserlichen Lehen ausbrach, und später, als in der Stadt Lugo ein Versuch zum Widerstande gemacht wurde. In diesen beiden Fällen wurden die Anführer der bewaffneten Einwohner vor ein Kriegsgericht gestellt, verurtheilt und erschossen; im letzten Falle wurde Lugo, um die von einer Schwadron französischer Dragoner erlittene Niederlage zu rächen, im Sturme genommen, geplündert, und die männliche Bevölkerung niedergemacht; Buonaparte scheint jedoch in sei-

nen Depeschen die Milde der Franzosen dadurch darthun zu wollen, daß er angibt, sie hätten die Weiber und Kinder verschont.

Es ist unmöglich, den Bericht dieser strengen Maßregeln zu lesen, ohne sie mit den sowohl von der republikanischen, als von der kaiserlichen Regierung Frankreichs geäußerten Grundsätzen zu vergleichen. Jene stellte es als eine unerhörte Grausamkeit dar, daß der Herzog von Braunschweig in seinem berühmten Manifeste gedroht hatte, jeden bewaffneten, bei der Armee nicht eingereihten Franzosen als einen Straßenräuber behandeln, jedes Dorf, das sich gegen seine Truppen zur Wehre setzen würde, zerstören zu lassen. Die Franzosen glaubten damals mit Recht, daß die Pflicht, welche das Vaterland gegen fremde Einfälle zu vertheidigen gebietet, unter allen die heiligste sey. Der Kaiser Napoleon dachte eben so, als im Jahre 1813 und 1814 die Verbündeten das französische Gebiet betraten; damals forderte er die Einwohner in verschiedenen Proklamationen auf, sich, in Ermanglung besserer Waffen, ihrer gewöhnlichen Werkzeuge gegen die Fremden zu bedienen, und dieselben, wie Wölfe todt zu schlagen. Es würde schwer seyn, diese Aufforderungen mit der grausamen Rache zu reimen, die zu Lugo an denen genommen wurde, die dasselbe gethan hatten, was Napoleon unter ähnlichen Umständen denjenigen so ernstlich empfahl, die das Schicksal zu seinen Unterthanen gemacht hatte.

Nachdem Buonaparte solchergestalt den Aufstand in Pavia in der kürzesten Zeit gedämpft hatte, war er von Neuem darauf bedacht, die österreichische Armee unter Beaulieu vorerst noch mehr zu schwächen, ehe er an dem Pabste die gedrohte Rache der Republik vollzog. In dieser Absicht rückte er gegen Brescia vor, und manövrirte so, daß Beaulieu, den solche rasche Bewegungen noch nicht klug gemacht hatten, glauben mußte, der französische General sey gesonnen, entweder bei Peschiera, einer starken Festung, wo der Mincio aus dem Gardasee tritt, über diesen Fluß, oder nordwärts an diesem See hinauf und um denselben herum zu gehen, und so die österreichische Stellung in ihrer rechten Flanke zu fassen. Während nun Beaulieu, in der Voraussetzung, daß sein rechter Flügel bedroht sey, seine Anstalten traf, beschloß Buonaparte mit seiner gewöhnlichen Schnelligkeit, das Centrum seines Gegners bei Borghetto anzugreifen, — einer Stadt, die etwa zehn Meilen unter Peschiera an dem Mincio liegt und eine Brücke über diesen Fluß hat.

Am 30. Mai griff der französische General mit einer überlegenen Macht ein österreichisches Korps, das die Stadt zu decken suchte, an, und trieb es über den Mincio zurück. Die Fliehenden wollten die Brücke zerstören und trugen auch einen Theil derselben wirklich ab. Allein die Franzosen folgten ihnen unter dem Schutze eines heftigen Artilleriefeuers

auf den Fersen, stellten den abgetragenen Theil der Brücke wieder her, so daß der Mincio, der, wie vordem der Po und die Adda, überschritten war, die Stellung der Oesterreicher nicht länger deckte.

Beaulieu, der sein Hauptquartier in Valeggio, einem Borghetto gegenüber liegenden Dorfe, hatte, schickte sich eiligst zum Rückzuge an, räumte Peschiera, führte seine bestürzten Truppen hinter die Etsch und ließ 500 Gefangene, nebst andern Siegeszeichen in den Händen der Franzosen. Dieser glückliche Tag hätte noch entscheidender werden sollen, denn es war die Absicht Napoleons, Peschiera in demselben Augenblicke anzugreifen, wo der Uebergang bei Borghetto Statt fand; doch ehe noch Augereau, dem die Vollziehung dieses Manövers übertragen war, vor Peschiera erscheinen konnte, hatten die Oesterreicher dasselbe bereits geräumt, und ihren Rückzug über Castel-Nuovo, unter dem Schutze ihrer Reiterei angetreten.

Der linke Flügel der Oesterreicher, durch den Uebergang der Franzosen von seinem Centrum abgeschnitten, hatte seine Stellung weiter unten am Mincio, bei Pozzuolo. Als Sebottendorf, der die kaiserlichen Truppen auf dem linken Ufer befehligte, den Kanonendonner hörte, rückte er unverzüglich an dem Flusse hinauf, um, vereinigt mit seinem Obergeneral, den Angriff der Franzosen abzuschlagen, oder dieselben, falls sie schon herüber seyn sollten, in die

Flanke zu nehmen. Durch den Rückzug Beaulieu's wurden beide Anschläge vereitelt; und doch hätte der Marsch von Sebottendorf beinahe mehr bewirkt, als der vollständigste Sieg.

Die vorderste Division der Franzosen war gleich nach dem Uebergange über den Mincio, ohne Halt zu machen, über Valeggio das Beaulieu so eben verlassen hatte, hinausgerückt. Buonaparte war mit einem kleinen Gefolge in dem Orte zurückgeblieben; die Division Massena stand noch auf dem rechten Ufer des Mincio und bereitete ihr Mahl. In diesem Augenblicke sprengten die Uhlanen und Husaren des Vortrabs von Sebottendorf in das Dorf Valeggio. Kaum hatte man noch Zeit, zu den Waffen zu rufen, die Thore des Wirthshauses zu schließen, und das kleine Gefolge des Generals zur Vertheidigung desselben aufzustellen, während Buonaparte durch den Garten entkam, sein Pferd bestieg, und nach der Division Massena hineilte. Die Soldaten stellten das Kochen ein, um sogleich auf Sebottendorf loszugehen, der mit vieler Mühe und nicht ohne Verlust seinem Obergeneral auf derselben Straße folgte.

Diese persönliche Gefahr bestimmte Napoleon, sein sogenanntes Guidenkorps aus Veteranen, die wenigstens zehn Jahre gedient haben mußten, zu bilden. Dieses Korps war beständig um ihn und wurde, wie die römischen Triarier, nur in kritischen Augenblicken gebraucht. Bessieres, nachmaliger Herzog von Istrien

und Marschall von Frankreich, führte den Oberbefehl über dieses auserlesene Korps, aus dem später die berühmte kaiserliche Garde Napoleons gebildet worden ist.

Der Uebergang über den Mincio nöthigte die Oesterreicher, sich nach Tyrol zurückzuziehen, so daß mit Ausschluß von Mantua und der Citadelle von Mailand, wo die kaiserliche Fahne noch wehte, ganz Italien geräumt war. Die Citadelle von Mailand war eben kein sehr fester Punkt, und mußte fallen, sobald das Kriegsglück sich gegen die Oesterreicher entschieden hatte. Mantua war dagegen eine jener seltenen Festungen, die sich lange behaupten und fast nur durch Hunger bezwingen lassen.

Die Stadt und Festung Mantua liegen auf einer Art von Insel, die einen Flächenraum von etwa 6 Quadratstunden einnimmt, Seraglio genannt, und von drei Seen gebildet wird, die mit dem Mincio und dem Po in Verbindung stehen, oder eigentlich aus diesen Flüssen ihr Wasser ziehen. Es führen fünf Dammstraßen aus der Insel nach dem festen Lande, von denen die bedeutendste im Jahr 1796 durch eine regelmäßige Citadelle, nach einem in der Nähe gelegenen herzoglichen Pallaste, die Favorite genannt, vertheidigt war. Zur Vertheidigung der zweiten Straße diente ein verschanztes Lager zwischen der Festung und dem See. Die dritte war durch ein Hornwerk gedeckt. Die beiden übri-

gen waren blos durch Thore und Zugbrücken vertheidigt. Das niedrig gelegene und vom Wasser umgebene Mantua ist, begreiflicherweise in einem warmen Klima, sehr ungesund; allein ein Belagerungsheer, das nothwendig den Elementen mehr ausgesetzt, zahlreicher und an die ungesunde Luft weniger gewöhnt ist, als die Besatzung, mußte mehr dadurch leiden, als diese, die noch obendrein mit allen Bedürfnissen gehörig versehen war.

Ein so fester Platz konnte nicht durch einen Handstreich genommen werden, obgleich, wie Napoleon bemerkt, seine Soldaten darüber murrten, daß eine so verzweifelte That nicht versucht ward. Allein er blokirte Mantua mit einer bedeutenden Macht, und traf solche Vorkehrungen, die ihm den Weg zu künftigen Siegen bahnen konnten. Die Besatzung war zahlreich, denn sie belief sich auf 12- bis 14,000 Mann; die Mängel der Festungswerke, die von den Oesterreichern vernachläßigt worden waren, wurden durch die natürliche Festigkeit des Platzes ersetzt. Doch brachte Napoleon vier von den fünf Dammstraßen in seine Gewalt, wodurch der Feind alles Terrain, das ausserhalb der Wälle und der Citadelle lag, verlor, und das feste Land nur noch mittelst der Citadelle der Favorite erreichen konnten. Es wurden Circumvalationslinien gezogen, und Serrurier mußte die Festung blokiren, was er, im Besitze von vier Zu-

gängen, mit einem Korps, das schwächer war als die Besatzung, füglich thun konnte.

Um die Einschließung des Platzes zu vollenden, mußte man sich mit der alten Republik Venedig einigermaßen verstehen. Napoleon konnte mit dieser ehrwürdigen Regierung nach Gutdünken verfahren; denn obgleich dieselbe ein zahlreiches Heer hätte aufbringen können, um die Oesterreicher zu unterstützen, denen der aristokratische Senat gewiß wohl wollte, so hielt sie doch einen solchen Schritt gegen die französische Republick, mit der sie bisher in Freundschaft gelebt hatte, für zu gewagt, und that, zu einer Zeit, wo sie die österreichische Macht bereits gebrochen sah, verblendet durch die eitle Hoffnung, daß ihre Neutralität werde geachtet werden, — nichts, um sich in Vertheidigungsstand zu setzen, oder den Zorn des Siegers zu beschwören. Nachdem aber die Linie des Mincio durchbrochen war, und Buonaparte das venetianische Gebiet auf dem linken Ufer besetzt hatte, mußten die Rechte eines unabhängigen Staates, welche die einst so hochfahrende venetianische Aristokratie durch Waffengewalt zur rechten Zeit zu behaupten versäumt hatte, jetzt durch Zugeständnisse, so gut es anging, gerettet werden.

Ein schlimmer Umstand für die Venetianer war es, daß Ludwig XVIII., unter dem Namen eines Grafen von Lisle, von der Republick gastfreundlich aufgenommen worden war, und die Erlaubniß erhal=

ten hatte, sich in Verona aufzuhalten, wo er in strenger Abgeschiedenheit lebte. Die venetianische Regierung hatte die Erlaubniß, diesen erlauchten Verbannten aufzunehmen, von den französischen revolutionären Gewalthabern gewissermaßen erbettelt, auf eine Weise, die man niederträchtig nennen müßte, wenn man nicht durch Rücksicht auf den guten Zweck bestimmt würde, die ehemalige Beherrscherin des adriatischen Meeres wegen dieses Schrittes eher zu bedauern, als zu verachten.

Als aber zwischen den anrückenden französischen Heeren und dem venetianischen Gebiete die österreichische Zwischenmacht nicht mehr bestand, — als die Eroberung des ganzen nördlichen Italiens beschlossen war, verlangte das französische Direktorium schlechthin die Entfernung des Grafen von Lisle, und der Senat von Venedig sah sich genöthigt, diesfalls das Nöthigste zu verfügen.

Der erlauchte Verbannte that Einsprache gegen diese Verletzung der Gastfreundschaft, und forderte vor seiner Abreise, daß sein Name aus dem goldenen Buche der Republik getilgt, und daß die Rüstung, die Heinrich IV. der Republik Venedig zum Geschenke gemacht hatte, ihm, als dem Enkel des Gebers zurückgestellt werde. Beiden Forderungen wurde, wie man es unter den obwaltenden Umständen erwarten konnte, ausgewichen, und der künftige Monarch von Frankreich verließ Verona den 21. April

1796, um sich zu der Armee des Prinzen von Condé zu begeben, wo er, auf jedes Kommando verzichtend, in seiner Eigenschaft als erster Edelmann Frankreichs, in den Reihen der Freiwilligen fortan kämpfen wollte. Andere, durch ihren Rang weniger ausgezeichnete Emigranten, mehrere hundert an der Zahl, die in Italien eine Freistädte gefunden hatten, wurden durch die Siege bei Lodi und Borghetto gleichfalls genöthigt, sich in andere Länder zu flüchten.

Buonaparte ließ unmittelbar nach der Schlacht von Borghetto und dem Uebergange über dem Mincio die Stadt Verona besetzen, und erklärte den obrigkeitlichen Personen, daß, wenn der französische Kronprätendent, wie er ihn nannte, vor seiner Ankunft Verona nicht verlassen hätte, er eine Stadt mit Feuer vertilgt haben würde, die dadurch, daß sie ihn als König von Frankreich anerkannte, die Anmaßung verrieth, selbst die Hauptstadt der Republik seyn zu wollen. Dieß mochte ohne Zweifel in Paris ganz artig klingen; allein Buonaparte wußte gar wohl, daß Ludwig von Frankreich nicht als Thronfolger seines Bruders, sondern blos mit der einem unglücklichen Fürsten gebührenden Gastfreundschaft auf dem venetianischen Gebiete aufgenommen worden war, und daß er, seine Ansprüche und seine Titel seiner Lage anpassend, wie ein anderer Privatmann Rettung gegen das Unglück suchte, das ihn zu verfolgen schien.

Die Neutralität von Venedig wurde jedoch für

den Augenblick zugegeben, obgleich nicht aus bloßer Achtung für das Völkerrecht; denn Buonaparte ist gewissermaßen in Verlegenheit, sich darüber zu entschuldigen, daß er sich nicht ohne alle Umstände des Gebiets und der Hülfsquellen der Republik bemächtigt habe, obgleich diese eine neutrale Macht war, insoferne sie ihrer Neutralitätserklärung Nachdruck geben konnte. Er begnügte sich einstweilen damit, Verona und andere venetianische Orte an der Etsch zu besetzen. „Ihr seid viel zu schwach" sagte er zu dem Proveditore Foscarelli, „wie könnt ihr mit einigen hundert Sklavoniern Eure Neutralität gegen zwei Mächte, wie Frankreich und Oesterreich sind, geltend machen? Die Oesterreicher haben Euer Gebiet nicht verschont, so oft sie Vortheil dabei fanden, und ich muß jetzt hinwiederum alles, was zur Linie an der Etsch gehört, besetzen."

Allein er hielt es der Politik gemäß, den westlichen Theil des venetianischen Gebiets im Zustande der Neutralität zu belassen, der der sogenannten venetianischen Regierung sehr zusagen mußte; hätten die Franzosen dagegen auch diesen Theil besetzt, so würde im Falle eines Unglücks diese in ihrer Neutralität so furchtsame Macht zu einer trotzigen Gegnerin gemacht worden sein. In jedem Fall würde es nothwendig geworden seyn, ein Gebiet, das sich als neutral selbst schützte, als Eroberung zu beschützen,

und

und daher die französischen Streitkräfte zu theilen, die doch Buonaparte, zufolge seines Plans, koncentriren mußte. Dieser verschob daher aus Eigennutz, wenn auch nicht aus Gerechtigkeitsliebe, die Besetzung des wehrlosen venetianischen Gebiets, und war überzeugt, daß ihm diese Beute nach der gänzlichen Vertreibung der Oesterreicher aus Italien nicht entgehen könne.

Nachdem er nun seiner Armee ihre Stellungen angewiesen, und einige Abtheilungen derselben als bewegliche Kolonnen organisirt hatte, begab er sich nach Mailand zurück, um dort die Früchte seiner Siege einzuerndten. Die erste dieser Früchte war der Abfall des Königs von Neapel von der Sache Oesterreichs, der er wegen Familienverbindungen bis dahin, obgleich in der letzten Zeit mit weniger Innigkeit, ergeben geblieben war. Seine Reiterei hatte in den Gefechten am Mincio sich tapferer als früher gehalten, und deßwegen auch bedeutend gelitten. Der König, durch diesen Verlust entmuthigt, verlangte einen Waffenstillstand, der ihm gerne gewährt wurde; denn da sein Gebiet an dem anderen Ende Italiens lag, und er über wenigstens 60,000 Mann verfügen konnte, so war es rathsam, sich der Neutralität einer Macht zu versichern, die gefährlich hätte werden können, und die, nach der Lage der Dinge, nicht unter der unmittelbaren Obergewalt der Fran=

zosen stand. Ein neapolitanischer Gesandter wurde nach Paris geschickt, um einen Frieden abzuschließen; inzwischen trennten sich die neapolitanischen Truppen von Beaulieu's Heer und kehrten in ihr Vaterland zurück. Die Gesinnung des Hofes von Neapel blieb jedoch schwankend, je nachdem die Aussicht auf Vortheile, der Franzosenhaß der Königin (einer Schwester der Maria Antoinette) oder die Furcht vor der überlegenen Macht der Franzosen vorzuherrschen schienen.

Ueber dem Haupte des Pabstes zog sich jetzt ein Ungewitter zusammen. Ferrara und Bologna, die zu dem Gebiete des römischen Stuhles gehörten, wurden von den Franzosen besetzt, und in dem letztern Orte 400 päpstliche Soldaten, die unter dem Befehle eines Kardinals standen, zu Gefangenen gemacht. Den letztern entließ man auf sein Ehrenwort. Allein, aufgefordert, in das französische Hauptquartier zurückzukehren, weigerte sich seine Eminenz zu gehorchen, und ergötzte die republikanischen Offiziere nicht wenig durch die Erklärung, daß der Pabst ihn von seiner Verbindlichkeit freigesprochen habe. Später gab es jedoch in dem französischen Dienste Offiziere von nicht gemeinem Range, die sich von ihrem gegebenen Worte, auch ohne die Vermittlung des Pabstes, loszuwinden wußten.

Durch die nahe Gefahr aufgeschreckt, sandte der römische Hof den spanischen Minister Azara ab, um

wegen eines Waffenstillstandes zu unterhandeln. Es war ein merkwürdiger Zug in Buonaparte's Karakter, daß er eben so gut einzuhalten als loszuschlagen verstand. Rom war allerdings ein, wenn nicht von Frankreich, so doch von den französischen Machthabern gehaßter und verachteter Feind; aber die zu ihrer Rache geeignete Zeit war noch nicht gekommen. Durch die Entsendung einer beträchtlichen Macht gegen Rom würde das französische Heer im Norden von Italien, wo stets frische deutsche Truppen ankamen, geschwächt worden seyn; auch hätten zuletzt Unfälle daraus entstehen können, insoferne die Engländer die 6000 Mann, die sie in Korsika hatten, und die im Begriffe waren diese Insel zu räumen, gar wohl nach Italien schaffen konnten. Obgleich nun solchergestalt eine Unterhandlung mit dem Pabste sehr zweckmäßig war, so mußte doch seine Heiligkeit den Waffenstillstand theuer erkaufen. Einunndzwanzig Millionen Franken in baarem Gelde, nebst beträchtlichen Lieferungen an Fourage und anderen Vorräthen, die Abtretung von Ancona, Bologna und Ferrara, und hundert der schönsten Gemälde, Statuen und andere Kunstwerke, nach der Wahl des die französische Armee begleitenden Künstlerausschusses, waren der Preis einer Frist, die nicht lange dauern sollte. Mit republikanischer Prahlerei wurde ausdrücklich bedungen, daß die Brust-

bilder des ältern und jüngeren Brutus sich unter der Zahl der abzutretenden Gegenstände befinden sollten; und auf diese Weise löste Buonaparte sein gegebenes Wort, in dem römischen Kapitol die Bildsäulen der berühmten Todten des klassischen Alterthums aufstellen zu wollen.

Die republikanische Zuchtruthe traf nun zunächst den Großherzog von Toskana. Dieser Fürst hatte die französische Republik eben nicht beleidigt, er konnte im Gegentheil den Dank derselben ansprechen, als der erste europäische Souverain, der sie als gesetzmäßige Regierung anerkannt, und seitdem stets in Freundschaft mit ihr gelebt hatte. Ihn zu schonen, schien nicht nur durch die Gerechtigkeit geboten, sondern auch dem französischen Interesse angemessen zu seyn. Sein auf der westlichen Seite der Appenninen gelegnes Land war in dem bevorstehenden Kriege ohne militärische Bedeutung. Da es unter diesen Umständen gewissermaßen ein Skandal gewesen wäre, wenn man sich der Kunstsammlung dieses Fürsten, des ältesten Allirten der Republik, so lockend diese auch war, bemächtigt, oder sich auf seinem Gebiete Erpressungen erlaubt hätte, so begnügte sich Buonaparte, den großherzoglichen Seehafen Livorno in Besitz zu nehmen, die englischen Waaren, welche seine Unterthanen eingeführt hatten, zu konfisciren, und den einst blühenden Handel des Großherzogthums gänzlich zu Grunde

zu richten. Es war die Hauptabsicht der Franzosen, die brittischen Handelsschiffe wegzunehmen, die, im Vertrauen auf die einer neutralen Macht gebührende Achtung, in großer Anzahl in dem Hafen lagen; allein die englischen Kaufleute erhielten so frühe Kenntniß davon, daß sie nach Korsika unter Segel gehen konnten; gleichwohl fiel eine große Menge kostbarer Waaren in die Hände der Franzosen.

Während der französische General durch die Besetzung von Livorno und die Zerstörung des toskanischen Handels die Neutralität des Großherzogs verletzte, sah sich dieser unglückliche Fürst genöthigt, ihn mit aller einem ehrenwerthen Freunde schuldigen Achtung in Florenz zu empfangen, und ihm für seine bewiesene Schonung auf das verbindlichste zu danken. Der toskanische Minister Manfredini bemühte sich, einen Schleier der Schicklichkeit auf die Vorgänge in Livorno dadurch zu werfen, daß er versicherte, die Engländer hätten zu Livorno mehr zu sagen gehabt, als der Großherzog selbst. Buonaparte verschmähte es, leere Entschuldigungen vorzubringen. „Die französische Flagge" sagte er, „ist in Livorno beschimpft worden; — Ihr seyd nicht stark genug, um ihr Achtung zu verschaffen; das Direktorium hat mir daher aufgetragen, den Platz in Besitz zu nehmen." Als Buonaparte bald darauf bei einem ihm von dem Großherzoge gegebenen Gastmahle die Nachricht von der endlich erfolgten Ueber-

gabe der Citadelle von Mailand erhielt, rieb er sich freudig die Hände, dem Großherzoge bemerkend, daß sein Bruder, der Kaiser, jetzt seine letzte Besitzung in der Lombardei verloren habe. Wenn wir lesen, welch eine unwürdige Behandlung sich der Starke gegen den Schwachen erlaubt, so können wir nicht umhin, daran zu erinnern, daß Napoleon selbst das Bündniß Frankreichs mit einem schwächern Staate einem Riesen vergleicht, der einen Zwerg in seine Arme schließt. „Der arme Zwerg," setzte er hinzu, „wird wahrscheinlich erstickt werden; allein der Riese will dies nicht, und kann auch nicht dafür."

Während aber Buonaparte mit einigen der alten Staaten Italiens Waffenstillstand schloß, oder vielmehr, durch die starken Kontributionen, die er von ihnen zog, bewogen, ihre Zerstörung vertagte, verlor er darum keineswegs den Hauptzweck des Direktoriums aus dem Auge, den Zweck nämlich, die Nachbarstaaten zu revolutioniren, und dieselben nach dem Vorbilde der großen Nation umzumodeln. Dieser Plan war in jeder Hinsicht schlau. In jedem Staate, den die Franzosen besiegen oder erobern mochten, mußten sich, aus bereits angeführten Gründen, Männer finden, die zu Mitgliedern einer revolutionären Regierung taugten, und, zufolge ihrer früheren Lage und Gewohnheiten, nach solchen Stellen auch lüstern waren. Solche Männer können auf

den Beistand des Gesindels in den großen Städten rechnen, das durch die Aussicht auf Plünderung und durch die glänzenden Versprechungen der Freiheit, worunter es jederzeit die gleiche Vertheilung des Eigenthums versteht, angezogen und verführt wird. Solchergestalt mit Baumaterialien versehen, konnte man den neuen Bau unter dem Schutze der französischen Bajonette ungestört aufführen, und so hatte die französische Republik bald Schwesterstaaten zu begrüßen, beherrscht von Männern, die Frankreich ihre Erhebung zu verdanken hatten, und daher alle Forderungen desselben, wie unbillig sie auch seyn mochten, bewilligen mußten.

Zufolge dieser Einrichtung konnte die französische Regierung von den untergeordneten Republiken den größtmöglichsten Nutzen ziehen, ohne sich durch unmittelbare Erpressungen verhaßt zu machen. Es ist in einigen Ländern gebräuchlich, einer Kuh, die ihr Kalb verloren hat, und keine Milch mehr geben will, das ausgestopfte Fell ihres Sprößlings vorzulegen. Die Kuh wird dadurch getäuscht, und läßt sich bei dem Anblicke ihres Scheinkalbes willig melken. Auf gleiche Weise setzte der Schein von Unabhängigkeit, der der batavischen und andern verbündeten Republiken blieb, Frankreich in Stand, diese Länder auszusaugen, deren Leistungen, dem Scheine nach für ihre eigenen Regierungen bestimmt, doch zuletzt ihrem begehrlichen Verbündeten zu gut

kamen. Es entging dem französischen Feldherrn nicht, daß man von ihm erwartete, er werde dasselbe System auch in Italien einführen, und in den eroberten Theilen eines so fruchtbaren Landes diese Art von politischer Wiedergeburt möglichst beschleunigen; man ist aber versucht, zu glauben, daß er das Feld zu einer republikanischen Aernte noch nicht hinlänglich vorbereitet hielt. Er meldet allerdings, die Einwohner von Bologna und Reggio und anderer Gegenden seyen äußerst geneigt, sich mit den Franzosen auf das innigste und freundschaftlichste zu verbinden; allein er sagt dies auf eine so bedingte Weise, daß man deutlich sieht, daß die Italiener im Ganzen genommen noch wenig Lust zu der Revolution hatten, die das Direktorium im Schilde führte, und die von Buonaparte befördert werden sollte.

Er hatte freilich in allen seinen Proklamationen an die Bewohner der von ihm überzogenen Länder erklärt, daß der Krieg nicht gegen sie, sondern nur gegen ihre Regierungen geführt und von seinen Truppen die strengste Mannszucht beobachtet werden solle. Allein obschon dies die Einwohner gegen unmittelbare Gewaltthätigkeiten von Seiten der französischen Soldaten sicherte, so ward dadurch die Last der dem Lande auferlegten Requisitionen, die den Reichen wie den Armen trafen, noch keineswegs vermindert. Die Einwohner wurden zwar mit Ordnung und auf Befehl, aber darum nicht weniger ge-

plündert. Buonaparte hat uns selbst versichert, daß die Nothwendigkeit, die französische Armee auf Kosten des Landes zu unterhalten, die Fortschritte der französischen Grundsätze in Italien sehr verzögert habe. „Ihr könnt,“ sagte er mit vieler Wahrheit „ein Volk seiner Habe nicht berauben, und ihm zugleich den Glauben beibringen, daß ihr sein Freund und Wohlthäter seyd.“

Er vermeldet uns auch in dem Manuskripte von St. Helena, wie der weisere und philosophischere Theil der Gesellschaft es beklagt habe, daß die Revolutionirung von Rom, dieser Quelle und Lenkerin abergläubischer Meinungen, nicht versucht worden sey, gesteht aber offen, daß die Zeit noch nicht gekommen war, um zu solchen Extremitäten zu schreiten, daß er sich damit begnügt habe, den römischen Stuhl seines Geldes und seiner Kostbarkeiten zu berauben, und den schicklichen Augenblick zur gänzlichen Zerstörung dieser alten Hierarchie abzuwarten.

Nur mit Mühe konnte Buonaparte das Direktorium für diese zögernden Maßregeln gewinnen. Dieses hatte sich von dem Lande, von dem Zustande und der Gesinnung dieser Völker einen ganz falschen Begriff gemacht, und wollte Rom, Neapel und Toskana zumal in einen revolutionären Zustand versetzen.

Napoleon hielt es für weit klüger, diese weitläufigen Länder unter der Herrschaft ihrer alten, schwachen Regierungen zu belassen, die ihr verlänger-

tes Daseyn mit schweren Opfern erkaufen mußten und deren gänzliche Zerstörung zur rechten Zeit er sich dennoch vorbehielt. Wie die Diplomatik eine solche Politik ansehen mag, wollen wir hier nicht untersuchen; aber gewiß ist es, daß sie im Privatleben mit Recht als schändlich gebrandmarkt werden würde. In moralischer Hinsicht gleicht sie dem Betragen eines Räubers, der von einem Reisenden unter Androhung des Todes alles Geld, das er hat, erpreßt und ihn hierauf doch noch mordet. Man behauptet zwar, und wahrscheinlich mit gutem Grunde, der Pabst habe es eben so wenig aufrichtig gemeint, und sich nur einstweilen in alle Bedingungen gefügt, um den Zeitpunkt abzuwarten, wo die Oesterreicher mit Uebermacht wieder in Italien auftreten würden. Allein der Geschichtsschreiber hat die Pflicht, es laut auszusprechen, daß bei einem Vertrage die Treulosigkeit des einen Theils nicht durch die des andern entschuldigt wird, und daß Staatsverträge, besonders von Seite des Stärkern, eben so redlich gemeint seyn und eben so gewissenhaft vollzogen werden sollten, als ob die Redlichkeit des andern Theils außer Zweifel gesetzt wäre. Kann sich aber der stärkere Theil nicht davon überzeugen, daß letzteres der Fall sey, so mag er den Krieg fortsetzen, und seinen schwächern Gegner wegen seiner Unredlichkeit züchtigen, statt ein Betragen nachzuahmen, zu dem dieser in dem Bewußtseyn seiner Schwäche sich bequemt hat,

wie ein Hase, der, wenn er dem nachsetzenden Hunde nicht mehr zu entrinnen vermag, sich vor demselben auf den Boden legt. Die Welt würde sich wohl dabei befinden, wenn Falschheit und List aus dem egenseitigen Verkehr der Nationen eben so verbannt wären, als sie es in allen civilisirten Ländern in dem Umgange zwischen den Individuen bereits sind.

Obgleich nun aber diejenigen Staaten, deren Souveraine sich durch Geld Schonung erkaufen konnten, noch eine Zeit lang unter ihren alten Regierungen belassen wurden, so hätte man doch glauben sollen, daß mit der Lombardei, aus der die Oesterreicher fast ganz vertrieben waren, und wo daher Niemand sich für die alte Regierung verwenden konnte, eine Ausnahme würde gemacht werden. Die französische Faktion in diesem Lande, und die ganze zahlreiche Klasse derjenigen, denen es um Nationalunabhängigkeit zu thun war, erwarteten auch wirklich mit Sehnsucht eine Erklärung betreffend die Befreiung ihres Landes von dem österreichischen Joche und die Umwandlung desselben in eine Republick, nach dem Vorbilde der französischen. Allein obschon Buonaparte diejenigen, die so dachten, und die Schriftsteller, die in diesem Sinne schrieben, aufmunterte, so hatte er doch zwei gewichtige Gründe, in Hinsicht auf diese Punkte auf eine zögernde Weise zu verfahren. Erstlich, wenn Frankreich die

Lombardei aus seiner Vormundschaft entließ, und dieses eroberte Land zu seinem Verbündeten erhob, so konnten daraus nicht länger die zur Bezahlung und Verpflegung der von Buonaparte befehligten Armee erforderlichen Mittel bezogen werden. Ließ sich aber auch dieses Hinderniß auf irgend eine Weise umgehen, so mußte noch immer die geheime Absicht des Direktoriums in Erwägung gezogen werden. Die Direktoren hatten beschlossen, in den künftigen Friedensunterhandlungen mit dem Kaiser von Oesterreich auf der Abtretung Belgiens und des Gebietes von Luxemburg, die für Frankreich so bequem lagen, zu bestehen, und eher die Lombardei fahren zu lassen, als auf die genannten Landestheile zu verzichten. Durch die Errichtung einer neuen Republik in dem Lande, das sie seinem früheren Herrscher wieder zurückzustellen im erforderlichen Falle geneigt waren, hätten sie sich ihre Unterhandlungen selbst erschwert. Sonach war für Buonaparte die schwierige Aufgabe entstanden, einerseits die Grundsätze, nach welchen die Republikaner in der Lombardei, eine abgesonderte Regierung verlangten, zu begünstigen, anderseits diese Männer zur Geduld und auf Ereignisse zu verweisen, die, wie er wohl wußte, vielleicht auch nicht eintreten würden. Den endlichen Ausgang werden wir an einem andern Orte berichten, können aber nicht umhin zu bemerken, daß sich die Franzosen gegen die Republikaner, deren Forderungen zu unter-

stützen sie noch keineswegs entschlossen waren, eben so unredlich benommen haben, als gegen die alten Regierungen, mit denen sie unterhandelten. Sie verkauften diesen um einen theuren Preis die eitle Hoffnung ihrer Fortdauer, und munterten jene auf, Gesinnungen und Meinungen an den Tag zu legen, die ihnen verderblich werden mußten, wenn die Lombardei je wieder unter ihre alten Herren zurückkehren sollte, was nach dem Plane des Direktoriums füglich geschehen konnte. In eine solche Gefahr geräth in den meisten Fällen jede einheimische Faktion, die ihre besondern Zwecke in dem Schooße ihres Vaterlandes mit Hülfe einer fremden Nation durchsetzen will. Ihre zu mächtigen Helfer sind stets bereit, sie den Absichten ihres Eigennutzes aufzuopfern.

Nachdem wir gezeigt haben, wie der kurze und glänzende Feldzug Napoleons auf andere Staaten gewirkt hat, müssen wir noch angeben, wie Oesterreich insbesondere dadurch afficirt worden ist. Dieses blieb seinem Nationalkarakter getreu. Langsam in der Benützung günstiger Umstände, vorsichtig in seinen Planen, auf der alt hergebrachten Taktik noch immer beharrend, nachdem es die Bedeutung des neuen Systems so oft zu seinem Nachtheile kennen gelernt hatte, zeigte Oesterreich zugleich die besseren Eigenschaften fester Entschlossenheit, unermüdlicher Ausdauer und eines unbeugsamen Muthes. Die Langsamkeit und der Eigensinn der Oesterreicher, die

ihnen so oft den Untergang gedroht haben, sind andererseits durch ihre Standhaftigkeit im Unglücke nicht selten wieder gut gemacht worden.

Besonders in dem vorliegenden Falle entwickelte Oesterreich die genannten Eigenschaften in hohem Grade. Es sah in den reißenden Fortschritten Napoleons eben nur den raschen Flug eines jungen Adlers der voll jugendlichen Uebermuths, die Kraft seiner Schwingen überschätzt hatte. Das kaiserliche Kabinet beschloß, seine in Italien so sehr geschwächten Streitkräfte durch angemessene Verstärkungen den Franzosen überlegen zu machen, selbst wenn es auf Kosten seiner Rheinarmeen geschehenmüßte. Das Kriegsglück war am Rhein, obgleich nicht ohne Wechsel, im Ganzen genommen den Oestreichern günstiger gewesen, als anderswo, so daß bedeutende Truppenentsendungen von der östlichen Grenze, wo man österreichischerseits zum Theil gesiegt, nach dem bedrängten Italien, wo man seit Buonaparte's Ankunft nur Niederlagen erlitten hatte, nichts Bedenkliches zu haben schienen. —

Man hielt den alten unglücklichen Beaulieu seinem erfindungsreichen jungen und thätigen Gegner nicht länger für gewachsen. Er war seinerseits mit dem Hofkriegsrathe wegen der ihm zugetheilten Generale eben so unzufrieden, als dieser hinwiederum mit ihm, wegen seiner Niederlagen *). Er ward da-

*) Der folgende Brief ist, nach der Angabe der Journale, eine

her in jener Ungnade, die dem Unglück immer zu Theil wird, abberufen, und Melas, ein Veteran, erhielt einstweilen das Kommando über seine noch übrigen Truppen, die jetzt zurückgezogen und in die Pässe von Tyrol verlegt wurden.

Inzwischen erhielt Wurmser, der für einen der besten österreichischen Generale galt, den Befehl, sich an die Spitze von 30,000 Mann, die von den kaiserlichen Rheinarmeen genommen wurden, zu stellen, das Tyrol zu durchziehen, in diesem kriegerischen Lande noch so viel Rekruten, als möglich, auszuhe-

aufgefangene Depesche Beaulieu's an den Hofkriegsrath. Obschon vielleicht unächt, verdient er doch aufbewahrt zu werden, indem er den aufgereizten Gemüthszustand schildert, in welchem sich der alte General nothwendig befunden haben muß, er mag nun diesen Brief geschrieben haben oder nicht: Man wird sich erinnern, daß Argenteau, über den er sich beklagt, die Ursache seines ersten Unglücks bei Monte-Notte war: „Ich habe einen General von Ihnen verlangt, und Sie haben mir Argenteau geschickt. Ich weiß recht gut, daß er ein großer Herr ist und daß er zum Reichsfeldmarschall ernannt werden soll, zur Sühne dafür, daß ich ihn habe verhaften lassen. — Ich benachrichtige Sie, daß ich nur noch 20,000 Mann übrig habe, und die Franzosen 60,000 Mann stark sind. Ich benachrichtige Sie ferner, daß ich mich morgen — den nächsten Tag — den Tag nach diesen und jeden Tag selbst bis nach Sibirien zurückziehen werde, wenn sie mich so weit verfolgen. Mein Alter gibt mir das Recht, die Wahrheit herauszusagen. Beeilen Sie sich, unter jeder Bedingung Frieden zu schließen. — Moniteur 179. Nro. 2656.

ben und den Oberbefehl über die österreichische Armee zu übernehmen, die aus Italien vertrieben, jetzt an dessen Grenzen lag, und, wie man annehmen konnte, begierig war, in dem herrlichen Lande, das sie erst kürzlich hatte verlassen müssen, von neuem zu gebieten.

Den Sturm, der sich zusammenzog, gewahrend, bot Buonaparte Allem auf, um Mantua noch vor der Ankunft des furchtbaren österreichischen Heeres zu nehmen, dessen erster Zweck es seyn mußte, diese Festung zu entsetzen. Nachdem ein Versuch, die Stadt und Burg mittelst einer Truppenabtheilung, die Nachts auf Kähnen nach dem Seraglio gebracht werden sollte, zu überrumpeln, gänzlich mißlungen war, sah sich Buonaparte genöthigt, die Laufgräben zu eröffnen, und einen regelmäßigen Angriff zu führen. Der österreichische General Canto d'Irles, aufgefordert, die Stadt zu übergeben, gab zur Antwort, er habe den Befehl, diese bis auf das äußerste zu vertheidigen. Napoleon ließ seinerseits so viel Belagerungsgeschütz, als auf den Wällen der benachbarten Städte und Festungen zu finden war, zusammenbringen, worauf der kräftigste Angriff, durch die kräftigste Vertheidigung erwiedert, sogleich folgte. Den Franzosen lag Alles daran, die Festung noch ehe Würmser im Felde erschien, zu erobern; der Gouverneur wollte dagegen sich so lange halten, bis er

durch

durch den vorrückenden General entsetzt würde. Allein obgleich die glühenden Kugeln nicht gespart wurden, auch mehrere blutige Stürme und verzweifelte Ausfälle Statt fanden, so sollten doch noch weit mehr Schlachten geschlagen und noch mehr des Bluts vergossen werden, ehe Buonaparte zu seinem Zwecke gelangen konnte.

Viertes Kapitel.

Feldzug am Rhein. — Allgemeiner Plan. — Wartensleben und der Erzherzog Karl ziehen sich vor Jourdan und Moreau zurück. — Der Erzherzog vereinigt sich mit Wartensleben und schlägt Jourdan, der sich zurückzieht. — Moreau tritt ebenfalls seinen berühmten Rückzug durch den Schwarzwald an. — Buonaparte hebt die Belagerung von Mantua auf, und schlägt die Oesterreicher bei Salo und Lonato. — Fehlerhaftes Betragen des französischen Generals Valette bei Castiglione. — Lonato wird nebst der französischen Artillerie den 3. August genommen. — Es wird von Massena und Augereau wieder genommen. — Buonaparte entgeht auf eine besondere Weise der Gefahr, bei Lonato gefangen zu werden. — Wurmser wird zwischen Lonato und Castiglione geschlagen, und zieht sich nach Trient und Roveredo zurück. — Buonaparte nimmt seine Stellung vor Mantua wieder ein. — Wirkungen der französischen Siege auf die verschiedenen italienischen Staaten. —

Der Leser muß wissen, daß Italien, wo Napoleon seinen Siegeslauf hielt, nicht der einzige Kriegsschauplatz zwischen Frankreich und Oesterreich war, sondern daß auch am Rhein eben so hitzig, aber mit mehr abwechselndem Glücke gefochten wurde. Hier hatte es der durch große kriegerische Talente

ausgezeichnete Erzherzog Karl mit den französischen Generalen Moreau und Jourdan zu thun.

Der Operationsplan des französischen Direktoriums im Feldzuge 1796, von Carnot nach dem größten Maßstabe entworfen, von Napoleon und Moreau geprüft und gebilligt, drohte Oesterreich, dem mächtigsten Feinde Frankreichs auf dem Festlande, den gänzlichen Untergang. Mit Rücksicht auf diesen allgemeinen Operationsplan ordnete Buonaparte seinen so glücklichen Feldzug in Italien an. Um Oesterreich nicht zur Besinnung kommen zu lassen, sollte Moreau, in Gemäßheit dieses Plans, mit der Rheinarmee, links von Jourdan, der die Sambre- und Maasarmee befehligte, begleitet, so weit nach Oesterreich vorrücken, bis er sich durch das Tyrol mit Buonaparte in Verbindung setzen konnte. Hatten sich die französischen Armeen im Herzen des österreichischen Gebietes vereinigt, so sollten sie vollends bis nach Wien vorrücken, und dem Kaiser unter den Wällen seiner Hauptstadt das Gesetz des Friedens vorschreiben.

Buonaparte wußte die ihm durch diesen Plan gewordene Aufgabe auf das Schönste zu lösen, und auch am Rhein war das Kriegsglück den Franzosen eine Zeitlang günstig. Moreau und Jourdan überschritten diese große Nationalgränze bei Neuwied und Kehl, und durchzogen das östliche Deutschland in einer fast 60 Stunden breiten Fronte; Moreau war bereits bis über den Lech gekommen, und im Begriff,

seinen rechten Flügel durch die Tyroler Pässe mit Buonaparte in Verbindung zu setzen.

Während dieses Vorrückens der zwei feindlichen Armeen, von denen jede etwa 75,000 Mann zählte, und die ganz Deutschland mit Schrecken erfüllten, wurde der österreichische General Wartensleben von Jourdan nach einander aus allen Stellungen vertrieben, und auch der Erzherzog konnte das Feld nicht gegen Moreau behaupten. Die Entsendung von 35,000 Mann unter Wurmser nach Italien, um dort die Sache Oesterreichs wieder herzustellen, hatte die kaiserlichen Feldherrn in diese mißliche Lage gebracht. Allein der Erzherzog war ein trefflicher und unternehmender Krieger und rettete in diesem wichtigen Augenblicke den österreichischen Staat durch ein kühnes und entscheidendes Manöver. Einen Theil seiner Armee zurücklassend, um Moreau die Spitze zu bieten, oder ihn wenigstens im Schach zu halten, marschirte er mit dem übrigen Theil rechts ab, um sich mit Wartensleben zu vereinigen, und Jourdan durch eine überlegene Masse von Streitkräften zu erdrücken, — ganz nach demselben Princip, welchem die Franzosen schon so viele Siege zu verdanken hatten. Jourdan erlitt eine völlige Niederlage, und sah sich zu einem schleunigen und unordentlichen Rückzuge gezwungen, auf welchem die aufgestandenen deutschen Bauern den Flüchtlingen großen Verlust

beibrachten. Auch Moreau konnte seine Stellung im Herzen von Deutschland nicht länger behaupten nachdem Jourdan, der seine linke Flanke gedeckt hatte, geschlagen war; er wußte aber seine rückgängige Bewegung durch den Schwarzwald, wo die Oesterreicher ihn abzuschneiden hofften, so geschickt zu veranstalten, daß man dieselbe stets einem großen Siege gleichgestellt hat. Dies waren die Operationen am Rhein und im Innern von Deutschland, die man im Auge behalten muß, weil sie, sowohl durch ihr anfängliches Gelingen, als durch ihr endliches Fehlschlagen, auf die Operationen der französischen Armee in Italien Einfluß gehabt haben.

Als die Spitze der österreichischen Kolonne unter Wurmser bei Trient, dem Hauptquartier des österreichischen Generals ankam, bestand Buonaparte sehr dringend darauf, daß man ihm entweder Verstärkungen aus Frankreich zuschicken, oder die Armeen am Rhein nach dem durch den ursprünglichen Operationsplan bestimmten Centralpunkt in Bewegung setzen möge. Allein er erhielt keine Verstärkungen und obgleich der Feldzug am Rhein, wie wir gesehen haben, im Juni begann, so konnte doch keine Diversion mehr zu Gunsten Napoleons Statt finden, weil die Truppen von Wurmser zu dieser Zeit die Operationsbasis gegen die französische Armee in Italien bereits schon erreicht hatten, oder doch sehr bald erreichen mußten.

Die schwarze Gewitterwolke, die so lange an dem Tyrolergebürge gehangen hatte, schien sich nun zunächst entladen zu müssen. Wurmser stand im Begriff, mit etwa 80,000 Mann von Trient aus gegen die Franzosen vorzurücken, die kaum halb so stark, zum Theil mit der Belagerung von Mantua beschäftigt, zum Theil, um die Belagerung zu decken, in den Städten und Dörfern an der Etsch unh Chiesa zerstreut waren. Der österreichische Veterane, der seiner Uebermacht vertraute, war vorzüglich darauf bedacht, seinen vorwärtigen Marsch so einzurichten, daß der Sieg, an dem er nicht zweifelte, die entscheidendsten Folgen haben mußte. Ungewarnt durch das Unglück Beaulieu's zog er unklugerweise seine Heerhaufen so weit auseinander, daß sie nur mit der größten Mühe unter einander in Verbindung bleiben konnten. Dies gilt besonders von seinem rechten Flügel, unter Quasdonowich, dem Fürsten Reuß und dem General Ocskay, die, in dem Thale der Chiesa hinabrückend, auf Brescia marschiren sollten, um diesen Punkt zu besetzen, und den Franzosen den Rückzug nach Mailand abzuschneiden. Der linke Flügel, unter Melas, war bestimmt, auf beiden Ufern der Etsch, dem Laufe dieses Flusses folgend, gegen Verona zu manövriren, während das Centrum, von dem Feldmarschall selbst angeführt, in südlicher Richtung am linken Ufer des Gardasees hinabzog, um das von den Franzosen besetzte Pes=

chiera zu nehmen und, dem Laufe des Mincio folgend, Mantua zu entsetzen. Der Grundfehler in dem österreichischen Plane war, daß durch die Entsendung der Division Quasdonowich in das Thal der Chiesa der breite, von einer französischen Flotille beherrschte Gardasee zwischen den rechten Flügel und den übrigen Theil eingeschoben wurde, so daß das Centrum und der linke Flügel die Division Quasdonowich nicht mehr unterstützen, selbst nicht einmal von ihrem Marsche und ihrem Schicksal etwas erfahren konnten.

Buonaparte, der sich auf den Eifer und die schnelle Beweglichkeit der französischen Armee verlassen durfte, erfaßte mit seinem thätigen Erfindungsgeiste bald das Mittel, von der Blöße, die ihm die Oesterreicher durch diese Vertheilung ihrer Armee gaben, den größtmöglichen Nutzen zu ziehen. Er beschloß, die Ankunft von Wurmser und Melas nicht abzuwarten, sondern seine sämmtlichen Streitkräfte zu vereinigen und die Division Quasdonowich, die westlich vom Gardasee, in dem Thal der Chiesa gegen Brescia vorrückte, zu überwältigen. Zum Behuf der Ausführung mußte er sich zu einem großen Opfer, d. h. zur Aufhebung der Belagerung von Mantua, entschließen. Napoleon nahm keinen Anstand, dieses große Opfer zu bringen; denn es war stets seine Maxime, alle Nebenzwecke aufzugeben, allen geringeren Nachtheilen sich auszusetzen, sobald es darauf ankam, den eigentlichen Hauptzweck des

Feldzugs zu erreichen. Serrurier, der das Belagerungskorps befehligte, erhielt sofort die Weisung, das Geschütz und die Munition, die man mit so vieler Mühe zusammengebracht hatte, so viel wie möglich zu zerstören. Es blieben hundert Kanonen in den Laufgräben stehen; und als Wurmser bei Mantua ankam, meinte er, Buonaparte habe seinen Rückzug so beschleunigt, daß man glauben müsse, er fürchte sich.

In der Nacht des 31. Juli begann das Manöver. Buonaparte ließ die Division Augereau bei Borghetto, die Division Massena bei Peschiera stehen, um die Stellung am Mincio noch so lange wie möglich zu behaupten; er selbst warf sich mit seiner übrigen, dem Feinde jetzt überlegenen Macht auf den rechten Flügel der Oesterreicher, der bereits seinen Marsch nach Lonato angetreten hatte, um sich dem Mincio zu nähern, und wieder mit Wurmser in Verbindung zu kommen. Allein Buonaparte, der sich durch die Schnelligkeit seiner Bewegungen zwischen die beiden feindlichen Heere gestellt hatte, schlug eine Abtheilung des österreichischen rechten Flügels bei Salo, an dem Gardasee, und die andere bei Lonato.

Zu gleicher Zeit eilten Augereau und Massena, unter Zurücklassung der zur Behauptung von Borghetto und Peschiera nöthigen Mannschaft, nach Brescia, wo eine andere Abtheilung des österreichischen rechten Flügels sich aufgestellt hatte. Allein diese Abtheilung, die sich isolirt sah und von der ganzen

französischen Armee bedroht glaubte, war bereits auf dem Rückzuge ins Tyrol begriffen, aus dem sie in der Absicht gekommen war, die französische Armee in ihrer Flanke zu umgehen und ihr den Rückzug nach Mailand abzuschneiden. Es wurden ihr einige Truppen nachgeschickt, um ihre Flucht zu beschleunigen, und sie an der Beziehung einer neuen Stellung zu verhindern; Massena und Augereau aber machten rechts umkehrt, um die Arrieregarden, die sie bei Borghetto und Peschiera am Mincio gelassen hatten, zu unterstützen.

Dieser Contremarsch ward jedoch nicht ganz ausgeführt, weil die beiden Arrieregarden, von den Oesterreichern gedrängt, ihre Stellung am Mincio hätten räumen müssen. Jene von Massena, von General Pigeon befehligt, hatte sich in guter Ordnung zurückgezogen und Lonato besetzt; die Arrieregarde von Augereau dagegen war in Unordnung geflohen, ohne bei Castiglione Stand zu halten, wo die Oesterreicher sich jetzt verschanzten. Valette, der General, der diese Abtheilung befehligte, wurde in Gegenwart seiner Truppen wegen seines schlechten Benehmens seiner Stelle entsetzt, — ein Beispiel, das, zufolge der Tapferkeit der französischen Generale, nur äusserst selten vorgekommen ist.

Wurmser ward nachgerade wegen seines rechten Flügels sehr besorgt und entschloß sich, um jeden Preis seine Verbindung mit Quasdonowich herzustel-

len. Um aber das Thal der Chiesa und das rechte Ufer des Gardasees zu erreichen, mußte er sich durch die Divisionen Massena und Augereau vorerst einen Weg bahnen. Den 3. August bei Tagesanbruch rückten zwei österreichische Divisionen, die den Mincio überschritten und Pigeon und Valette verfolgt hatten, gegen die französischen Divisionen an, fest entschlossen, zwischen der Hauptarmee und dem rechten Flügel eine Verbindung zu eröffnen.

Das Korps, das am Mincio die Arriergarde der Division Massena gebildet hatte und jetzt deren Avantgarde war, wurde bei Lonato geschlagen, und verlor seinen General und seine Artillerie, die in dieser Stadt in die Hände der Oesterreicher fielen. Allein der österreichische General, der bis dahin glücklich war, beging jetzt den großen Fehler, seine Schlachtlinie zu weit rechts auszudehnen, ohne Zweifel in der Absicht, die französische Stellung in ihrer linken Flanke zu umgehen, und um so bälder mit seinen Truppen auf dem rechten Ufer des Gardasees in Verbindung zu kommen, was ja der Hauptzweck seines Angriffs gewesen war. Allein durch dieses Manöver schwächte er sein Centrum und gab dadurch eine Blöße, die Massena augenblicklich benutzte. Er bildete zwei starke Kolonnen unter Augereau, welche die österreichische Linie durchbrachen, Lonato mit stürmender Hand wieder nahmen und hiedurch das Gefecht siegreich entschieden. Dieses

Manöver ist in der That sehr einfach, und dasselbe, durch welches Buonaparte zehn Jahre später die Schlacht von Austerlitz gewann; allein es gehört dazu ein sehr rascher Entschluß und die größte Geistesgegenwart, damit der rechte Augenblick zur Ausführung eines solchen Wagestücks gewählt und benutzt werde. Wenn es nur theilweise glückt und der Feind die Fassung nicht verliert, so wird es sehr gefährlich, weil die angreifende Kolonne, wenn sie den durchbrochenen Feind rechts und links aufrollen will, von diesem, wenn seine Offiziere den Kopf nicht verlieren, umfaßt werden kann, was die Gegenlection dieses Manövers ist. In dem vorliegenden Falle gelang der Angriff auf das Centrum vollkommen. Die Oesterreicher, deren Schlachtlinie durchbrochen war, und die von den siegreichen französischen Kolonnen rechts und links in der Flanke genommen wurden, geriethen in die größte Unordnung. Diejenigen, die sich am weitesten vorwärts auf dem rechten Flügel befanden, drangen noch weiter vor, in der Hoffnung, sich mit Quasdonowich oder mit dem Ueberreste des ursprünglichen rechten Flügels zu vereinigen; sie wurden aber von General Sorette, der am 30. Juli gegen Quasdonowich gefochten hatte, in der Fronte angegriffen und zugleich von einer Abtheilung der siegreichen französischen Angriffskolonne im Rücken genommen.

Dies war das Loos des österreichischen rechten

Flügels in der Schlacht von Lonato, während es dem linken Flügel auch nicht besser erging. Augereau griff diesen Flügel mit beispielloser Tapferkeit an, und vertrieb ihn aus Castiglione, dessen er sich zufolge des schlechten Betragens von Valette bemächtigt hatte. Augereau erkaufte dieses wichtige Resultat durch die Aufopferung vieler tapfern Krieger; allein Buonaparte blieb ihm dafür, als für einen wesentlichen Dienst, stets dankbar, und ernannte ihn später, als dergleichen Würden aufkamen, zum Herzog von Castiglione. Man kann sich nichts Verwirrteres und Jammervolleres denken, als den Zustand, in welchem sich die österreichischen Divisionen nach ihrer Niederlage befanden. Sie, die ohne alle Vorkehrungen zu einer gegenseitigen Unterstützung angegriffen hatten, waren nach einander bekämpft und zuletzt überwältigt worden von einem Feinde, der als allgegenwärtig erschien, und zwar blos vermöge seiner Rührigkeit und der Fertigkeit, Massen zu bilden.

Der klägliche Zustand dieser Divisionen erhellet aus vielen Thatsachen, von denen wir nur eine anführen wollen, die in Lonato Statt gefunden hat. Es war hier den Oesterreichern eine Gelegenheit gegeben, die sie mit einiger Geistesgegenwart und Entschlossenheit zu ihrem Vortheile auf eine höchst entscheidende Weise hätten benutzen können, die aber zu nichts diente, als zu zeigen, wie der Muth

des österreichischen Soldaten durch das Unglück so ganz gebrochen war. Jener Vorfall bei Millesimo, wo eine irregeführte österreichische Kolonne das wichtige Dorf Dego wie von ungefähr wieder nahm, oder der spätere Vorfall, wo eine Abtheilung von Beaulieu's Vortrab eben so unabsichtlich den französischen Feldherrn in seinem Quartier beinahe aufgehoben hätte, — wird dem Leser noch erinnerlich seyn. Die Gefahr, in welche Buonaparte jetzt abermals gerieth, entsprang aus derselben Ursache, nämlich aus der Verwirrung des Feindes und seiner Planlosigkeit, und ward, wie in den früheren Vorgängen, durch dieselben Umstände, aus denen sie entstanden war, wieder abgewendet.

Ein Korps von vier= bis fünftausend Oesterreichern, das zum Theil aus den in der Schlacht von Lonato abgeschnittenen, zum Theil aus den zersprengten Soldaten von Quasdonowich bestand, erhielt von den Bauern die Kunde, daß die Franzosen, nach jeder Richtung in der Verfolgung ihres Sieges begriffen, in der Stadt Lonato nur eine Besatzung von 1200 Mann zurückgelassen hätten. Der Anführer dieses Korps beschloß sofort, sich der Stadt zu bemächtigen, und sich dadurch, zum Behuf seiner Vereinigung mit Wurmser, den Weg an den Mincio zu eröffnen. Nun traf es sich, daß Buonaparte mit einem kleinen Gefolge von Castiglione her so eben in Lonato angekommen war. Er

erstaunte nicht wenig, als ein österreichischer Offizier mit verbundenen Augen, wie es in solchen Fällen üblich ist, vor ihn geführt wurde, und dieser jetzt den französischen Commandanten von Lonato aufforderte, einem überlegenen österreichischen Korps die Stadt zu übergeben, mit dem Anfügen, daß schon die Angriffskolonnen bereit seyen, um dieselbe erforderlichenfalls mit stürmender Hand zu nehmen. Was that jetzt Buonaparte? Er versammelte mit bewunderungswürdiger Geistesgegenwart seinen zahlreichen Generalstab um sich her, ließ dem feindlichen Offizier die Binde von den Augen abnehmen, damit er sehen möge, vor wem er stehe, und warf nun diesem die Frechheit vor, mit der er es gewagt habe, den französischen Obergeneral in der Mitte seiner Armee zur Uebergabe aufzufordern. Der leichtgläubige Offizier, der Napoleon erkannte, und es für unmöglich hielt, daß er da seyn könne, ohne wenigstens eine starke Division bei sich zu haben, stammelte einige Worte zu seiner Entschuldigung und trat ab, um seinen entmuthigten General zu bereden, daß er sich mit seinem Korps an die verhältnißmäßig so schwache Besatzung von Lonato ergeben möge. Dies geschah; vier- bis fünftausend Oesterreicher streckten vor einem Feinde, der kaum den vierten Theil so stark war, das Gewehr, und versäumten die herrliche Gelegenheit, Napoleon als Kriegsgefangenen in das Hauptquartier von Wurmser zu bringen.

Der österreichische Feldherr, dessen glänzende Armee solchergestalt im Detail aufgerieben wurde, war indessen damit beschäftigt gewesen, Mantua mit Lebensmitteln und allem Nöthigen zu versehen. Auch hatte er einen beträchtlichen Theil seiner Armee zur Verfolgung von Serrurier, der sich mit der Belagerungsarmee nach Macaria zurückgezogen hatte, entsendet. Als Wurmser die Niederlage seines rechten Flügels und der zu dessen Unterstützung abgeschickten Truppen erfuhr, rief er die genannte Division wieder zurück und setzte sich gegen die französische Stellung zwischen Lonato und Castiglione mit einer Armee in Marsch, die nach allen erlittenen Unfällen noch immer zahlreich war. Allein Buonaparte war indessen auch nicht müßig geblieben. Er hatte die Division Serrurier von Macaria an sich gezogen und dieselbe angewiesen, den linken Flügel und die Flanke des österreichischen Feldmarschalls anzugreifen. Die ersten Schüsse dieser Division waren das Zeichen zu einem allgemeinen Angriffe auf die ganze österreichische Linie. Wurmser ward geschlagen und beinahe gefangen genommen. Er büßte auf dem Rückzuge noch vieles ein, und konnte nur mit vieler Mühe die Stellungen von Trient und Roveredo, an der Grenze von Tyrol, wieder erreichen, aus denen er mit so vielem Selbstvertrauen vorgerückt war. Er hatte vielleicht die Hälfte seiner schönen Armee verloren, und mußte sich damit trösten, daß es ihm gelungen war, die Festung

Mantua mit allem Nöthigen zu versehen. Auch besaßen seine Truppen nicht mehr das männliche Selbstvertrauen, das zum Siege führt. Sie waren nicht mehr stolz auf sich selbst und auf ihren Anführer; diejenigen besonders, die unter Beaulieu so bedeutende Verluste erlitten hatten, konnten nur mit Mühe dazu gebracht werden, ihre Pflicht unter Umständen zu thun, wo das Schicksal selbst gegen sie zu fechten schien.

Die Oesterreicher verloren in diesen unglücklichen Gefechten, wie man behaupten will, beinahe 40,000 Mann. Der Verlust der Franzosen muß doch wenigstens den vierten Theil dieser Anzahl betragen haben, obgleich Buonaparte denselben nur auf 7000 Mann anschlägt. Die französische Armee, die durch so viele Märsche, so unaufhörliche Gefechte und die Mühsale eines Feldzugs, in welchem der General selbst sieben Tage lang nicht aus den Kleidern kam und sich nie ausruhen konnte, bedurfte einer Ruhezeit, um ihre physische Kaft wieder zu gewinnen.

Indessen bezog Napoleon wieder seine alte Stellung vor Mantua; allein der Mangel an Belagerungsgeschütz, die Hitze, die im Spätjahre, zwischen diesen Seen und Ueberschwemmungen, der Gesundheit so nachtheilig ist, die Wahrscheinlichkeit eines zweiten Angriffs von Seiten der Oesterreicher — all dieses bestimmte ihn, sich auf eine Blokade des Platzes zu beschränken, wodurch er jedoch die Besatzung innerhalb den Wällen einschloß, und sie festgehalten

und selbst von der kleinen Insel Seraglio ausgeschlossen wurde.

In diesem kurzen, aber so ereignißvollen Feldzuge offenbarten sich die Gesinnungen der verschiedenen italienischen Staaten. Die Lombardei blieb im Ganzen genommen ruhig, und die Bürger von Mailand zeigten sich gegen die Franzosen so gut gesinnt, daß Buonaparte ihnen dafür nach dem Siege von Castiglione im Namen der Republik seinen Dank bezeugte. Allein in Pavia und anderswo fand gerade das Gegentheil Statt, und in Ferrara gelang es dem Cardinal Mattei, dem Erzbischof dieser Stadt, einigermaßen, einen Aufstand zu erregen. Seine Entschuldigung, als er vor Buonaparte geführt wurde, um sich wegen seines Betragens zu verantworten, bestand in dem einzigen Worte „peccavi.“ Hiedurch besänftigt, zog ihn Napoleon wegen seines Vergehens nicht zur Strafe, sondern bediente sich im Gegentheil seiner Vermittlung in einigen Unterhandlungen mit dem römischen Hofe. Obgleich aber der Bischoff von Ferrara, eingeschüchtert und verachtet unbestraft davon kam, so wurde dagegen das Betragen seines Vorgesetzten, des Pabstes, der bei der Nachricht von der einstweiligen Aufhebung der Belagerung von Mantua sich weniger unterwürfig gezeigt hatte, sorgfältig vorbemerkt, zum Behuf der Bestrafung, sobald der rechte Augenblick dazu gekommen seyn würde.

MOREAU.

Walter Scott's
sämmtliche
Werke.

Neu übersetzt.

Acht und dreißigster Band.

Leben von Napoleon Buonaparte.

Neunter Theil.

Stuttgart,
bei Gebrüder Franckh.
1827.

Leben
von
Napoleon Buonaparte,
Kaiser von Frankreich,
mit einer Uebersicht der französischen Revolution.

Von

Walter Scott.

Aus dem Englischen übersetzt
von
General J. v. Theobald.

Neunter Theil.

Stuttgart,
bei Gebrüder Franckh.
1827.

Leben von Napoleon Buonaparte.

Erstes Kapitel.

Unbeugsamkeit Oesterreichs. — Wurmser wird mit neu geworbenen Truppen verstärkt. — Schlacht bei Roveredo. — Die Franzosen siegen, und Massena besetzt Trient. — Buonaparte schlägt Wurmser bei Primolano und bei Bassano den 8. September. — Wurmser flieht nach Vicenza. — Schlacht bei Arcola. — Wurmser wird zuletzt in der Festung Mantua eingeschlossen.

Das Auffallendste in diesen Feldzügen aber ist die Unbeugsamkeit Oesterreichs, das, durch das Vorrücken von Moreau und Jourdan in die Enge getrieben, dennoch überall Widerstand leistete und durch außerordentliche Anstrengungen es dahin brachte, daß Wurmser, mit 20,000 Mann frischer Truppen verstärkt, die Offensive wieder ergreifen und aus dem Tyrol vorbrechen konnte. Wurmser, durch sein Un=

glück vorsichtiger geworden, hoffte jetzt, Mantua zum zweiten Mal auf eine weniger gefährliche Weise dadurch entsetzen zu können, daß er seinen Weg von Trient durch das Thal der Brenta dahin nahm. Dieses Manöver gedachte er mit 30,000 Mann auszuführen, während General Davidowich mit 20,000 Mann in einer starken Stellung zunächst bei Roveredo stehen blieb, um Tyrol zu decken, wo ein Einfall der Franzosen den durch das Vorrücken von Moreau und Jourdan in Deutschland entstandenen panischen Schrecken noch vermehrt haben würde.

Buonaparte, der die Absicht des alten Feldmarschalls errieth, ließ ihn ungestört nach Bassano an der Brenta ziehen und dort seine gewählte Operationslinie fassen. Er behielt sich aber doch insgeheim vor, selbst die Offensive zu ergreifen, und über Davidowich herzufallen, sobald die Verbindung zwischen diesem und Wurmser durch den Marsch des letztern aufgehört haben würde. Er ließ den General Kilmaine, einen Offizier von irländischer Abkunft, auf den er großes Vertrauen setzte, mit ungefähr 3000 Mann zurück, um die Belagerung von Mantua in einer Stellung unter den Wällen von Verona zu decken, während er selbst mit seiner Hauptmacht den Marsch nach Roveredo antrat, einer Stadt, die, in dem Etsch-Thale gelegen, die feste Stellung von Calliano im Rücken hat. Die Hauptstraße von Trient führt durch diese Stadt, und Davidowich stand

hier mit 25000 Oesterreichern, um Tyrol zu decken, während Wurmser an der Brenta hinabzog, die in derselben Richtung wie die Etsch fließt, aber etwa dreißig italienische Meilen von derselben entfernt ist, so daß Wurmser und sein Generallieutenant sich nicht gegenseitig unterstützen konnten. Auf Davidowich nun wollte Buonaparte zuerst seine Blitze entladen.

Die Schlacht von Roveredo, am 4. September geschlagen, war eine der schönsten Waffenthaten dieses grossen Feldherrn. Ehe er sich der Stadt nähern konnte, mußte eine seiner Divisionen das stark verschanzte Lager von Mori erstürmen, wo der Feind einen verzweifelten Widerstand leistete. Eine andere griff die Oesterreicher auf dem jenseitigen Ufer der Etsch an (denn das Gefecht fand auf beiden Ufern Statt), bis endlich die Oesterreicher unter stetem Gefechte zurückwichen. Napoleon befahl dem General Dubois, mit dem ersten Husaren-Regimente einzuhauen; er that es, durchbrach die feindliche Linie, sank aber, von drei Kugeln tödtlich getroffen, nieder, unter den Worten: „Ich sterbe für die Republik, — laßt mich nur wissen, daß der Sieg unser ist.“

Der Feind wurde auf seinem Rückzuge durch die Stadt Roveredo getrieben, unvermögend, diese zu behaupten. Diese so außerordentlich feste Stellung von Calliano schien aber den Fliehenden einen

sichern Zufluchtsort gewähren zu müssen. Die steilen Bergwände treten hier der Etsch so nahe, daß zwischen ihr und ihnen nur ein Paß von etwa vierzig Klaftern übrig bleibt, der rückwärts durch ein Dorf, ein festes Schloß und eine über dem Felsen angebrachte wohlbesetzte Schanze vertheidigt war. Allein alle diese Hindernisse konnten dem Siegeslaufe der Franzosen keinen Einhalt thun. Es wurden acht leichte Feldstücke vorgebracht, unter deren Schutz die Infanterie die feste Stellung erstürmte. So wenig vermögen die Vortheile des Bodens, wenn die Ueberzeugung, daß er unwiderstehlich sey, sich des Angreifers bemächtigt hat, und der Muth des Vertheidigers dagegen durch eine lange Reihe von Unfällen gebrochen ist. Sechs= oder siebentausend Gefangene und fünfzehn Geschütze waren die Früchte dieses glänzenden Sieges, und Massena nahm den andern Tag Besitz von Trient, dieser alten Burg, wo Wurmser so lange sein Hauptquartier gehabt hatte.

Die Trümmer des Heeres von Davidowich zogen sich tiefer ins Tyrol zurück, und zwar in die Stellung von Lavisa, einem kleinen Dorfe an einem Flusse gleichen Namens, etwa drei Meilen nördlich von Trient, auf der Hauptstraße, die Brixen mit Innsbruck verbindet. Buonaparte folgte ihnen auf dem Fuße mit der Division Vaubois und ging mit seiner Reiterei über die Lavisa, während der Feind durch einen Angriff auf die Brücke hingehalten wur=

de. So vertrieb er sie aus ihrer Stellung, die, als der Eingang eines der Hauptpässe des Tyrols, besetzt werden mußte, und von der siegreichen Division Vaubois auch wirklich besetzt wurde.

Buonaparte, der in seiner gegenwärtigen Lage die kriegerischen Bewohner des Tyrols für sich zu gewinnen wünschte, erließ an sie eine Proklamation, in der er sie ermahnte, die Waffen niederzulegen, und nach Hause zu gehen, ihnen Schutz gegen militärische Gewaltthätigkeiten zusicherte, und sie zu überzeugen suchte, daß sie in diesem, nur gegen den Kaiser und seine Regierung, nicht aber gegen seine Unterthanen geführten Kriege nicht betheiligt seyen. Um sein Betragen mit seinen Worten in Einklang zu bringen, sprach er in einem Edikt die Trennung des Fürstenthums Trient vom deutschen Reiche aus. Die Bewohner sollten die Oberherrlichkeit der französischen Republik anerkennen, ihre eigenen Angelegenheiten aber selbst besorgen, oder doch zu besorgen scheinen.

Gaben, von einem bewaffneten Feinde angebo- ten, mußten den Tyrolern sehr verdächtig scheinen. Es entging ihnen nicht, daß der Befehl eines französischen Offiziers, so lange die Franzosen im Lande die Oberhand hatten, mehr gelten würde, als alles, was die von ihnen selbst gewählte Obrigkeit sagen konnte. Was die Proklamation betrifft, so hätte der französische Feldherr seine Beredsamkeit mit gleichem Er-

folge an die Felsen des Landes verschwenden können. Das Tyrol, eine der frühesten Besitzungen des Hauses Oesterreich, war von den österreichischen Fürsten stets mit Achtung der den Einwohnern zustehenden Privilegien regiert worden; letztere waren bereits im Genusse persönlicher Freiheit. Gesichert in allen zu ihrem Wohl erforderlichen Gerechtsamen, konnten diese klugen Bauern aus der Hand eines fremden Generals nichts erwarten, als was Buonaparte selbst die vom Kriegszustande unzertrennlichen Plakkereien genannt hatte, worunter alles Ungemach zu verstehen ist, was einem Lande aus der Habsucht des darin gebietenden Generals, aus dem nothwendigen Bedarf der Soldaten erwachsen mag, der gröberen Mißhandlungen, die sich Plünderer und Nachzügler gegen die Einwohner erlauben mögen, nicht zu gedenken. Außerdem, daß die Tyroler diese Folgen in ihrer Klugheit zu berechnen wußten, waren sie zugleich auch von einem edlen Geiste der Nationalunabhängigkeit beseelt; und so beschlossen sie, ihre Gebirge nicht durch die Erscheinung eines fremden Heeres entehren zu lassen und ihren heimathlichen Boden mittelst ihres nie fehlenden Geschosses vor dieser Schmach zu bewahren. Sie trafen alle Anstalten zu ihrer Vertheidigung; damals wurden am Rande jener steilen Abstürze, die das Innthal und andere Tyrolerpässe begrenzen, jene Massen von Felsstücken und Baumstämmen aufgehäuft, wo sie

verderbenträchtig liegen blieben, bis sie im Jahre 1809 von dem wackern Hofer und seinen Waffengefährten zur Vertilgung der eingedrungenen Franzoen und Baiern herabgerollt wurden.

Glücklicher mit dem Schwerte als mit der Feder, war Buonaparte mit Davidowich und seinem Heere kaum fertig geworden, als er seine Operationen gegen Wurmsern selbst begann, der um diese Zeit die Nachricht erhielt, daß die Division Davidowich aufgerieben worden und daß Trient im Besitz der Franzosen sey. Der österreichische Feldmarschall dachte sofort, daß der französische Feldherr durch die erhaltenen Vortheile bewogen werden würde, Italien hinter sich zu lassen und nach Innsbruck vorzurücken, um mit Moreau und Jourdan, die jetzt rasch ins Herz von Deutschland eindrangen, in Verbindung zu kommen. Statt daher seinen Plan, Mantua zu entsetzen, aufzugeben, glaubte Wurmser im Gegentheil, die Zeit zu dessen Ausführung sey gekommen. Er führte daher seine Armee nicht nach Friaul, auf die Verbindungslinie mit Wien, zurück, sondern beging den großen Fehler, sich in die südlich gelegenen Pässe Italiens noch tiefer zu verwickeln, um mit geschwächten Kräften etwas zu beginnen, was er nicht hätte ausführen können, selbst wenn seine Armee doppelt so stark gewesen wäre, als die französische. Zufolge dieses schlecht berechneten Plans entsandte er die Division Mezaros gegen Verona,

wo Napoleon, wie wir gesehen haben, Kilmaine aufgestellt hatte, um die Belagerung, oder vielmehr die Blokade von Mantua zu decken. Mezaros verließ Wurmser bei Bassano an der Brenta, nahm seinen Weg in südwestlicher Richtung nach der Etsch und griff Kilmaine an, der unter dem Schutze der Festungswerke von Verona entschlossenen Widerstand leistete. Da der österreichische General sah, daß der Platz mittelst eines Handstreichs nicht zu nehmen sey, entschloß er sich, anderswo über die Etsch zu gehen, und traf bereits die hiezu nöthigen Anstalten, als er von Wurmser den dringendsten und bestimmtesten Befehl erhielt, unverzüglich wieder zu ihm zurückzukehren.

Sobald Buonaparte erfuhr, daß Wurmser sich abermals durch die Entsendung einer Division geschwächt hatte, erkannte er die Möglichkeit, den Feldmarschall selbst zu schlagen, ihn aus seiner Stellung von Bassano zu verdrängen und dadurch die Division Mezaros, die zu weit gegen Südwesten vorgerückt war, abzuschneiden und aufzureiben.

Sollte dieser Plan gelingen, so mußte er mit der äussersten Schnelligkeit ausgeführt werden, denn wenn Wurmser, vom Anmarsche Napoleons benachrichtigt, noch Zeit behielt, die Division Mezaros wieder an sich zu ziehen, so war er wieder so stark, daß man nicht hoffen konnte, ihn mit Erfolg anzugreifen. Von Trient bis Bassano sind es zwanzig

französische Meilen, und dieser Raum mußte auf äußerst schlechten Gebirgswegen in Zeit von höchstens zwei Tagen zurückgelegt seyn. Allein gerade unter solchen Umständen wußte Napoleon den Enthusiasmus seiner Soldaten aufs höchste zu steigern und dieselben zu den unglaublichsten Leistungen zu vermögen. Er verließ Trient den 6. September mit Tagesanbruch, und kam am Abend dieses Tages nach Borgo di Val Lugano, das zehn französische Meilen von Trient entfernt ist. Ein ähnlicher Gewaltmarsch von fünf Meilen und darüber brachte ihn den andern Tag bei guter Zeit nach Primolano, wo Wurmsers Vortrab sehr vortheilhaft aufgestellt war.

Durch den überraschenden und ungestümmen Angriff der Franzosen wurden alle Vortheile dieser Stellung besiegt. Drei französische Kolonnen durchbrachen die beiden Treffen der Oesterreicher, — die Reiterei schnitt ihnen auf der Hauptstraße den Rückzug nach Bassano ab; — kurz der österreichische Vortrab wurde gänzlich aufgerieben und mehr als 4000 Mann mußten das Gewehr strecken. Von Primolano rückten die Franzosen, alles, was sie vor sich fanden, niederwerfend, bis nach Cismone, einem Dorfe vor, wo ein Bach gleichen Namens in die Brenta fällt. Dort machten sie Halt, von Müdigkeit erschöpft, und in dieser Nacht hat wohl keine Schildwache in der ganzen Armee mehr Mangel gelitten

als Napoleon selbst, der ohne Gefolge, ohne Gepäcke sein Nachtquartier bezog, und gerne von einem gemeinen Soldaten ein Stück Brod annahm, woran der arme Teufel seinen General in der Folge, als er Kaiser geworden war, erinnerte.

Cismone liegt nur etwa vier Meilen von Bassano, und Wurmser vernahm mit Bestürzung, daß der französische General, von dem er glaubte, daß er schon tief in den Tyroler-Engnissen stecke, seinen Vortrab aufgerieben habe und jetzt seine eigene Hauptstellung bedrohe. In dieser Bestürzung hatte er an Mezaros den Befehl erlassen, mit seiner Division unverzüglich wieder zum Hauptheere zu stoßen. Allein es war schon zu spät; Mezaros stand in der Nacht vom 7. September vor Verona, in einer Entfernung von beinahe fünfzehn Meilen von Bassano, wohin die Franzosen jetzt von Cismone aus nur fünf Meilen hatten. Der entsandte General konnte mit der äußersten Anstrengung am 8. September nur bis Montebello kommen; an diesem Tage aber schien sich das Schicksal seines unglücklichen Obergenerals durch die Schlacht von Bassano entscheiden zu müssen. Und wirklich war auch der Sieg von Bassano so entscheidend, als irgend einer der frühern. Das Dorf Salagna wurde zuerst im Sturme genommen, worauf die französische Armee ihren Marsch durch die Päße der Brenta weiter fortsetzte, um bei Bassano das Hauptkorps von Wurmser, das er daselbst

befehligte, anzugreifen. Augereau drang rechts, Massena links in die Stadt. Sie warfen Alles über den Haufen, nahmen das zur Vertheidigung der Brücke aufgestellte Geschütz troß des Feuers der österreichischen Grenadiere, welche die Wache ihres Obergenerals und seines Generalstabs, die sich nun auf die Flucht begeben mußten, bildeten.

Der Feldmarschall selbst fiel mit der Kriegskasse den Franzosen beinahe in die Hände und ob er gleich für diesmal noch entkam, so wurden doch seine Truppen fast ganz aufgelöst. Sechstausend Oesterreicher streckten das Gewehr vor Buonaparte; Quasdanowich zog sich mit drei- bis viertausend Mann in nordöstlicher Richtung zurück, und erreichte das Friaul, während Wurmser selbst, da er es unmöglich fand, auf eine andere Weise zu entkommen, nach Vicenza in der entgegengesetzten Richtung floh und dort die zerstreuten Haufen, die ihm gefolgt waren, mit der Division Mezaros vereinigte. Als dieses geschehen war, hatte der bejahrte Marschall von den 60,000 Mann, mit denen er kaum eine Woche zuvor den Feldzug eröffnet hatte, noch etwa 19,000 Mann unter seinen Befehlen. Das Material seines Heeres, Geschütz und Gepäcke war verloren, — sein Rückzug nach den österreichischen Erblanden abgeschnitten, — die Blüthe seines Heeres vernichtet, aller Muth und alles Selbstvertrauen dahin; es gab für ihn, wie es schien, kein anderes Mittel, als sich

dem jungen Sieger zu ergeben, durch dessen Truppen er sich nicht wohl durchschlagen konnte. Allein das Schicksal selbst schien sich zuletzt dieses ehrwürdigen und tapfern Greises zu erbarmen; es vertagte nicht nur seinen Fall, sondern vergönnte ihm auch noch, einige flüchtige Lorbeeren zu pflücken. So pflegten die Priester der Vorzeit die Opferthiere mit Blumenkränzen zu schmücken, kurz vorher, ehe sie hingeopfert wurden.

Von Gefahren umringt, von jedem Rückzugspunkte abgeschnitten, faßte Wurmser den mannhaften Entschluß, sich mit dem Reste seiner Truppen nach Mantua zu werfen, und das Schicksal dieser belagerten Stadt, die er vergeblich zu entsetzen gesucht hatte, zu theilen. Um aber diesen Entschluß auszuführen, mußte man über die Etsch gehen, und man wußte nicht recht, wie dies anzufangen sey. Verona, ein Uebergangspunkt, war durch Kilmaine vertheidigt, der bereits die Division Mezaros zurückgetrieben hatte. Legnago, wo sich eine Brücke befand, war ebenfalls von den Franzosen besetzt, und Wurmser hatte seine Schiffbrücke in der Schlacht von Bassano verloren. Bei dem Dorfe Albarado befand sich jedoch eine Fähre, mit der zwar ein noch so beträchtliches Korps nicht in der Eile seinen Uebergang bewerkstelligen konnte, deren sich aber Wurmser doch bediente, um zwei Schwadronen auf das jenseitige Ufer zu schicken,

mit

mit dem Auftrage, die Blokade von Mantua zu rekognosciren und zu untersuchen, wie man in die Festung kommen könne. Diese Vorsichtsmaßregel rettete für den Augenblick den Feldmarschall und den Rest seines Heeres.

Das Glück, das im Kriege überall eine so große Rolle spielt, fügte es, daß Kilmaine aus Besorgniß, Wurmser möchte bei Verona einen Uebergang durchzusetzen versuchen, um einer so bedeutenden Macht besser zu widerstehen, den Befehl gegeben hatte, daß die 400 Mann, welche die Brücke zu Legnago besetzt hielten, nach Verona abrücken und in ihrem bisherigen Posten durch eine eben so starke Abtheilung von dem Blokadekorps von Mantua ersetzt werden sollten. Der erste Theil dieses Befehls war befolgt worden und die Garnison von Legnago bereits auf dem Marsche nach Verona; allein die Ablösungsmannschaft war zwar auf dem Wege nach Legnago, aber noch nicht daselbst eingetroffen. Die österreichische Reiterei, die bei Albarado übergegangen war, traf auf dieses Korps, nahe bei Mantua, griff es muthig an und machte einen großen Theil desselben nieder. Der Chef des französischen Bataillons, durch diese Erscheinung verblüfft, folgerte daraus, daß die ganze österreichische Armee bereits auf dem rechten Ufer der Etsch seyn und er daher nothwendig abgeschnitten werden müsse, wenn er

seinen Marsch nach Legnago fortsetze. So blieb dieser Uebergangspunkt ohne alle Vertheidigung, und Wurmser, von diesem so unerwarteten und günstigen Umstande benachrichtigt, säumte nicht, sich des Dorfes und der Brücke zu versichern.

Buonaparte, der indessen in der Verfolgung des geschlagenen Feindes von Bassano bis nach Arogela kommen war, erfuhr in letzterem Orte, daß Wurmser noch in Legnago verweile, vielleicht, um seinen erschöpften Truppen einige Ruhe zu gönnen, vielleicht auch, um zu sehen, ob er nicht jetzt noch den französischen Divisionen, von denen er umringt war, entschlüpfen, und durch einen schnellen Rückmarsch nach Padua die Verbindung mit den Erblanden wieder gewinnen könnte, statt sich in Mantua einzuschließen. Buonaparte beeilte sich, diese Augenblicke der Unschlüssigkeit zu benutzen. Augereau mußte auf der Straße von Padua nach Legnago marschiren, so daß Wurmser sich schlechterdings nicht mehr in dieser Richtung zurückziehen konnte; Massena dagegen erhielt die Weisung, mit seiner Division bei Ronco mittelst einer Fähre über die Etsch zu gehen, um den General Kilmaine zu verstärken, der bereits den kleinen Bach Molinella, zwischen Legnago und Mantua, besetzt hatte. Wenn diese Stellung behauptet wurde, so glaubte man, daß der österreichische General, in der Unmöglichkeit, Mantua zu erreichen oder bei Legnago Stand zu

halten, sich jetzt noch mit seiner Armee würde übergeben müssen.

Am 12. September trat Wurmser seinen Marsch an. Er fand den ersten Widerstand bei Corea, wo Murat und Pigeon ihre Truppen vereinigt hatten. Allein Wurmser traf seine Anordnungen und griff mit einer so unwiderstehlichen Wuth an, daß der Feind zerstiebte, und ihm das Dorf überließ. In der Hitze des Gefechtes, und gerade in dem Augenblick, als die Franzosen wichen, kam Buonaparte nach Corea, um selbst nachzusehen, welche Anstalten man getroffen habe, um Wurmsern den Rückzug abzuschneiden; er hatte es aber nur der Schnelligkeit seines Pferdes zu verdanken, daß er nicht in die Hände des Generals fiel, dessen völligen Untergang herbeizuführen er beflissen war. Wurmser kam wenige Minuten nachher auf denselben Fleck, und gab Befehl, ihn in allen Richtungen zu verfolgen, jedoch mit der ausdrücklichen Weisung, den französischen General wo möglich lebendig einzufangen, — ein merkwürdiger Umstand, der den österreichischen General ermächtigte, über das Loos desjenigen zu verfügen, von dem vorher und nachher sein eigenes Schicksal abhing.

Nachdem ihm diese köstliche Beute entgangen war, setzte Wurmser seinen Marsch die ganze Nacht fort; von der Heerstraße ablenkend, die ihm durch das

Blokadekorps versperrt war, gelang es ihm, sich bei dem Dorfe Villa Impenta einer Brücke über die Molinella zu bemächtigen und dadurch die Truppen von Kilmaine zu vermeiden. Eine Abtheilung französischer Reiterei, die man ihm nachgeschickt hatte, um seinen Marsch aufzuhalten, wurde von der österreichischen Reiterei zusammengehauen. Am 14. September erhielt Wurmser einen ähnlichen Vortheil bei Castel=Dui, wo seine Kürassiere eine Abtheilung französischer Infanterie niedermachten. Nachdem er sich solchergestalt die Verbindung mit Mantua eröffnet hatte, bezog er zwischen der Vorstadt St. George und der Citadelle ein Lager, um in Verbindung mit dem platten Lande zu bleiben und Lebensmittel und Fourage aufzutreiben.

Allein Buonaparte war gar nicht gesonnen, ihn in einer so bequemen Stellung ungestört zu lassen. Nachdem er ein österreichisches Korps, das in Porto Legnago zurückgelassen worden, in Empfang genommen und noch manche Trümmer von Wurmsers Armee, die auf dem schnellen Marsche zurückgeblieben waren, wie Aehren auf einem Erntefeld aufgelesen hatte, beschloß er noch einmal sich des Seraglio, der Insel, auf welcher Mantua erbaut ist, zu bemächtigen, und die Besatzung in die Wälle der Festung einzuschließen. Am 15. September nahmen die Franzosen nach einem sehr hitzigen und blutigen Gefechte Besitz von der Vorstadt St. George

und von der Citadelle La Favorite, worauf es noch zu vielen heftigen Angriffen und Ausfällen kam, die, so tapfer auch die Oesterreicher fochten, doch zu ihrem Nachtheile ausschlugen, so daß sie zuletzt sich auf die Festung und das Schloß beschränken mußten.

Und nun sollten sie den Krieg in einer weit gräßlicheren Gestalt sehen, als selbst auf dem offenen Felde. Als Wurmser sich nach Mantua warf, mochte die Besatzung auf etwa 26,000 Mann ansteigen; aber noch vor der Mitte des Oktobers war nicht über die Hälfte davon dienstfähig. Ungefähr 9,000 Mann lagen krank in den Spitälern, — ansteckende Krankheiten, Entbehrungen aller Art, die ungesunde Luft in dieser sumpfigten, von Seen umschlossenen Gegend hatte die übrigen aufgerieben. Auch die Franzosen hatten viele Leute verloren; aber die Sieger konnten doch ihre Siege herzählen, und darüber den Preis vergessen, um den sie erkauft worden.

Es war gewiß für den Nationalstolz sehr schmeichelhaft und gewissermaßen eine Entschädigung für so manchen Verlust, daß der Kriegsminister, als er Marmont, einen der damaligen Adjutanten Napoleons, der die dem Feinde abgenommenen Fahnen und Standarten überbrachte, dem Directorium vorstellte, in seiner Rede an dieses mit Recht sagen konnte: „Im Laufe eines einzigen Feldzugs ist Ita-

lien erobert, — sind drei starke Armeen gänzlich aufgerieben, — mehr als fünfzig feindliche Fahnen genommen worden, — 40,000 Oesterreicher haben das Gewehr strecken müssen, und, was gewiß nicht übersehen werden darf, alles dieses ist das Werk einer Armee von nicht mehr als 30,000 Franzosen und eines Generals, der kaum sechsundzwanzig Jahre alt ist."

Zweites Kapitel.

Korsika wird wieder mit Frankreich vereinigt. — Kritische Lage Buonaparte's in Italien in diesem Zeitpunkte. — Der österreichische General Alvinzi erhält den Befehl über ein neues Heer. — Verschiedene Gefechte ohne ein bedeutendes Resultat. — Mangel an Einverständniß zwischen den österreichischen Generalen. — Die französische Armee fängt an zu murren. — Erste Schlacht bei Arcola. — Napoleon in persönlicher Gefahr. — Kein entscheidendes Resultat. — Zweite Schlacht von Arcola. — Die Franzosen siegen. — Abermaliges Mißverständniß zwischen den österreichischen Generalen. — Allgemeine Uebersicht der militärischen und politischen Angelegenheiten nach dem Schlusse des vierten italienischen Feldzugs. — Oesterreich beginnt einen fünften Feldzug, hat sich aber durch die Erfahrung nicht belehren lassen. — Schlacht bei Rivoli und Sieg der Franzosen. — Fernerer Sieg bei La Favorite. — Die Franzosen gewinnen das verlorne Terrain in Italien wieder. — Uebergabe von Mantua. — Beispiele von Napoleons Edelmuth.

Um diese Zeit fand die Wiedervereinigung von Korsika mit Frankreich Statt. Buonaparte trug zu die=

ser Veränderung der politischen Verhältnisse seines Geburtslandes mittelbar durch das stolze Gefühl bei, das er durch seine glänzenden Thaten in seinen Landsleuten nothwendig erwecken mußte, aber auch auf eine unmittelbare Weise dadurch, daß er sich der Stadt und des Hafens von Livorno versicherte und denjenigen Korsikanern, die durch die englische Parthei aus ihrem Vaterlande vertrieben worden waren, wieder zur Rückkehr dahin verhalf. Er vermeldete dieses dem Direktorium mit dem Zusatze, daß er den Bürger Gentili, den angesehensten Anhänger der Franzosen, einstweilen zum Gouverneur der Insel bestellt habe, und daß auch Salicetti dahin abgehen werde, um andere nöthige Anstalten daselbst zu treffen. Diese Meldung ist in einem frostigen Tone abgefaßt, und Napoleon läßt sich durch die Liebe zu seiner Heimath *) nicht verleiten das Direktorium auf die Wichtigkeit

*) Wir haben gesagt, Buonaparte habe nach seiner Erhebung sich nicht viel aus seinem Geburtslande gemacht und darum auch die Zuneigung der Einwohner eben nicht sehr besessen. In seinen auf St. Helena verfaßten Memoiren gibt er aber eine kurze geographische und historische Beschreibung von Korsika, und macht mehrere Vorschläge, welche die Beförderung der Civilisation unter seinen Landsleuten betreffen; — einen dieser Vorschläge, der dahin geht, die Korsikaner, die stets in Waffen sind, zur Ablegung derselben zu nöthigen, mag zweckmäßig seyn, ist aber vielleicht nicht ausführbar, wenigstens mit großen Schwierigkeiten verbunden. Wenn er aber an einer andern Stelle sagt: „die Krone von Korsika müsse durch die temporäre Verbindung dieser Insel mit Groß-

dieser Erwerbung aufmerksam zu machen, obgleich diese Behörde in der Folge gar sehr darüber frohlockte. Allein er war durch sein Geschick auf eine viel zu hohe Stufe berufen, als daß er großen Werth auf sein unberühmtes Geburtsland hätte legen können. Er glich dem jungen Löwen, der, während er Jäger zerreißt und Heerden erwürgt, nicht der Waldhöhle gedenkt, wo er zuerst das Tageslicht erblickt hat.

Uebrigens war die Lage Napoleons damals bei allem Glanze doch sehr kritisch und mußte alle seine Gedanken in Anspruch nehmen. Mantua hielt sich noch, und es schien nicht, daß es sich sobald ergeben werde. Wurmser hatte ungefähr drei Viertel seiner Kavalleriepferde schlachten und einsalzen lassen, und dadurch die Mundvorräthe seiner Besatzung bedeutend vermehrt. Sein Muth und seine Entschlossenheit waren erprobt, und da er nun im Falle war, eine Festung nach den gewöhnlichen Regeln der Kunst, die er vollkommen verstand, zu vertheidigen, so lief er nicht Gefahr, durch das neue taktische System, das ihm in offenem Felde so verderblich geworden war, übervortheilt und zu Grunde manövrirt zu werden.

---

britannien überrascht worden seyn, in den Besitz eines Nachfolgers von Fingal zu kommen, so ist dies eine etwas sonderbare Bemerkung, und nicht viel witziger, als wenn man sagen wollte, das Diadem von Frankreich und die eiserne Krone von Italien hätten gestaunt, als sie auf dem Haupt eines emporgestiegenen korsischen Soldaten zusammentrafen.

Während solchergestalt das letzte Unterpfand der österreichischen Herrschaft in Italien sich in sichern Händen befand, waren der Kaiser und seine Minister eifrig darauf bedacht, zur Wiedereroberung der italienischen Erbstaaten neue Anstrengungen zu machen. Die Niederlagen von Jourdan und der Rückzug von Moreau hatten den Kaiserlichen freiere Hände verschafft und sie in den Stand gesetzt, durch starke Aushebungen in dem kriegerischen Illyrien und durch Contingente, die von der Rheinarmee gestellt wurden, eine neue Armee zum Behuf der Wiedereroberung der italienischen Provinzen und des Entsatzes von Mantua ins Feld zu stellen. Auf Befehl des Hofkriegsraths wurden zwei Armeen an der italienischen Grenze zusammengezogen, eine im Friaul, wohin sich Quasdonowich nach der Schlacht von Bassano zurückgezogen hatte, die andere im Tyrol. Beide sollten gemeinschaftlich operiren und von Alvinzi befehligt werden, einem General von hohem und, wie man damals glaubte, wohlverdientem Rufe.

So sollte Napoleon zum vierten Mal um denselben Preis auf demselben Boden mit neuen, von demselben Feinde entwickelten Streitkräften kämpfen. Er hatte jedoch auch Verstärkungen aus Frankreich, und zwar zwölf Bataillons von den Truppen, die früher in der Vendée gedient hatten, erhalten. Die Armee war in dem eroberten reichen Lande gut gekleidet, verpflegt und mit Allem gehörig versehen

worden, und hing mit Begeisterung an dem Feld-herrn, der sie von den unwirthsamen Alpen in dieses gelobte Land geführt und ihre Leistungen so geschickt geleitet hatte, daß ihr unter seiner Führung bis jetzt Alles gelungen war.

Napoleon hatte auch die guten Wünsche, wenn auch nicht aller Italiener, doch eines großen Theils derselben, besonders in der Lombardei, für sich; Freunde und Feinde glaubten unbedingt an seinen Glücksstern. Früher, als Wurmser noch im Felde stand, war dies nicht der Fall gewesen; damals hatten die Nachrichten von dem Vorrücken der Oesterreicher an manchen Orten Aufstände gegen die Franzosen und überall die Offenbarung feindlicher Gesinnungen gegen dieselben veranlaßt. Jetzt aber, wo jedermann den Sieg Napoleons voraussagte, verhielten sich die Anhänger Oesterreichs ruhig, und die zahlreiche Klasse derjenigen, die in solchen Fällen es mit dem gewinnenden Theil halten wollen, gab durch ihre Aeußerungen zu Gunsten der Franzosen den wirklichen Freunden Frankreichs ein neues Gewicht. Es scheint jedoch, die Siegesgöttin habe, gleichsam darüber erzürnt, daß Sterbliche ihre Launen berechnen wollten, sich vorgenommen, selbst ihren größten Liebling diesmal etwas spröder zu behandeln, als vordem, und ihn zu größeren Anstrengungen zu nöthigen, als selbst zu der Zeit, wo die Würfel ihm ungünstiger waren

Davidowich befehligte das österreichische Korps

im Tyrol, das zum Theil aus der trefflichen Miliz dieses kriegerischen Landes bestand. Es hielt nicht schwer, diese Landwehrmänner zu einem Zug nach Italien zu bereden, zumal da sie überzeugt waren, daß ihre Nationalunabhängigkeit in Gefahr sey, wenn die Franzosen im Besitze der Lombardei bleiben sollten. Buonaparte hatte seinerseits den General Vaubois in den Pässen an der Lavisa, oberhalb Trient, aufgestellt, um diese neue Besitzung der französischen Republik zu decken, und Davidowich im Zaume zu halten. Es war der Plan von Alvinzi, vom Friaul aus sich Vicenza zu nähern, und sich dort mit Davidowich, der an der Etsch herabziehen sollte, zu vereinigen. Er wollte dann mit seiner gesammten Macht nach Mantua, dem steten Ziele der blutigsten Kämpfe vorrücken. Im Anfang des Oktobers 1796 trat er seinen Marsch an.

Sobald Buonaparte dies erfuhr, erließ er den Befehl an Vaubois, Davidowich anzugreifen, — an Massena, gegen Bassano an der Brenta vorzurücken, und dort dem österreichischen Obergeneral die Spitze zu bieten.

Beide Maßregeln schlugen fehl.

Vaubois griff zwar an, aber mit so schlechtem Erfolg, daß er nach einem zweitägigen Gefechte vor den Oesterreichern weichen, die Stadt Trient räumen und sich in die bereits von uns bezeichnete feste Stellung von Calliano zurückziehen mußte. Da

er es größtentheils mit Tyrolern zu thun hatte, die sich auf den Gebirgskrieg gar sehr verstehen, so sah sich Vaubois genöthigt, diese fast unüberwindliche Stellung zu verlassen, und sein Gegner, der jetzt auf dem rechten Ufer der Etsch hinab zog, schien gegen Montebalto und Rivoli manövriren und dadurch die Verbindung mit Alvinzi eröffnen zu wollen.

Auf der andern Seite hatte Massena, der sich in kein Gefecht einließ, zwar keinen Verlust erlitten, aber bei Annäherung der überlegenen Macht von Alvinzi Bassano räumen und dem Feind das Thal der Brenta überlassen müssen. Buonaparte fand sich dadurch bewogen, mit der Division Augereau aufzubrechen, und dem österreichischen Obergeneral eine Schlacht zu liefern, um ihn an die Piave zurückzuwerfen, ehe noch Davidowich eintreffen konnte. Allein er fand einen ungemeinen Widerstand, und mitten unter Klagen über die Witterung, über Unfälle und Mißgriffe aller Art, eignet er sich in seinem ersten Gefechte mit Alvinzi den Sieg nur in sehr unbestimmten Ausdrücken zu. Er hatte offenbar einen verzweifelten, aber mißlungenen Versuch gemacht, den österreichischen General aus Bassano zu vertreiben, und sich nach Vicenza zurückziehen müssen. Es ist ferner klar, daß Buonaparte selbst einsah, wie dieser Rückzug mit seinem angeblichen Siege sich nicht recht vertrage. Er sagt auch auf eine naive Weise, die Einwohner von Vicenza seyen er-

staunt gewesen, als die Franzosen, deren Sieg am vorigen Tage sie gesehen hatten, sich wieder durch Vicenza zurückzogen. Sie hätten allerdings Grund gehabt, darüber zu erstaunen, wenn sie von dem Siege der Franzosen so überzeugt gewesen wären, als Buonaparte angibt. Die Wahrheit ist, daß Buonaparte, in der Ueberzeugung, der geschlagene Vaubois müsse unterliegen, wenn er nicht unterstützt werde, sich beeilte, ihm entgegen zu gehen und dadurch Hülfe zu bringen. Durch seine eigene rückgängige Bewegung bis Verona gab er indessen das ganze Land zwischen der Brenta und der Etsch den Oesterreichern Preis; und wer die Geschichte dieses Feldzugs liest, wird auch nicht begreifen, warum Davidowich und Alvinzi, die doch kein französisches Korps zwischen sich hatten, nicht sogleich ihre Operationen auf eine gemeinschaftliche Basis gegründet haben. Allein es war der Hauptfehler der österreichischen Taktiker während des ganzen Krieges, daß sie die Verbindung zwischen ihren getrennten Divisionen, und die Zusammenziehung derselben zum Behuf eines gemeinschaftlichen Zweckes, durch welche der glückliche Erfolg eines Feldzugs so sehr bedingt ist, vernachläßigten. Vor Allem aber kannten die österreichischen Generale, wie Buonaparte selbst bemerkt, in ihren Kriegsunternehmungen den Werth der Zeit nicht.

Nachdem Napoleon seinen Rückzug nach Verona

bewerkstelligt hatte, wo er mittelst der Brücke nach Gefallen die Offensive wieder ergreifen oder in einer Stellung hinter der Etsch den Feind erwarten konnte, nahm er sofort die Stellungen von Rivoli und Corona, wohin die von Davidowich geschlagenen Truppen sich zurückgezogen hatten, in Augenschein.

Diese Truppen erschienen vor ihm mit niedergeschlagenen Blicken, und Napoleon machte ihnen Vorwürfe wegen ihres Betragens. „Ich bin mit Euch unzufrieden," sagte er; „Ihr habt weder Kriegszucht, noch Ausdauer, noch Tapferkeit bewiesen. Ihr habt Euch aus Stellungen vertreiben lassen, in denen eine Handvoll tapferer Männer eine ganze Armee hätte aufhalten können. Ihr seyd nicht länger französische Soldaten; man schreibe auf Eure Fahnen: „„Sie gehören nicht zu der Armee von Italien!"" Thränen des Kummers und der Beschämung erwiederten diese Rede — aber selbst die Regeln der Kriegszucht konnten den Ausbruch eines tief verletzten Gefühls nicht ganz verhindern; mehrere Grenadiere, die sich in frühern Gelegenheiten Ehrenzeichen verdient hatten, riefen aus dem Glied: „General, wir werden verkannt; stellen Sie uns in das vorderste Treffen, und Sie sollen sehen, ob wir zur italienischen Armee gehören oder nicht!" Buonaparte, der nun die bezweckte Wirkung hervorgebracht hatte, sprach hierauf in einem mildern Tone zu ihnen, und die Regimenter, die einen so stren-

gen Verweis erhalten hatten, benahmen sich in dem übrigen Theile des Feldzugs ganz vortrefflich.

Während Napoleon rastlos beschäftigt war, seine Truppen auf dem rechten Ufer der Etsch zusammenzuziehen, und sie mit seinem eigenen Unternehmungsgeiste zu beseelen, hatte Alvinzi seine Stellung auf dem linken Ufer, Vero gegenüber, genommen. Seine Armee hielt die sogenannten Höhen von Caldiero besetzt, auf deren linker Seite und etwas rückwärts das kleine Dorf Arcola zwischen Sümpfen liegt, die den Fuß dieser Anhöhen umfassen. Hier hatte sich der österreichische Obergeneral hingestellt, wahrscheinlich um abzuwarten, bis Davidowich am rechten Ufer der Etsch herabkomme, die Stellung des französischen Generals auf diesem Ufer bedrohen, und ihm (Alvinzi) Gelegenheit geben würde, seinen Uebergang zu erzwingen.

Buonaparte beschloß in der ihm eigenen raschen Weise den österreichischen Feldherrn noch vor der Ankunft von Davidowich aus seiner Stellung von Caldiero zu vertreiben. Allein auch diesmal war ihm das Glück nicht hold. Eine starke französische Division unter Massena griff die Höhen während eines Platzregens an, konnte aber, ungeachtet aller Anstrengungen doch nichts ausrichten, und der französische General mußte, um diese Schlappe zu beschönigen, wie er bei allen Unfällen zu thun gewohnt war, auf die Elemente schelten.

Die Lage der Franzosen wurde kritisch, und, was noch schlimmer war, die Soldaten merkten es. Sie klagten, daß sie die Last des Krieges allein tragen, eine Armee nach der andern bekämpfen und zuletzt unter den stets wiederholten, unermüdlichen Anstrengungen der Oesterreicher erliegen müßten. Buonaparte suchte diese Klagen, so gut er konnte, zu beschwichtigen, und versprach, daß die Eroberung von Italien durch die Niederlage dieses Alvinzi in der kürzesten Zeit besiegelt werden solle; er nahm auch die ganze Kraft seines Genies zusammen, um ein entscheidendes Gefecht, herbeizuführen, worin er von seinen eigenen Talenten und dem durch so viele Siege gestählten Muthe seiner Armee, troß aller Ueberlegenheit des Feindes, den Sieg erwartete. Allein es war keine leichte Aufgabe, eine Angriffsweise zu ersinnen, die auch nur einige Hoffnung eines glücklichen Erfolges gab. Ging er in nördlicher Richtung auf dem rechten Etschufer vorwärts, um Davidowich aufzusuchen und zu vernichten, so mußte er seine Linie an der Etsch schwächen, und Alvinzi konnte sodann einen Uebergang erzwingen und Mantua entsetzen. Daß aber die Höhen von Caldiero, welche die österreichische Hauptmacht besetzt hatte, unangreifbar seyen, war bereits durch eine traurige Erfahrung bewiesen.

In dieser Verlegenheit gerieth der französische

General

General auf den kühnen Gedanken, daß die Stellung von Caldiero, obschon sie nicht im Sturm genommen, doch umgangen werden könnte, und daß er durch die Besetzung des Dorfes Arcola, welches links und im Rücken von Caldiero liegt, die Oesterreicher zwingen könnte, unter ungünstigen Umständen zu fechten. Allein der Gedanke, Arcola anzugreifen, war in seiner Art so einzig, daß ausser Napoleon wohl kein anderer General darauf gekommen seyn würde.

Arcola liegt an dem kleinen Bache Alpon, der sich durch wüste, in verschiedenen Richtungen von Dämmen und Gräben durchschnittene Sümpfe in die Etsch ergießt. Im Falle eines mißlungenen Angriffs konnten die Angreifenden hier leicht aufgerieben werden. Schlug man von Verona aus den Weg von Arcola ein, so wurde Alvinzi und seine ganze Armee dadurch aufmerksam gemacht; Geheimniß und Schnelligkeit aber sind die Seele jeder Unternehmung. Doch alle diese Schwierigkeiten wurden durch das Genie Napoleons beseitigt.

Man muß sich erinnern, daß Verona auf dem linken Ufer der Etsch liegt, auf demselben Ufer, wo sich auch das von Buonaparte gewählte Operationsobjekt befand. Bei einbrechender Nacht standen alle Truppen in Verona unter dem Gewehr; Buonaparte

ließ eine Besatzung von 1500 Mann unter Kilmaine zurück, mit dem Befehl, die Thore zu schließen und zu verhindern, daß der Feind von der nächtlichen Unternehmung Kenntniß erhalte. Nachdem dies geschehen war, trat er seinen Marsch zuerst rückwärts, in der Richtung von Peschiera, an, was zu beweisen schien, daß er auf die Eroberung von Mantua verzichte und vielleicht ganz Italien zu verlassen gesonnen sey. Die Stille, mit welcher marschirt wurde, die Beseitigung alles Lärms, der bei den Franzosen sonst einer Schlacht voranging, und der entmuthigende Stand der Dinge deuteten auf einen ähnlichen Ausgang. Nachdem aber die Truppen eine kurze Strecke in dieser Richtung zurückgelegt hatten, mußten die Kolonnenspitzen links und von der Rückzugslinie abschwenken und an der Etsch bis nach Ronco hinabziehen, wo sie noch vor Tagesanbruch ankamen. Hier war bereits eine Brücke geschlagen, über die sie auf das jenseitige Ufer gingen, wo auch Arcola etwas unterhalb der Höhen von Caldiero liegt.

Es führen drei Kunststraßen durch den Sumpf von Arcola, die von eben so vielen Kolonnen gefaßt wurden. Die mittlere Kolonne rückte auf der nach dem Dorfe Arcola führenden Straße vor. Die Dämme und Straßen waren nicht besetzt; das Dorf und die Brücke aber durch zwei Bataillons Kroaten und zwei Kanonen, welche die Straße bestrichen, vertheidigt. Diese empfingen die französische Kolonne

mit einem so heftigen und umfassenden Feuer, daß sie in Unordnung zurückwich. Augereau drang mit seinen besten Grenadieren vorwärts auf die Brücke, von wo sie jedoch durch das mörderische Feuer auf ihr Hauptkorps zurückgeworfen wurden.

Alvinzi, der das Ganze nur für ein Vorpostengefecht hielt, sandte einige Truppen nach dem Sumpfe ab, um die Dämme und Straßen, die durch denselben führen, von den Franzosen zu reinigen. Jene stutzten nicht wenig, als sie so starke feindliche Infanteriekolonnen vor sich sahen, setzten aber dem ungeachtet das Gefecht mit ungeschwächtem Muthe fort. Nach dem Plane Napoleons mußte Arcola durchaus genommen werden; aber das Feuer war schrecklich. Um nun seine Soldaten zu einer letzten Anstrengung zu ermuthigen, ergriff er eine Fahne und pflanzte sie mit eigener Hand auf der Brücke auf. In diesem Augenblicke erhielten die Oesterreicher Verstärkung, und das Fener wurde mörderischer, als je. Erst wichen die Hintersten, und als diese sich nicht mehr unterstüzt sahen, auch die Vordersten. Doch wollten sie ihren General nicht im Stiche lassen und trugen ihn auf ihren Händen auf dem mit Todten und Sterbenden bedeckten Wege durch das Feuer und den Rauch zurück. In der Verwirrung gerieth er zuletzt in den Sumpf; schon waren die Oesterreicher zwischen ihm und seinen Trup-

pen, und er wäre nothwendig getödtet oder gefangen worden, wenn nicht die Grenadiere die Gefahr, in der er schwebte, bemerkt hätten. Sofort erhob sich das Geschrei: „Vorwärts! vorwärts! rettet den General!" Die Liebe zu ihm that mehr, als seine Befehle und selbst sein Beispiel vermocht hatten. Sie griffen nochmals an und vertrieben die Oesterreicher endlich aus dem Dorfe, aber nicht eher, als bis ein französisches Korps unter General Guieux die Stellung umgangen und im Rücken genommen hatte. Diese Hülfstruppen waren mittelst der Fähre von Alborado über die Etsch gekommen, und die Franzosen blieben endlich im Besitze des lang bestrittenen Dorfes. Es war für den Augenblick ein höchst wichtiger Punkt, der es dem französischen Feldherrn erlaubte, wenn die Oesterreicher in ihrer Stellung blieben, auf ihre Verbindungslinien mit der Brenta zu wirken, sich zwischen Alvinzi und seine Reserven zu stellen und seinen Artilleriepark aufzuheben. Allein der österreichische Feldmarschall entging noch zur rechten Zeit dieser Gefahr.

Alvinzi hatte nicht sobald erfahren, daß eine starke französische Division sich in seinem Rücken befinde, als er, ohne ihr Zeit zu ferneren Operationen zu lassen, sogleich aufbrach und die Stellung von Cadiero durch einen wohl geordneten Rückzug räumte. Buonaparte mußte zu seinem Aerger sehen, wie die Oesterreicher dieses Manöver mittelst einer Brücke über den Alpon ausführten, die er hatte besetzen

wollen, um ihren Rückzug, wo nicht unmöglich, so doch sehr verderblich für sie zu machen. Wie jetzt die Sachen standen, verlor das Dorf von Arcola seine Bedeutung, da es nach dem Rückzug von Alvinzi nicht mehr im Rücken, sondern vor der Fronte des Feindes lag.

Buonaparte erinnerte sich, daß er sowohl auf dem rechten, als auf dem linken Ufer der Etsch Feinde habe, und daß Davidowich den General Vaubois noch einmal werfen könne, da er zu weit von ihm entfernt war, um ihm beistehen zu können. Er räumte daher Arcola und das zunächst dabei liegende Dorf Porcil, zog sich wieder nach Ronco und über die Etsch zurück, und ließ nur zwei Halbbrigaden auf dem linken Ufer stehen.

Die erste Schlacht von Arcola, merkwürdig durch die Hartnäckigkeit, mit der auf beiden Seiten gefochten wurde, und durch den Verlust so vieler tapfern Offiziere und Soldaten, führte sonach zu keinem entscheidenden Resultate. Doch hatte sie dem österreichischen Feldmarschall in etwas die Lust benommen, gegen Verona zu operiren, und die Vereinigung der österreichischen Hauptarmee mit der vom Tyrol weiter hinausgeschoben; sie hatte aber vorzüglich das Talent des französischen Generals und die Tapferkeit seiner Truppen in einem furchtbaren Lichte gezeigt, und letzteren ihr altes Selbstvertrauen wieder gegeben.

Buonaparte blieb bis den andern Tag um fünf Uhr bei Ronco stehen, wo er erfuhr, daß Davidowich sich in seiner alten Stellung ruhig verhalte, daß für Vaubois nichts zu fürchten sey, und daß er daher mit aller Sicherheit gegen Alvinzi operiren könne. Dies war um so leichter (16. November), weil der österreichische Feldherr, nicht wissend, daß Buonaparte bei Ronco Halt gemacht hatte, und in der Meinung er sey mit der Zusammenziehung seiner Truppen in einer Mantua näher gelegenen Stellung beschäftigt, — sich beeilte über seinen Nachtrab herzufallen, den er bei der Fähre zu finden glaubte. Buonaparte ersparte ihm die Mühe, näher an die Etsch heranzukommen, indem er selbst auf das jenseitige Ufer zurückging und mit seinen Kolonnen nochmals auf den Dämmen und Straßen, die den Sumpf von Arcola durchschneiden, vorrückte. Auf einem Boden, wo die Kolonnen sich eben nur so weit entwickeln konnten, als es die Breite der Straßen zuließ, hatten die sieggewohnten französischen Soldaten großen Vortheil über die österreichischen Neulinge; denn so zahlreich diese auch seyn mochten, so hing doch in diesem Falle der Sieg von der persönlichen Ueberlegenheit derjenigen ab, welche die Spitzen der Kolonnen bildeten. Die Franzosen hatten daher anfangs den Vortheil, und trieben die Oesterreicher nach dem Dorfe Arcola zurück; allein hier lag wieder, wie am vorigen Tage, die Stärke

ihrer Stellung, die Alvinzi mit der äußersten Hartnäckigkeit vertheidigte.

Nach mehreren fruchtlosen Frontalangriffen auf eine so feste Stellung versuchte Napoleon dieselbe mittelst eines Uebergangs über den Alpon, zunächst bei seiner Einmündung in die Etsch, zu umgehen. Er ließ zum Behuf des Uebergangs Faschinen in diesen Bach legen, aber ohne Erfolg, und die Nacht kam heran, ohne daß etwas Wesentliches entschieden worden wäre. Beide Theile zogen ab: die Franzosen nach Ronco, wo sie wieder über die Etsch gingen, — die Oesterreicher in eine Stellung hinter dem Dorfe Arcola, das sie so standhaft behauptet hatten.

Die Schlacht vom 16. November war den Franzosen in sofern günstig, als die Oesterreicher zurückgetrieben und ihnen gleich anfangs viele Gefangene abgenommen hatten; allein auch ihr Verlust war sehr bedeutend, und obgleich Napoleon den Tag über Boden gewonnen hatte, so hielt er es doch für gerathen, in der Nacht wieder in seine Stellung zurückzukehren, damit nicht Davidowich Vaubois schlagen und dann entweder Mantua entsetzen, oder nach Verona marschiren könnte. Am 17. sollte mehr entschieden werden.

Das Schlachtfeld und die Einleitungs-Manövers waren ungefähr dieselben wie am vorigen Tage; doch hatten die Franzosen den Unfall, daß einer der

Kähne von ihrer Schiffbrücke untersank. Die Oesterreicher gingen sogleich auf die auf dem linken Ufer zur Deckung der Brücke aufgestellte Halbbrigade los; nachdem aber die Franzosen die Brücke wieder hergestellt hatten, rückten sie hinwiederum auch vor, und zwangen die Oesterreicher, sich nach dem Sumpfe zurückzuziehen. Massena richtete seinen Angriff auf Porcil, General Robert drang gegen Arcola vor; allein Buonaparte wollte vorzüglich an dem Punkte, wo er über den Alpon zu gehen gedachte, sich einer entscheidenden Ueberlegenheit versichern, und verband zu diesem Behuf die List mit der Kühnheit. Als er bemerkte, daß eine seiner Angriffskolonnen, die zurückgeschlagen worden war, sich auf dem Dammwege zurückzog, stellte er das zweiunddreißigste Regiment hinter das Dickicht von Weiden zunächst dem Bache ins Versteck, wo es den nachsetzenden Feind mit einem ganz in der Nähe angebrachten mörderischen Feuer begrüßte und dann sogleich mit dem Bajonett auf denselben eindrang, so daß eine Kolonne von ungefähr 3000 Kroaten in der Flanke gefaßt und in den Sumpf getrieben wurde, wo die meisten von ihnen umkamen.

Und jetzt, wo der Feind durch den vielfachen Verlust, den er erlitten, bedeutend geschwächt und sein Muth nothwendig gebrochen war, glaubte Napoleon seine Operationen nicht länger auf die Dämme beschränken, sondern auch auf den festen und trocke-

nen Boden jenseits des Alpon ausdehnen zu müssen. Er ging auf einer in der Nacht zu diesem Zwecke angefertigten provisorischen Brücke über den Bach; und von nun an wüthete die Schlacht auf dem trockenen Plan eben so heftig, als vorher auf den Dämmen und in den Sümpfen.

Die Oesterreicher fochten mit Entschlossenheit, um so mehr, als ihr linker Flügel, der auf hartem Boden stand, zugleich durch einen Sumpf gedeckt war, den Buonaparte nicht umgehen konnte. Obgleich es sich nun wirklich so verhielt, so glaubte Napoleon seinen Zweck dadurch zu erreichen, daß er den Feind glauben machte, er habe wirklich das gethan, was er eigentlich nicht thun konnte. Zu diesem Zwecke schickte er einen entschlossenen Offizier mit ungefähr 30 von seinen Guiden (die man seine Leibwache nennen kann) und mit 4 Trompetern durch den Morast oder um denselben herum, mit der Weisung, unter Trompetenschall anzugreifen. Da nun Augereau zu gleicher Zeit den feindlichen linken Flügel angriff und ein frisches Truppenkorps von Legnago herankam, so wurden zwar die Oesterreicher zum Weichen gebracht, aber noch nicht in die Flucht geschlagen.

Alvinzi räumte jetzt allmählig das Feld und trat seinen Rückzug auf Montebello an, der unter dem Schutze von 7000 Mann, die staffelförmig aufgestellt waren, ohne großen Verlust bewerkstelligt

wurde; allein die feindlichen Reihen waren durch die drei Schlachttäge von Arcola bereits sehr gelichtet. Der österreichische Verlust wird auf 8000 Mann geschätzt. Die Franzosen müssen durch die vielen und blutigen Angriffe auf die Dörfer gleichfalls sehr gelitten haben. Buonaparte gesteht dies in einer sehr kräftigen Sprache: „Nie," so schreibt er an Carnot, „ist ein Schlachtfeld heftiger bestritten worden. Ich habe fast keine Generale mehr — ich versichere Sie, daß der Sieg um keinen wohlfeilern Preis errungen werden konnte. Der Feind war zahlreich und verzweifelt entschlossen." Die Wahrheit ist, daß Napoleons Methode, durch mörderische und verzweifelte Frontalangriffe auf starke Stellungen den Feind zu schrecken, ein Flecken in seinem Systeme war. Sie kosteten viele Leute und gelangen nicht immer. Der Angriff auf Arcola erwies sich als ein zweckloses Blutbad, bis die Kunst der baaren Gewalt zu Hülfe kam und die Stellung am ersten Tage durch Guieux, am dritten Tage durch die Truppen umgangen wurde, die den Alpon überschritten hatten.

Das langsame Verfahren von Davidowich in den drei Tagen eines unentschiedenen und mörderischen Kampfes ist merkwürdig und muß gerügt werden. Es scheint, daß es vom 10. an in der Gewalt dieses Generals stand, die Division, die er bis jetzt vor sich her getrieben hatte, anzugreifen,

und daß er dies erst am 16. versuchte; erst am 18., d. h. einen Tag nach dem Rückzuge von Alvinzi, rückte er auf dem rechten Etschufer gegen Verona vor. Wäre dies vor dem Rückzuge dieses Generals, oder auch an einem der drei Tage, wo die Franzosen sich vor Arcola abmühten, geschehen, so würde es gewiß wichtige Folgen gehabt haben. Als aber Davidowich sah, daß Alvinzi sich bereits zurückgezogen hatte, that er das Gleiche und kehrte in die Gebirge zurück, nur wenig geneckt von den Franzosen, die seine Armee in den vorigen Gefechten zu achten gelernt hatten und selbst ihren neuesten Verlust allerdings fühlten.

Der Mangel an Einverständniß und Zusamensicht bei den österreichischen Generalen ist durch einen andern Vorgang nicht minder erwiesen. Wurmser, der, so lange Alvinzi und Davidowich in der Nähe waren, sich in Mantua ruhig verhalten hatte, that am 23. November einen kräftigen Ausfall, das heißt zu einer Zeit, wo er keine Unterstützung erhalten und also nichts ausrichten konnte.

So endete der vierte, wegen der österreichischen Besitzungen in Italien unternommene Feldzug. Er hatte für Buonaparte nicht ganz so günstige Folgen, als die drei ersten. Mantua war zwar nicht entsetzt worden, und so der Hauptplan der Oesterreicher mißlungen. Allein Wurmser war der Mann, die Vertheidigung bis auf den letzten Augenblick

fortzusetzen, und hatte, um die Berechnung der Franzosen zu Schanden zu machen, seine Mannschaft auf reducirte Rationen gesetzt; auch waren die Armeen vom Friaul und Tyrol seit dem letzten Feldzuge im Besitze von Bassano und Trient geblieben, wodurch die Franzosen abgehalten wurden, das Gebirge, und somit den Zugang in die österreichischen Erblande, zu gewinnen. Und dann hatte Alvinzi doch keine so bedeutende Niederlage erlitten, als Beaulieu und Wurmser, seine Vorgänger; Davidowich dagegen war immer glücklich gewesen, obgleich er seine Siege nicht zu benützen wußte. Uebrigens hatte es keinen Anschein, daß die Oesterreicher, noch ehe sie verstärkt wurden, die Franzosen in dem ruhigen Besitze der Lombardei stören würden.

In den zwei Monaten, die auf die Schlacht von Arcola und den Rückzug der Oesterreicher folgten, gerieth der bisher in Italien mit so vieler Lebhaftigkeit geführte Krieg gewissermaßen in Stillstand, und Buonaparte befaßte sich mehr mit Staatsangelegenheiten, — mit dem französischen Interesse in Beziehung auf die verschiedenen Staaten Italiens, mit dem Kongresse in der Lombardei, mit der Bildung und Errichtung der sogenannten transpadanischen Republik, die aus den Bezirken Bologna, Ferrara, Reggio und Modena gebildet wurde. Es soll davon später die Rede werden, da wir es nicht für zweckmäßig halten, unsere Kriegsannalen zu unter-

brechen, bevor wir auf den letzten Versuch der Oesterreicher, Mantua zu entsetzen, gekommen sind.

Es ist für's Erste zu bemerken, daß Frankreich, sey es aus Eifersucht, oder aus Mangel an Mitteln, seine Armee in Italien nur sehr sparsam unterstützt hatte. Etwa 7000 Mann, die dahin geschickt wurden, dienten kaum zum Ersatz des in den neuesten blutigen Feldzügen erlittenen Verlustes. Da nun um dieselbe Zeit die Unterhandlungen mit der römischen Regierung abgebrochen wurden, und der Pabst hierauf die Lombardei mit einem ansehnlichen Heere bedrohte, so suchte Buonaparte die Verstärkungen, die ihm versagt wurden, durch die Errichtung einer Legion zu ersetzen, die in der Lombardei ausgehoben und zu der eine bedeutende Anzahl von Polen getheilt wurde. Dieses Korps konnte zwar nicht gegen die Oesterreicher gebraucht werden, war aber mehr als hinreichend, um die Truppen des päbstlichen Stuhles hinzuhalten, die schon lange her in keinem hohen Rufe standen.

Inzwischen ergänzte Oesterreich, das wie ein Sterbender mit krampfhafter Hand Italien festhalten zu wollen schien, zum fünften Male seine Armeen an der Grenze; Alvinzi ward nochmals an die Spitze von 60,000 Mann gestellt, mit dem Auftrag, in Italien die Offensive wieder zu ergreifen. Die letzten Niederlagen hatten den öffentlichen Geist in Oesterreich eher gehoben, als gebeugt. Ein Korps

von Freiwilligen, aus achtbaren und angesehnen Individuen bestehend, zog ins Feld, um die Nationalehre wo möglich mit seinem Blute zu retten. Wien allein stellte vier Bataillons, die von der Kaiserin mit einer Fahne, die sie mit eigner Hand für sie gestickt hatte, beschenkt wurden. Auch die Tyroler drängten sich wieder unter die Fahnen ihres Landesherrn, ungeschreckt durch die Proklamation, die Buonaparte nach seinem Rückzuge von Arcola erlassen, und worin er, wiewohl auf eine grausame Weise, den kriegerischen Werth dieser braven Schützen anerkannt hatte. „Jeder Tyroler," so hieß es in dieser schrecklichen Urkunde, „der sich mit den Waffen in der Hand betreten läßt, soll auf der Stelle mit dem Tode bestraft werden." Alvinzi erklärte hierauf in einer Gegenproklamation, „daß er für jeden auf die angedrohte Weise behandelten Tyroler einen französischen Offizier aufknüpfen lassen würde." Buonaparte erwiederte, „daß er, falls der österreichische General sich solche Repressalien erlauben sollte, unter den gefangenen österreichischen Offizieren einen nach dem andern, und zwar zuerst den Neffen von Alvinzi, würde niederschießen lassen." In einer etwas ruhigeren Stimmung sahen jedoch beide Theile ein, wie grausam es seyn würde, die ohnehin so strengen Kriegsgesetze noch zu verschärfen, und die gedrohten militärischen Hinrichtungen fanden nicht Statt.

Wie sehr aber auch die österreichische Nation ihren vaterländischen Sinn auf diese Weise an den Tag legen mochte, so scheinen doch die Führer derselben durch die Erfahrung nicht klüger geworden zu seyn. Die Niederlagen von Wurmser und Alvinzi hatten ihren letzten Grund in der Vertheilung ihrer Streitkräfte auf zwei Operationslinien, zwischen denen keine rechte Verbindung bestand. Und doch ward der neue Feldzug wieder nach denselben verderblichen Grundsätzen entworfen. Während die eine Armee aus dem Tyrol nach Montebaldo vorrückte, sollte die andere auf dem Gebiete von Padua an der Brenta hinabziehen, und dann an der untern Etsch operiren, sich dieser Stellung bemächtigen und sofort Mantua entsetzen. Nach dem Plane des Hofkriegsraths sollten beide Armeen wo möglich vor der belagerten Feste zusammentreffen und dem gemäß ihre Bewegungen einrichten. Gelang es ihnen, die Belagerung aufzuheben, so unterlag es wohl keinem Zweifel, daß die Franzosen Italien räumen mußten; gelang dieser Plan aber auch nur zum Theil, so konnte Wurmser noch immer mit seiner Reiterei aus der Festung in das päbstliche Gebiet entkommen und mit Hülfe der Offiziere seines Generalstabs die päbstliche Armee organisiren und dieselbe unter seinen Befehl nehmen. Ein gewandter Agent ward abgeschickt, um Wurmser'n hievon in Kenntniß zu setzen.

Dieser fiel in die Hände der Belagerer. Umsonst verschlang er seine in eine Wachskugel eingeschlossenen Depeschen; man fand Mittel, die Wachskugel wieder an den Tag zu fördern. Sie enthielt ein von dem Kaiser eigenhändig unterzeichnetes Schreiben, worin Wurmser den Befehl erhielt, sich in keine Kapitulation einzulassen, sondern so lange wie möglich den Entsatz abzuwarten; im Fall er Mantua verlassen müßte, sich zu keinen Bedingungen zu verstehen, sondern sich einen Weg in die Romagna zu bahnen, und dort den Oberbefehl über die päbstliche Armee zu übernehmen. So erfuhr Buonaparte, was ihm bevorstehe und welcher Sturm demnächst über ihn ausbrechen sollte.

Alvinzi rückte mit der Hauptarmee von Bassano nach Roveredo vor. Provera, durch seine tapfere Vertheidigung von Cossaria in der Schlacht von Milesimo, rühmlich bekannt, befehligte die Divisionen, die an der untern Etsch operiren sollten, und ging bis Bevi l'Acqua vor, während sein Vortrab unter dem Fürsten von Hohenzollern ein französisches Korps zwang, sich auf das rechte Etschufer zurückzuziehen.

Buonaparte noch ungewiß, auf welchen von beiden gegen ihn eingeleiteten Angriffen der Feind den Accent legen würde, zog seine Armee bei Verona zusammen, das in den vorigen Feldzügen als Central-

tralpunkt immer sehr wichtig gewesen war, und von wo er nach Gefallen entweder Fluß aufwärts gegen Alvinzi ziehen, oder Fluß abwärts den Versuchen von Provera begegnen konnte. Er glaubte, daß Joubert, der Corona, ein vor kurzem stark befestigtes Städtchen, besetzt hielt, diesen Posten einstweilen werde behaupten können. Ein bis Castel=Nuovo vorgeschobenes Korps sollte Joubert im Nothfalle unterstützen; allein er trug noch Bedenken, mit der Hauptmacht dieselbe Richtung zu nehmen, bis er am 13. Jänner, Abends um 10 Uhr, erfuhr, daß Joubert bei La Corona von einer überlegenen Macht angegriffen worden sey, nur mit Mühe den Tag über seine Stellung habe behaupten können, und nun im Begriff stehe, den Rückzug anzutreten, um die wichtige Höhe von Rivoli, den Schlüssel seiner ganzen Stellung, zu besetzen.

Buonaparte, der aus diesem Berichte schloß, daß die Hauptgefähr an der obern Etsch zu bestehen sey, ließ nur die Division Augerau zur Beobachtung von Provera an der untern Etsch stehen. Es lag ihm sehr daran, sich der Alles beherrschenden Stellung von Rivoli zu bemächtigen, ehe noch der Feind seine Reiterei und sein Geschütz heranziehen konnte. Napoleon hoffte, den Feind, noch ehe dieses geschehen war, zum Gefecht bringen zu können. Er beschleunigte deßhalb seinen Marsch, und war schon am

14. um 2 Uhr des Morgens auf der Höhe von Rivoli, wo er bei hellem Mondscheine die Bivaks des Feindes in fünf besondern, von einander getrennten Gruppen abgetheilt sah. Er schloß daraus, daß der Feind im Sinne habe, ihn den andern Tag in eben so viel Kolonnen anzugreifen.

Aus der Entfernung, in welcher sich die Bivaks des Feindes von der Stellung Joubert's befanden schloß Napoleon ferner, daß dieser nicht vor 10 Uhr Morgens anzugreifen gesonnen sey, um vorher noch seine Reiterei und sein Geschütz an sich zu ziehen. Da Joubert so eben beschäftigt war, die Stellung, die er nur noch durch einen Nachtrab besetzt hielt, zu räumen, so befahl ihm Buonaparte, unverzüglich wieder umzukehren, und die wichtige Stellung von Rivoli zu besetzen.

Einige Kroaten, die der französischen Stellung nahe genug gekommen waren, um wahrzunehmen, daß Joubert's leichte Truppen die St. Markuskapelle verlassen hatten, besetzten diese sofort, wurden aber von den Franzosen wieder daraus vertrieben. Das Streben beider Theile, diesen Posten wieder zu nehmen und zu behaupten, führte nun zu einem hitzigen Gefechte, vorerst mit dem Regiment, zu dem diese Kroaten gehörten, und nachher mit der ganzen österreichischen Kolonne, welche diesem Punkte am nächsten und von Ocskay befehligt war. Letztere wurden zurückgedrängt, aber die Kolonne von Kobler rückte

zu ihrer Unterstützung vor, gewann die Anhöhe und griff zwei französische Regimenter, die mit zwei Batterien dort aufgestellt waren, an. Eines von diesen Regimentern wich, und Buonaparte selbst jagte im Galopp davon, um Verstärkung zu holen. Die nächsten französischen Truppen gehörten zu der Division Massena, und hatten, vom Nachtmarsche erschöpft, sich niedergelegt, um ein wenig auszuruhen. Auf Napoleons Befehl rafften sie sich jedoch sogleich auf, langten auf dem Wahlplatze an und in einer halben Stunde war Kobler geschlagen und zurückgeworfen. Dagegen rückte nun die Kolonne von Liptay vor, und als Quasdonowich bemerkte, daß Joubert, um seinen Vortheil über die Division Ocskay zu verfolgen, sich vorwärts bewegt und die Kapelle preis gegeben hatte, schickte er drei Bataillons ab, um den Hügel zu ersteigen und den Posten zu besetzen. Während die Oesterreicher den Hügel, auf welchem die Kapelle lag, auf der einen Seite erstiegen, bemühten sich drei französische Bataillons, die Joubert zur Vereitlung des Vorhabens von Quasdonowich zurückbeordert hatte, die steile Anhöhe auf der entgegengesetzten Seite zu erklimmen. Durch ihre Rührigkeit gelang es den Franzosen zuerst hinaufzukommen, wo sie den Vortheil des Bodens für sich hatten und mit leichter Mühe die noch heraufsteigenden Oesterreicher durcheinander den Hügel hin-

abwerfen konnten. Zu gleicher Zeit donnerten die Batterien der Franzosen auf die zerissenen Kolonnen des Feindes, ihre Reiterei wiederholte mehrere Angriffe und alle Oesterreicher, welche in das Gefecht verwickelt waren, geriethen in die größte Unordnung. Ihre vordersten Kolonnen erlitten eine gänzliche Niederlage, und die zurückgebliebenen waren in einem Zustande, der ihnen keinen Angriff gestattete.

Mitten in dieser Verwirrung hatte die Division Lusignan, die als die hinterste von den österreichischen Kolonnen, die Artillerie und das Gepäck der Armee decken mußte, nach Vollziehung dieses Auftrags die Höhen von Rivoli erstiegen und sich im Rücken der Franzosen aufgestellt. Hätte diese Kolonne den genannten Punkt noch während der Dauer des Frontalgefechts erreicht, so würde sie ohne allen Zweifel dasselbe zum Nachtheile Napoleons entschieden haben. Auch jetzt noch würde sie gegen weniger brave, weniger auf ihren General vertrauende Truppen allerdings etwas ausgerichtet haben; aber Napoleons Soldaten begnügten sich, auszurufen: „Hier kommt frische Waare auf unsern Markt!“ So sehr waren sie überzeugt, daß ihr General nicht abmanövrirt werden könne. Die österreichische Division dagegen, die nach verlorner Schlacht ohne Geschütz und Reiterei angekommen war, und einen Theil ihrer Mannschaft hatte zurücklassen müssen, um eine französische Brigade im Schach zu halten,

sah es wohl ein, daß sie, weit entfernt, die im Frontalgefecht bereits siegreichen Franzosen im Rücken angreifen und abschneiden zu können, von ihrer geschlagenen Armee selbst abgeschnitten sey. Die Division Lusignan kam in das Feuer der französischen Reserveartillerie und sah sich bald genöthigt, das Gewehr zu strecken. So kritisch ist der Ausgang der Kriegsunternehmungen, daß eine Bewegung, die, zu rechter Zeit ausgeführt, den Sieg verschafft haben würde, einen Augenblick später vielleicht das größte Unheil herbeiführen kann*). Die Oesterreicher haben bei dieser sowohl als bei andern Gelegenheiten den Ausspruch Napoleon's bewährt, daß sie sich nämlich im Kriege auf den Werth der Zeit nicht recht verstehen.

Das Schlachtfeld von Rivoli war eines der schwierigsten, das Buonaparte je behauptet hat; er verdankte den Sieg allein seiner überlegenen Kriegskunst, nicht der Uebermacht seiner Streitkräfte, wie man von ihm hat aussagen wollen. Es wurden ihm wäh-

---

*) Nach einigen militärischen Berichten soll die Division, welche im Rücken der Franzosen erschien, zum Armeekorps von Provera gehört haben, und von ihm über die Etsch entsandt worden seyn. Allein Napoleon's Denkwürdigkeiten von St. Helena beweisen das Gegentheil; Provera ging erst am 14. Jänner über diesen Fluß, und am Morgen desselben Tages hatte Napoleon die fünf Divisionen von Alvinzi, wozu auch die von Lusignan gehörte, in einem Halbkreise um die Stellung von Joubert gelagert gesehen.

rend des Gefechts mehrere Pferde verwundet, und er mußte sich der ganzen Macht seiner Persönlichkeit bedienen, um die Truppen zu rechter Zeit überall hin zu bringen, wo es nöthig war.

Der Hauptfehler, den Alvinzi beging, bestand in der Voraussezung, daß nur die unbedeutende Macht von Joubert bei Rivoli stehe, und daß diese demnach mit aller Bequemlichkeit aufgerieben werden könne. Ihm, der das geschwinde Wesen der Franzosen wohl kannte, hätte es einfallen sollen, daß Napoleon durch einen Nachtmarsch den Kern seiner Armee auf einen Punkt bringen könne, wo der Feind nur schwachen Widerstand erwartete, und daß er alsdann im Stande sey, eine weit zahlreichere Armee die von verschiedenen Punkten ausgegangen war, kein Geschütz und keine Reiterei sogleich zur Hand hatte, deren verschiedene Kolonnen ohne Uebereinstimmung handelten, völlig zu schlagen. In der Ausführung seiner trefflichen Manövers sah sich Napoleon durch die Hingebung seiner Generale und den Muth seiner Soldaten auf das beste unterstützt; Massena besonders leistete seinem Obergeneral so wichtige Dienste, daß dieser ihn zur Zeit des Kaiserthums aus dankbarer Erinnerung zum Herzog von Rivoli ernannte.

Dieser wichtige Sieg war beinahe noch nicht entschieden, als Nachrichten eingingen, durch welche Napoleon auf einen andern Punkt gerufen wurde. Am Tage dieser Schlacht schlug Provera, den wir an

der untern Etsch gelassen haben, eine Brücke über diesen Fluß, an einem Punkte, wo es die Franzosen nicht verhindern konnten, und rückte sofort auf Mantua los, das er mittelst einer List beinahe entsetzt hätte. Eines seiner Reiterregimenter, das, wie das 1ste französische Husarenregiment weiße Mäntel trug, erschien in der Vorstadt St. Georg, die damals nur durch eine einfache Umwallungslinie gedeckt war. Man war eben im Begriff, dieses Regiment ohne allen Verdacht einzulassen, als ein alter gescheuter französischer Feldwebel, der außerhalb des Walls Holz auflas, zu bemerken glaubte, daß die Mäntel dieses Regiments doch neuer wären, als die der französischen Husaren von Berchini, für die es gehalten wurde. Er theilte seinen Verdacht einem Tombour mit, der sich bei ihm befand; hierauf eilten beide in die Vorstadt, riefen zu den Waffen, und die feindliche Reiterei, die sich unter dem Mantel der Freundschaft einzuschleichen im Begriff stand, wurde nun mit Kanonenschüssen zurückgewiesen.

Während dies vorging, traf Buonaparte in Roverbella ein, das von Mantua etwa zwölf Meilen entfernt ist; er war mit unglaublicher Eile von dem Schlachtfelde abmarschirt, nachdem er die Generale Massena, Murat und Joubert beauftragt hatte, durch eine rasche Verfolgung des Feindes den Sieg zu vervollständigen.

Mittlerweile setzte sich Provera auf der See-

seite mit der Besatzung von Mantua in Verbindung und verabredete mit Wurmser die zum Ersatze der Festung nöthigen Maßregeln. Am 16. Jänner, dem Tage nach der Schlacht von Rivoli und nach dem mißlungenen Ueberrumpelungsversuche von Provera, machte die Besatzung einen starken Ausfall und stellte sich auf der Hochstraße von La Favorite auf, welcher Posten allein durch ein Reduit vertheidigt war. Napoleon, der an der Spitze seiner siegreichen Schaaren zurückkam, umzingelte die Truppen von Provera und griff sie mit Wuth an, während die ausgefallene Besatzung von dem Blokadekorps mit dem Bajonet in die Festung zurückgeworfen wurde. Provera, der vergeblich, obgleich mit vieler Entschlossenheit und Tapferkeit, den Entsatz von Mantua versucht hatte, woran dem Kaiser, seinem Herrn, so viel gelegen war, mußte mit den 5000 Mann, die er noch beisammen hatte, das Gewehr strecken. Das Korps, das er zur Deckung seiner Brücke und der rückwärtigen Päße zurückgelassen hatte, erlitt dasselbe Schicksal. So ward eine Division, die erst am 7. Jänner auf dem Kriegsfelde erschienen war, noch vor Ablauf von zehn Tagen eine Beute des Siegers. Der Hauptarmee unter Alvinzi erging es nicht besser; von dem Blutfelde bei Rivoli auf den Fersen verfolgt, konnte sie nicht mehr zu Athem kommen und ihre Ordnung nicht wieder herstellen; ganze Korps, die abgeschnitten wurden, ergaben sich, —

ein Fall der bei den Oesterreichern jetzt so häufig vorkam, daß er nicht mehr schimpflich war.

Doch verdient folgendes Beispiel angeführt zu werden, zum Beweis, wie sehr die Oesterreicher durch ihre schreckliche Niederlage betäubt waren, und wie dagegen die französischen Offiziere durch ihre unaufhörlichen Siege an Selbstvertrauen und Alles wagender Kühnheit gewonnen hatten. René, ein junger Offizier, der das Dorf Garda, am See gleichen Namens besetzt hielt, gewahrte, als er seine Vorposten besichtigte, einige herannahende Oesterreicher, die er von seinen Leuten sofort entwaffnen und als Gefangene abführen ließ. Als er nun weiter über seine Vorposten hinausging, traf er unvermuthet auf die Spitze einer österreichischen Kolonne von etwa 1800 Mann, die er wegen einer Wendung der Straße früher nicht gesehen hatte und von der er jetzt kaum zwanzig Schritte entfernt war. „Weg mit den Waffen!“ rief ihm der österreichische Befehlshaber zu, worauf René mit der größten Keckheit erwiederte: „An Euch ist es, das Gewehr zu strecken! Ich habe Eure Avantgarde aufgehoben, wie diese Gefangenen beweisen — noch einmal, streckt das Gewehr, oder Ihr seyd alle verloren!“ Die französischen Soldaten wiederholten den Ruf ihres Offiziers: „Nieder mit den Waffen!“ und der österreichische Befehlshaber wurde unschlüssig und schlug eine Capitulation vor. René aber wollte

nichts davon wissen, und bestand auf unverzüglicher, unbedingter Unterwerfung. Sein Gegner verlor den Muth und überreichte seinen Degen, indem er seinen Soldaten befahl, ein Gleiches zu thun; diese aber schöpften Verdacht, wurden widerspenstig und verweigerten ihrem Führer zu gehorchen, zu dem jetzt René mit der größten scheinbaren Fassung folgende Worte sprach: „Mein Herr! Sie sind Offi-„zier und ein Mann von Ehre; Sie kennen die „Kriegsgesetze; Sie haben sich ergeben und sind „daher mein Gefangener. Allein ich vertraue Ih-„rem Worte, — hier gebe ich Ihnen Ihren Degen „zurück; zwingen Sie Ihre Leute zum Gehorsam, „oder gewärtigen Sie, daß ich eine Division von „6000 Mann, die unter meinen Befehlen steht, ge-„gen Sie anrücken lasse!" Der Oesterreicher, durch die Berufung auf seine Ehre und durch die Drohung eines Angriffs von 6000 Mann in die größte Verlegenheit gesetzt, betheuerte, daß René sich auf sein Wort verlassen könne und vermochte endlich seine Soldaten durch sein Zureden die Waffen niederzulegen; und es zeigte sich bald, daß sie sich einem Feinde, der nur den zwölften Theil so stark war, ergeben hatten.

Unter so unglaublich günstigen Umständen mußten die Franzosen den Boden, den sie in Italien verloren hatten, bald wieder gewinnen. Trient und Bassano wurden wieder von ihnen besetzt, sammt

allen den festen Posten, die sie an der italienischen Grenze vor der Ankunft von Alvinzi innegehabt hatten. Sie würden auch wahrscheinlich noch weiter in das deutsche Gebirgsland eingedrungen seyn, wenn nicht der tiefe Schnee alle Pässe unzugänglich gemacht hätte.

Die Siege von Rivoli und La Favorite wurden endlich gekrönt durch die Uebergabe der Festung Mantua, die so viel Blut gekostet und so hartnäckigen Widerstand geleistet hatte.

Nach den genannten, so entscheidenden Siegen, die ihm alle Hoffnung eines Entsatzes benahmen, setzte Wurmser die Vertheidigung des Platzes noch einige Tage fort, in dumpfer, aber ehrenwerther Verzweiflung, wie sie sich für einen tapfern Veteranen ziemte, der seinen Posten bis auf das Aeußerste behaupten wollte, aber auch einsah, daß durch den Mangel an Lebensmitteln der Widerstand zwecklos geworden sey. Endlich sandte er seinen Adjutanten Klenau, einen in der Folge berühmt gewordenen Mann, in das Hauptquartier von Serrurier, um wegen der Uebergabe zu unterhandeln. Klenau sprach, wie man in solchen Fällen thut; er versicherte, daß sich Mantua noch lange halten könne, daß aber Wurmser, im Zweifel, zu rechter Zeit entsetzt zu werden, je nach den Bedingungen, die ihm die französischen Generale bewilligen würden, die

Festung entweder sogleich zu übergeben, oder auch noch länger zu vertheidigen gedenke.

Ein französischer Offizier von hohem Range war gegenwärtig; in seinen Mantel gehüllt stand er in einiger Entfernung von den unterhandelnden Offizieren, aber so, daß er alles, was gesprochen wurde, hören konnte. Als jene geendet hatten, trat der Offizier vor, nahm eine Feder und schrieb die Bedingungen nieder, die Wurmsern bewilligt werden sollten, — Bedingungen, die weit ehrenvoller und vortheilhafter waren, als Wurmser sie in seiner Lage erwarten konnte. „Dieß sind," sagte der unbekannte Offizier zu Klenau, „die Bedingungen, die Wurmser jetzt haben kann, und die er, wenn immer er längern Widerstand unmöglich findet, früher oder später, gleichfalls erhalten soll. Wir achten ihn zu sehr, um zu glauben, daß er eine so lang und so ehrenvoll vertheidigte Festung übergeben werde, wenn er sie noch behaupten kann. Reichen seine Vertheidigungsmittel noch aus für eine Woche, einen Monat, sogar noch zwei Monate, so bleiben meine Bedingungen dieselben. Bis morgen bin ich über dem Po und auf dem Wege nach Rom." Klenau, der jetzt merkte, daß er mit dem französischen Obergeneral spreche, bekannte geradezu, daß die Besatzung sich nicht länger halten könne, indem sie nur noch auf drei Tage zu leben habe.

Dieser Zug von Edelmuth gegen einen tapfern, aber

unglücklichen Feind ist für Napoleon sehr rühmlich. Die Verhüllung in den Mantel, um größeren Effekt hervorzubringen, zeugt vielleicht nicht von dem besten Geschmacke; allein seine Hochachtung für seinen würdigen Gegner und sein Mitleiden für ihn ist auch noch auf andere Weise beurkundet. Er schrieb an das Direktorium, er habe dem General Wurmser Bedingungen zugestanden, wie sie sich für den Edelmuth der französischen Nation gegen einen Feind ziemten, der, nachdem er durch Unglück sein ganzes Heer verloren, mit Nichtachtung seiner persönlichen Sicherheit sich durch die Blokadetruppen einen Weg gebahnt und aus freien Stücken alle Entbehrungen eines bis zur Aufzehrung des letzten Bissens verlängerten Widerstandes ertragen habe.

Der junge Sieger bewies aber gegen den alten Wurmser eine noch weit edlere Schonung dadurch, daß er nicht gegenwärtig seyn wollte, als dieser mit seiner Garnison von 20,000 Mann, worunter aber nur noch 10,000 Dienstüchtige waren, auszog, um die Waffen niederzulegen. Diese Selbstverläugnung Napoleons, die für ihn beinahe so rühmlich ist, als sein Sieg, darf in einer Geschichte nicht verschwiegen werden, die seinen Ehrgeiz und die verderblichen Folgen desselben oft zu rügen hat, darum aber nicht weniger bereit seyn muß, solchen würdigen und hochherzigen Gefühlen Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen. Die Geschichte dieses außerordentlichen Man=

nes erinnert uns eher an die abentheuerlichen und kaum glaublichen Siege der Helden des romantischen Zeitalters als an den ritterlichen Geist, der ihnen zugeschrieben wird. Das Benehmen Napoleons in diesem Falle gegen Wurmser kann aber füglich demjenigen des schwarzen Prinzen gegen seinen hohen Gefangenen, den König Johann von Frankreich, zur Seite gestellt werden.

Serrurier, Befehlshaber der Belagerungsarmee, hatte die Ehre, die Festung Mantua in Besitz zu nehmen, und zwar nach einer sechsmonatlichen Belagerung, in welcher die Besatzung, nach der Versicherung Napoleons, durch Krankheit und in zahlreichen und blutigen Ausfällen 27,000 Mann verloren haben soll. Dieses entscheidende Ereigniß machte dem Kriege in Italien ein Ende; der Streit mit Oesterreich sollte fortan in den Erblanden dieser stolzen Macht geführt werden.

Einmal im Besitze dieser langersehnten Beute, entwickelten die Franzosen gar bald die Eigenthümlichkeiten ihres Nationalkarakters. Sie zeigten ihre militärische Voraussicht und Klugheit, indem sie durch einen der berühmtesten Ingenieurs, die Befestigung von Mantua, das man die Citadelle von Italien nennen kann, auf das vollkommenste herstellen ließen. Sie setzten bürgerliche Feste ein, und unter andern eines zu Ehren Virgil's, der, obgleich der Lobsänger eines Kaisers, ohne weiteres

zum Schutzgeist einer entstehenden Republik gewählt wurde. Ihre Habsucht gab sich kund durch das Bestreben ihrer Künstler, die Freskogemälde von Titian, den Krieg der Götter und der Giganten vorstellend, von den Wänden abzulösen, auf die Gefahr hin, etwas ganz Unersetzliches zu zerstören. Es ist ein Glück, daß dieses Vorhaben als unausführbar wieder aufgegeben wurde.

Zweites Kapitel.

Lage und Absichten Napoleons in dieser Periode des Feldzugs. — Sein politisches Benehmen gegen die Italiener. — Seine Popularität. — Harte Friedensbedingungen, die dem Pabste vorgelegt werden. — Deren Verwerfung. — Napoleon ist verschiedener Meinung mit dem Direktorium. — Neue Unterhandlungen werden angeknüpft. — Wieder ohne Erfolg. — Der Pabst bringt seine Armee auf 40,000 Mann. — Napoleon überzieht das päbstliche Gebiet. — Niederlage der päbstlichen Truppen bei Imola, — bei Ancona. — Dessen Einnahme. — Einnahme von Loretto. — Buonaparte's Milde gegen die widerspenstigen französischen Geistlichen. — Der Friede von Tolentino. — Napoleons Schreiben an den Pabst. — San Marino. — Uebersicht der Lage der verschiedenen italienischen Staaten; — Rom; — Neapel; — Toscana; — Venedig.

Die Augen von ganz Europa waren jetzt auf Napoleon Buonaparte gerichtet, der sich so schnell zum Schrecken der Länder und zum Gründer neuer Staaten erhoben, — der die ausgezeichnetsten Generale und die trefflichsten Truppen von Europa in wenigen

Monaten besiegt hatte und zuerst als ein Glücksritter aufgetreten war, der mehr ein gewöhnliches Fortkommen, als Ruhm und Auszeichnung zu suchen schien. Ein so rasches Emporkommen war bis jetzt höchstens bei halbwilden Völkern, zufolge großer Volksaufstände und verderblicher Umwälzungen, in dem civilisirten Europa dagegen niemals bemerkt worden. Der plötzlich so hoch Gestiegene hatte überdies so manche Prüfung bestanden, daß er sich behaupten zu müssen schien. Napoleon stand da wie ein Fels, gegen den die Stürme nichts vermögen; die Mittel zu seiner Erhebung mußten, wie es schien, auch zu seiner Erhaltung dienen. Er hatte den von ihm befehligten Armeen ein solches Vertrauen auf seinen Genius, eine solche Liebe zu seiner Person eingeflößt, daß es ihm, selbst bei den schwierigsten Unternehmungen, an bereitwilligen Werkzeugen nie fehlen konnte; es war sogar ein Theil seiner unermüdlichen! Thätigkeit und seiner Gewandtheit auf seine Soldaten übergegangen. Auf jenen langen und gewaltigen Märschen, die in seinem Kriegssysteme eine Hauptrolle spielten, war er gewohnt seine Soldaten mit den Worten zu ermuntern: „Ich will den Sieg lieber Euren Beinen, als Eurem Blute zu danken haben!" Die Franzosen schienen unter seiner Leitung ganz die Männer zu werden, wie er sie zu haben wünschte, und aufgeregt durch die Kriegsereignisse

eignisse, von Siegeshoffnungen beseelt, alle Mühsale und Entbehrungen zu vergessen. In einer seiner Meldungen an das Direktorium während des ersten Feldzugs von Italien hat Napoleon selbst den französischen Soldaten auf folgende Weise geschildert: „Wollte ich alle diejenigen nennen, die sich durch „persönliche Tapferkeit ausgezeichnet haben, so müßte „ich alle Grenadiere und Schützen des Vortrabs „nennen. Sie scherzen mit der Gefahr und spotten „des Todes, und wenn je etwas ihrer Unerschrockenheit gleich kommt, so ist es der Frohsinn, mit dem „sie, unter dem Gesange von Liebesliedern und patriotischen Hymnen, die gewaltigsten Märsche zurücklegen. Im Nachtlager angekommen, legen sie „sich nicht, wie man erwarten sollte, zur Ruhe; „jeder erzählt auf seine Weise die Geschichte des „Schlachttages und sagt seine Meinung darüber, „was am folgenden Tage geschehen wird, und manche „von ihnen urtheilen auch sehr richtig über militärische Gegenstände. Als ich neuerlich eine Halbbrigade besichtigte, und dieselbe an mir vorbeiziehen ließ, trat ein gemeiner Jäger auf mich zu „und sagte: „„General! Sie sollten das und jenes thun ‒ ‒ ‒"" „Ich erwiederte ihm: „„Halt „dein Maul, Bursche!"" — „Er verschwand sogleich, und ich habe ihn seitdem nicht mehr ausfindig machen können; allein das von ihm empfoh-

„lene Manöver war ganz dasselbe, das ich bei mir
„beschlossen hatte. — —"

Zur Führung dieser rührigen, gescheuten und unerschrockenen Soldaten hatte Buonaparte Offiziere, die der Sache ganz gewachsen waren, — junge oder doch noch nicht bejahrte Männer, denen die Revolution und der durch sie herbeigeführte Krieg eine grenzenlose Bahn eröffnet hatte, — die durch die Entwürfe ihres Feldherrn und durch das Gelingen derselben begeistert wurden. Buonaparte, der jeden Einzelnen ins Auge faßte, versäumte niemals, Belohnung und Strafe, Lob und Tadel zu spenden, oder die Beförderung der Offiziere, die sich besonders ausgezeichnet hatten, fast immer mit Erfolg zu betreiben. Er übernahm es gerne, diejenigen zu trösten, deren Verwandte unter seinen Fahnen gefallen waren. Sein Trostschreiben an General Clarke, wegen des Todes des jungen Clarke, seines Neffen, der bei Arcola umkam, ist in Wahrheit rührend, und beweist, daß er mitten in seinen Siegen wohl wußte, daß er strenge beurtheilt und getadelt werde*). Seine übergroße Empfindlichkeit ge-

*) Brief Napoleon's an den General Clarke; vom 25. Brumaire, 5. Jahr der Republik. „Ihr Neffe ist auf dem Schlachtfelde von Arcola gefallen. Der junge Mann hatte sich mit dem Kriegswesen vertraut gemacht; er diente oft als Kolonnenführer und wäre mit der Zeit ein tüchtiger Offizier geworden. Er ist rühmlich im Angesichte des Feindes gestorben,

gen die Angriffe der Presse hat ihn durch sein ganzes Leben begleitet und schien ihn, wie der Sklave hinter dem Siegeswagen, daran zu mahnen, daß er nur ein sterblicher Mensch sey.

Es ist ferner zu bemerken, daß Napoleon all den mannigfachen Versuchen der Kommissäre und anderer Geschäftsleute, sich der für die Armee bestimmten Gelder zu bemächtigen, entschlossen und kühn entgegentrat. In seiner öffentlichen, besonders aber in seiner Privatkorrespondenz, beklagt er sich gar sehr über diese Agenten, ob es ihm gleich nicht verborgen seyn konnte, daß er durch die Bekämpfung dieses Uebels, Leuten vom größten Einflusse, die insgeheim bei dergleichen Unternehmungen betheiligt waren, mißfallen mußte. Allein sein militärischer Ruhm hatte ihn bereits unentbehrlich gemacht,

---

und hat keinen Augenblick gelitten — Wer wird ihn nicht um einen solchen Tod beneiden? Wer sollte es nicht als ein Glück ansehen, auf diese Weise aus einer so verächtlichen Welt zu kommen? — Wer von uns hat es nicht schon hundertmal bedauert, daß er den Angriffen der Verläumdung, des Neides und aller der gehässigen Leidenschaften, die, wie es scheint, das Menschengeschlecht beherrschen, nicht auf diesem Wege hat entgehen können?“ — Dieses in mancher Hinsicht merkwürdige Schreiben erinnert den englischen Leser gewiß an Addison's Cato, der die Leiche seines Sohnes mit den Worten begrüßte:

„Wer möchte nicht dieser Jüngling seyn!“

und so konnte er es sich allerdings erlauben, der Feindschaft solcher Personen, die in der Regel eben so feig, als schmutzig sind, Trotz zu bieten. Von Barras, dem ehemaligen Gönner Napoleons, glaubte man, daß er diese Art des Erwerbs nicht verschmähe.

Gegen seine Generale änderte Buonaparte sein Benehmen in dem Maße, als das Gefühl seiner persönlichen Wichtigkeit in ihm erwachte. Ein Offizier vom höchsten Range hat uns berichtet, Napoleon habe in seinen früheren Feldzügen diese Männer sehr freundlich und als Seinesgleichen behandelt. Einige Zeit nachher benahm er sich gegen sie mit der Offenheit eines Kriegers, der die Verdienste seiner Untergebenen zwar achtet, aber sie doch fühlen läßt, daß er ihr Vorgesetzter sey. Später beobachtete er gegen seine Generale jene abgemessene Höflichkeit, mit welcher Fürsten ihre Unterthanen behandeln, und gab ihnen dadurch zu verstehen, daß er in ihnen nicht mehr seine Gefährten, sondern seine Diener erkenne*).

---

*) Graf Las Cases führt einen ähnlichen Fall an. — Ein Offizier, welcher vor Toulon im vertrautesten Verhältnisse mit Buonaparte stand, hatte sich, als dieser den Oberbefehl über die Heere in Italien erlangte, auf den Weg gemacht, um in die Arme seines alten Kameraden zu fliegen. Bald aber erkannte er in den Blicken und der ganzen Haltung des Generals, daß es mit der Vertraulichkeit zu Ende

Das Betragen Napoleons gegen die Italiener war in den meisten Fällen höchst klug und politisch, und, wie es die ächte Politik fordert, auch den Vorschriften der Gerechtigkeit und Mäßigung angemessen. Er entwaffnete dadurch zum Theil den Haß, den er sich durch die Entführung der Kunstwerke und auch durch seine Eingriffe in das katholische Kirchenthum zugezogen hatte.

In Beziehung auf den letzten Punkt wurde der General besonders vorsichtig. Seine Abneigung gegen die römische Kirche, oder vielmehr seine Verachtung derselben sprach sich nicht mehr so derb aus, wie früher; sie nahm im Gegentheil die Gestalt philosophischer Gleichgültigkeit an. Während Napoleon die Geistlichkeit der Sorgen, die mit dem weltlichen Besitze verbunden sind, enthob, vermied er den Fehler der Jakobiner; er focht ihre Lehren nicht an, nahm die Individuen derselben in Schutz und erklärte sich als den Freund allgemeiner Duldung in allen Gewissensangelegenheiten.

Im Punkte der Politik sowohl, als der Religion schien Buonaparte seine Meinung gar sehr geändert zu haben. Es ist in der That sehr zu bezweifeln, ob er sich je im Ernste zu den überspannten Meinungen der Jakobiner bekannt habe, aber er muß doch diese Meinungen, sey es nun im Ernste

---

sey, und daß seit jener Zeit der Karakter seines Freundes mit dessen Erhöhung sich geändert habe.

oder nicht, geäußert haben, als er zuerst durch den Einfluß des jüngern Robespierre, eines Salicetti, eines Barras, der später ein Thermidorist, vor Toulon noch Sansculotte war, befördert wurde *). Mit seinem hellen und gesunden Menschenverstande mußte Buonaparte bald einsehen, daß der eben so tolle, als unvernünftige Versuch, die Weisheit, das Eigenthum und alle Geistesbildung unter das Joch des großen Haufens zu beugen, keinen wohlgeordneten Staat begründen könne. Obgleich damals Napoleon ein Republikaner von der Parthei der Thermidoristen war und die übliche Redensart von Freiheit und Gleichheit im Munde führte,

---

*) Selbst vor Toulon ward er von hellsehenden Menschen nicht für einen rechtgläubigen Jakobiner gehalten. Als General Cartaux, jener stupide Sansculotte, unter welchem Napoleon zuerst diente, mit vielen Lobeserhebungen von dem jungen Artillerie Kommandanten sprach, bemerkte seine Frau, die zu Haus das Regiment führte, „daß man nicht zu sehr auf den jungen Mann rechnen dürfe, weil er zu viel Verstand habe, um lange Sansculotte zu bleiben." — „Verstand? Frau Bürgerin!" erwiederte der beleidigte Gemahl — „Sind wir denn Dummköpfe?" — „Keineswegs," antwortete die Dame, „aber sein Verstand ist von anderer Art, als der eurige." Las Cases Tagebuch, I. Band.

In demselben Werke wird angegeben, daß Lucian ein heftigerer Jakobiner war, als Napoleon selbst. Mehrere dem letzteren zugeschriebene Aufsätze mit der Unterschrift: Brutus Buonaparte, sollen bestimmt von Lucian herrühren.

keine höhere Würde, als die des Bürgers erkannte, und mit Du und Dich um sich warf, so nahm er sich doch heraus, in diese demokratischen Formen ein liberales Wesen zu legen. Das republikanische Glaubensbekenntniß glich in der That allmählig dem Schurzfell jenes Kesselflickers, der im Orient der Stifter einer Dynastie war. Seine Nachkommen behielten dasselbe als Fahne bei, überluden es aber so sehr mit Edelsteinen und Stickereien, daß von dem ursprünglichen Stoffe nicht viel mehr zu sehen war.

Der Jakobinismus, zum Beispiel, der darauf hinausgeht, den Nationalkarakter in die rohe Unwissenheit der unteren Volksklassen herabzuziehen, war eben darum der natürliche Feind der schönen Künste und Wissenschaften. Die Sansculotten begriffen nichts von den Erzeugnissen derselben und zerstörten diese aus denselben aufgeklärten Gründen, wegen denen die Anhänger von Jack-Cade den Schreiber von Matham mit seinem Tintenfasse und seiner Feder um den Hals, aufknüpften. Buonaparte dagegen sah ein, daß Wissenschaft, von welcher Art sie auch sey, Macht gewähre; er zeichnete sich eben darum mitten in seinen Siegen auf eine ehrenvolle Weise dadurch aus, daß er den Umgang vorzüglicher und wissenschaftlich gebildeter Männer suchte, und eine Vorliebe für die Alterthümer und Seltenheiten der Städte, in die er einzog, zeigte, was

für die Bewohner derselben nicht anders als schmeichelhaft seyn konnte. In einem öffentlichen Schreiben an den berühmten Sternkundigen Oriani versichert er ihn, daß alle Männer von Geist, alle ausgezeichneten Gelehrten, wo sie auch geboren seyn mögen, als Franzosen angesehen werden sollen. „Bis jetzt," sagte er, „standen die italienischen Gelehr„ten nicht in der Achtung, die sie verdienten; sie „verschlossen sich in ihre Studirstuben und Biblio„theken, und schätzten sich glücklich, wenn sie von „den Königen und den Priestern nicht bemerkt und „eben deßwegen auch nicht verfolgt wurden. Jetzt ist „es nicht mehr so; es gibt keine Inquisition, keine „despotische Gewalt mehr. Der Gedanke ist frei „in Italien; ich lade die Schriftsteller und alle, die „sich den Wissenschaften widmen, ein, sich mit ein„ander zu berathen, und mir Vorschläge zu machen, „wie den schönen Künsten und Wissenschaften neues „Leben gegeben werden könne. Alle diejenigen, „welche Frankreich sehen wollen, sollen von der Re„gierung mit Auszeichnung aufgenommen werden. „Das französische Volk ist stolzer darauf, einen ge„schickten Mathematiker, einen berühmten Mahler, „irgend einen ausgezeichneten Gelehrten in die Zahl „seiner Mitbürger aufzunehmen, als sein Gebiet „durch Einverleibung einer großen und reichen Stadt „zu vergrößern. — Ich ersuche Sie, mein Herr, „diese meine Gesinnungen den vorzüglichsten Ge-

„lehrten im mailändischen Gebiete bekannt zu ma=
„chen." An die Municipalität von Pavia schrieb er,
die Lehrer dieser berühmten Hochschule möchten ihre
Vorlesungen unter seinem Schutze mit aller Sicher=
heit wieder eröffnen und ihm die Mittel zur Em=
porbringung dieser Anstalt bezeichnen.

Um den regen Antheil, den er an der Littera=
tur und den wissenschaftlichen Instituten Italiens
nahm, zu zeigen, gestattete er allen Männern vom
gelehrten Fache freien Zutritt zu seiner Person.
Dieser Umgang war für ihn um so anziehender, als
er selbst aus Italien stammte, die schöne Sprache
dieses Landes von seiner Kindheit an fertig sprach
und sich darin mit großer Leichtigkeit ausdrücken
konnte. Wir können hier im Vorübergehen bemer=
ken, daß Napoleon in der Person des Abbate Gre=
gorio Buonaparte den letzten Zweig jener florenti=
nischen Familie fand, von der die korsische Linie die
jüngere war. Er hatte seinen Wohnsitz zu San Mi=
niato, war Domherr, stand bereits in hohem Alter
und galt für sehr reich. Die Verwandtschaft ward
sehr gerne anerkannt, und der General nahm mit
seinem ganzen Stabe bei dem Domherrn Gregorio
das Mittagsmahl ein. Alles Dichten und Trachten
des alten Mannes war darauf gerichtet, die Hei=
ligsprechung eines Bonaventura Buonaparte zu be=
wirken, der im siebzehnten Jahrhundert als Ka=
puziner im Geruche der Heiligkeit gestorben, dessen

Recht auf diese Beehrung aber bis jetzt noch nicht anerkannt war. Es muß unterhaltend gewesen seyn, zu hören, wie der alte Mann einen für Napoleon so wenig interessanten Gegenstand abhandelte, und wie er den französischen Obergeneral dringend um seine Verwendung bei dem Pabste bat. Es unterliegt auch wohl keinem Zweifel, daß der heilige Vater, um andere Forderungen zu beseitigen, ein ganzes Regiment von Carmagnolen kanonisirt, und jener alten Kalendermiliz der sogenannten thebanischen Legion beigesellt haben würde. Allein Napoleon begriff, daß eine Bitte dieser Art, von ihm vorgebracht, etwas Lächerliches haben würde*).

Der Umstand, daß sich Buonaparte bei den Italienern beliebt zu machen wußte, trug nicht wenig dazu bei, den neuen, durch die französische Revolution aufgekommenen Lehren in Italien Eingang zu verschaffen. Zu diesem Behuf schien er auch großes

*) Las Cases berichtet, daß nachher der Pabst selbst diesen Gegenstand seiner Aufmerksamkeit gewürdigt habe, und geneigt gewesen sey, in dem unmittelbaren Schutze des heiligen Bonaventura den Grund von dem großen Glücke Napoleons zu finden. — Man sagt von dem großen Kirchenfreunde, dem Könige David von Schottland, er sey ein guter Heiliger für die Krone gewesen; gewiß muß der heilige Bonaventura ein guter Heiliger für den päbstlichen Stuhl gewesen seyn. — Der alte Abbate vermachte sein ganzes Vermögen an Napoleon, der es einer öffentlichen Anstalt schenkte.

Vertrauen in die Italiener zu legen. Er behielt sich allerdings bei allen wichtigen Dingen die letzte Entscheidung vor; in allen minder bedeutenden Angelegenheiten aber ließ er die Eingebornen selbst handeln und ermunterte sie sogar dazu, auf eine Weise, an die sie unter ihren deutschen Gebietern gar nicht gewöhnt waren. Die innere Verwaltung ihrer Städte war provisorischen, ohne alle Rücksicht auf Rang gewählten Vorstehern anvertraut; die bewaffneten Bürger oder Nationalgarden hatten die öffentliche Sicherheit zu handhaben. Sie erkannten gar bald den Werth dieser Vorrechte und sehnten sich bereits nach einem Zustande von Nationalfreiheit; die Bewohner der Lombardei besonders drangen mit leidenschaftlichem Ungestüm auf die Erklärung ihrer Unabhängigkeit; Napoleon konnte sich ihrer kaum erwehren, und es blieb ihm keine andere Wahl, als sie durch Entschuldigungen und Versprechungen hinzuhalten, wodurch ihre Ungeduld nur noch höher gesteigert wurde. Andere Städte von Italien (denn diese Stimmung zeigte sich vorzüglich unter den Städtebewohnern) bezeugten allmählig auch den Wunsch, ihr Regiment nach dem revolutionären Systeme zu modeln; dies war besonders auf der Südseite des Po der Fall.

Man wird sich erinnern, daß Napoleon mit dem Herzog von Modena einen Vertrag geschlossen und demselben gegen die Bezahlung großer Geld-

summen und die Auslieferung seiner vornehmsten Kunstschätze sein Fürstenthum garantirt hatte. Dem gemäß ward es dem Herzog gestattet, seine Staaten durch eine Regentschaft verwalten zu lassen, während er selbst seinen Aufenthalt in Venedig nahm. Allein seine zwei größten Städte, Reggio und Modena, besonders die erste, kamen auf den Einfall, sich der herzoglichen Regierung zu entziehen. Auf die Zustimmung des französischen Obergenerals und seiner Regierung voraus rechnend, standen die Bürger von Reggio auf, vertrieben die herzoglichen Truppen aus der Stadt und pflanzten einen Freiheitsbaum mit dem Entschlusse, wie sie sagten, unter dem Schutze der französischen Regierung einen Freistaat zu bilden. Um Modena von einem ähnlichen Versuche abzuhalten, ließ hierauf die herzogliche Regierung Geschütz auf die Wälle der Stadt führen und traf noch andere Vertheidigungsanstalten.

Napoleon stellte sich, als sehe er in diesen Anstalten eine feindliche Maßregel gegen die Franzosen; er schickte sofort ein Truppenkorps nach dieser Stadt, nahm Besitz von derselben ohne allen Widerstand, beraubte den Herzog aller der Vortheile, welche er durch die Vermittlung des berühmten St. Jerome theuer erkauft hatte, und erklärte, die Stadt stehe fortan unter französischem Schutze. Bologna und Ferrara, zwei Legationen des päbstlichen Stuhls, waren bereits von den Franzosen besetzt und wur-

den von einem Ausschusse ihrer Bürger regiert. Man munterte sie jetzt auf, mit Reggio und Modena gemeinschaftliche Sache zu machen; ein Kongreß von hundert Abgeordneten wurde aus diesen vier Bezirken einberufen, um eine Regierung, die über Alle Gewalt hätte, einzusetzen. Dieser Kongreß fand Statt und faßte den Beschluß, daß die genannten Gebiete einen einzigen Staat, nach seiner geographischen Lage die transpadanische Republik genannt, bilden sollten. Somit nahmen sie den Karakter der Unabhängigkeit an, während sie der That nach unter der Gewalt Buonapartes verblieben, gleich dem Thon in den Händen des Töpfers, der denselben gestalten kann, wie es ihm beliebt. Der General aber schärfte diesen Abgeordneten den Grundsatz ein, daß alle Freiheit nur durch den Gehorsam gegen die Gesetze bedingt sey. „Vergesset niemals,“ so antwortete er auf die Zuschrift, worin sie ihn von ihrem Beschlusse in Kenntniß setzten, „daß alle Gesetze nichts sind, wenn es an der „Kraft zu deren Handhabung fehlt. Denkt auf die „Errichtung einer ansehnlichen Streitmacht. Glücklicher, als das französische Volk, werdet Ihr zur „Freiheit gelangen, ohne die Feuerprobe einer Revolution bestehen zu müssen.“

Dies war nicht die Sprache eines Jakobiners, und begründet den Glauben, daß Napoleon gerade jetzt, wo er äußerlich dem republikanischen Systeme

ergeben war, große Veränderungen in Frankreich vorzunehmen im Sinne hatte.

Indessen sahen die Lombarden mit Verdruß, daß sie auf der Bahn der Revolution und der scheinbaren Unabhängigkeit hinter ihren Nachbarn zurückgeblieben waren. Die Municipalität von Mailand schritt nun zur Abschaffung *aller*, ein Feudalverhältniß bezeichnenden Ehrentitel und erwies sich so ungeduldig, daß Buonaparte, um sie zu beschwichtigen, die baldige Einführung einer republikanischen Verfassung feierlich versprechen mußte und es für gerathen hielt, eine provisorische Regierung einzusetzen, deren Mitglieder aus allen Klassen, mit Einschluß der Bauern, gewählt wurden.

Diese Maßregel bewies zur Genüge, daß die Gründe, wodurch die französische Regierung bestimmt worden, die Anerkennung der sogenannten *Unabhängigkeit* der Lambardei zu verzögern, viel von ihrem Gewicht verloren hatten; denn bald darauf setzte die provisorische Regierungsbehörde von Mailand, nach einigen bescheidenen Zweifeln über ihre Vollmachten, das ganze Land in Revolutionszustand, und rief die Bildung der transpadanischen Republik aus, die später diesen Namen wieder ablegte und mit der cispadanischen zu einem einzigen Freistaat, die cisalpinische Republik genannt, vereinigt wurde. Dieser entscheidende Schritt geschah am 3. Jänner 1797. Einige, etwas demokratische Dekrete, mußten

der Unabhängigkeitserklärung zur Einleitung dienen; in der Revolution selbst war jedoch eine gewisse Mäßigung nicht zu verkennen. Der Adel, obwohl der Lehnsrechte und seiner Titel beraubt, verlor doch seine staatsbürgerlichen Rechte nicht; die Reformation der Kirche ward nur leise, unter Vermeidung alles dessen, was den Umsturz derselben hätte besorgen lassen können, angedeutet. In diesen Stücken blieben die Italiener weit hinter ihrem französischen Vorbild. —

Wenn auch Buonaparte der Wortbrüchigkeit beschuldigt werden mag, weil er dem Herzog von Modena den Schutz wieder entzog, den dieser um einen so theuren Preis von ihm erkauft hatte, so trifft ihn doch nicht der gleiche Vorwurf in Hinsicht auf die transpadanische Republik, insoferne durch die Errichtung derselben die Legationen von Ferrara und Bologna von den Besitzungen des römischen Stuhls abgerissen wurden. Die Franzosen hatten sich diese größtentheils vorbehalten, um darüber, im Falle einer endlichen Uebereinkunft der Republik mit dem Pabste nach Umständen zu verfügen. Die Friedensunterhandlungen hatten sich jedoch in die Länge gezogen, und es schien, daß sie sich, ohne Hoffnung einer Wiederanknüpfung, zerschlagen müßten.

Wenn die Angabe Napoleons, wie wir glauben, Grund hat, so fällt das Hinhalten eines Friedensschlusses mit dem römischen Hofe, vornehmlich dem

Direktorium zur Last, dessen Habsucht und Erwerbslust zu jener Zeit auf's höchste gestiegen waren. Nachdem unter der Vermittlung des spanischen Bothschafters Azara dem Pabste, der dafür große Summen erlegen, kostbare Gemälde und Statuen ausliefern, auch die Legationen Ferrara und Bologna abtreten mußte, ein Waffenstillstand bewilligt worden war, schickte Seine Heiligkeit zwei Bevollmächtigte zur Abschließung des Friedens nach Paris. Allein die Bedingungen waren so hart, daß der Pabst, so verzweifelt auch seine Lage war, dieselben schlechterdings nicht annehmen zu können glaubte. Er sollte zehn Jahre lang eine große Menge Getreides liefern, sechs Jahre lang einen Tribut von sechs Millionen römischer Kronen bezahlen, die Häfen von Ancona und Civita=Vecchia auf immer an Frankreich abtreten, und die Unabhängigkeit von Ferrara, Bologna und Ravenna anerkennen. Um zur Unterdrückung noch die Schmach zu fügen, wurde die gänzliche Auslieferung des clementinischen Museums gefordert, und nebenbei noch bestimmt, daß Frankreich, unter der Aufsicht seines Gesandten, zu Rom einen eigenen Gerichtshof und ein eigenes Theater haben sollte. Endlich sollte die weltliche Herrschaft über den Kirchenstaat durch einen Senat und eine Volksversammlung ausgeübt werden.

Man hätte sich in diese Bedingungen noch fügen

können

könuen, obgleich sie darauf angelegt waren, Seine Heiligkeit aller weltlichen Herrschaft zu berauben; allein es wurden noch andere Dinge gefordert, die der Pabst als Oberhaupt der Kirche, nicht bewilligen konnte, wenn er anders noch die Rechte, die mit dieser Würde verbunden sind, ansprechen wollte. Er sollte alle seit 1789 gegen Frankreich erlassene Breven zurücknehmen, dem Konstitutionseid, wodurch die französische Geistlichkeit die Verbindung mit dem römischen Stuhle aufgab, Gesetzeskraft verleihen und die Einziehung der Kirchengüter genehmigen. Allein Schätze mögen vom Pabste ausgeliefert, weltliche Würden abgelegt und Provinzen abgetreten werden, das jedoch, was den Lehrsätzen der Kirche, deren Vertreter er ist, schnurstracks zuwiderläuft, konnte er nicht thun. Nur wenige Geistliche in Frankreich hatten Anstand genommen, ihre Ergebung gegen die römische Kirche dadurch zu bezeugen, daß sie das Loos der Verbannung der Leistung des Konstitutionseides vorzogen. Es war jetzt an dem Oberhaupte der Kirche, dieselbe uneigennützige Hingebung durch sein persönliches Benehmen zu beurkunden.

Nachdem daher das Kardinals-Kollegium die Anträge Frankreichs, als das Gewissen verletzend, verworfen hatte, erklärte der Pabst seinen festen Entschluß, eher das Aeußerste zu erdulden, als Bedin-

gungen einzugehen, die er für vernichtend, entehrend und selbst für gottlos halte. Das Direktorium beschloß nun hinwiederum den gänzlichen Untergang des Pabstes und die Vernichtung seiner Gewalt, der geistlichen sowohl, als der weltlichen.

Napoleon dachte nicht wie die Regierung. In moralischer Beziehung würde eine Aussöhnung mit dem Pabste von großem Nutzen für Frankreich gewesen seyn, dasselbe wieder mit andern katholischen Nationen befreundet und den Abscheu, den es wegen seines ruchlosen und atheistischen Strebens geweckt hatte, gemildert haben. Selbst die Armee des heiligen Stuhles war nicht so ganz zu verachten, wenn nämlich in dem Kriege mit Oesterreich ein Unfall eintreten sollte. Aus diesen Gründen bewog er das Direktorium, in Florenz neue Unterhandlungen anzuknüpfen. Als aber die französischen Bevollmächtigten in sechzig vorläufigen und unabänderlichen Artikeln dieselben Bedingungen wieder vorbrachten, die der Pabst, als seinem Gewissen zuwiderlaufend, bereits verworfen hatte, so wurden die Verhandlungen wieder abgebrochen, und der Pabst beschloß in seiner Verzweiflung mit dem Hause Oesterreich gemeinschaftliche Sache zu machen und, was der römische Stuhl schon lange nicht mehr gethan hatte, Waffengewalt zu gebrauchen.

Es war ein Fall der äußersten Noth; allein die Schilderhebung der päbstlichen Regierung, deren

Kriegsmacht schon längst der Gegenstand des Spottes gewesen war, *) gegen den Besieger von fünf österreichischen Armeen erinnert und an den Priamus, den unglücklichen Greis, der seine rostige Rüstung anlegte, um die Schwäche seines hohen Alters mit der jugendlichen Kraft des Pyrrhus zu messen **). — Doch benahm sich Pius VI. energisch genug; er ließ einen Transport von sechszehn Millionen, die so eben in die französische Kriegskasse abgeliefert werden sollten, wieder nach Rom zurückführen, und bot allem auf, seine Armee zu verstärken, die durch die Vermittlung der ausgezeichneten römischen Familien auch wirklich auf 40,000 Mann gebracht und unter den Befehl desselben Generals Colli gestellt wurde, der in dem Feldzuge auf den Alpen, die sardinischen Truppen mit Auszeichnung befehligt hatte. Die Geistlichkeit gab sich die größte Mühe, den bevorstehenden Krieg als einen Kreuzzug darzustellen und die Wuth des Landvolks in den Appenninen aufzu-

*) Voltaire nennt in einem seiner Romane den Pabst einen alten Herrn, der eine Leibwache von hundert Mann halte, welche die Wache mit Regenschirmen beziehen und mit niemand Krieg führen.

**) Arma diu senior desueta, trementibus aevo
Circumdat nequicquam humeris, et inutile ferrum
Cingitur — —

Aeneid, Lib. II.

regen, welches die Franzosen nicht nur als Fremde, sondern auch als Ketzer haßte. Der Pabst suchte sich auch mit dem König beider Sicilien auf das engste zu verbinden, und dieser versprach insgeheim, Rom mit einer Armee von dreißigtausend Mann zu decken. Auf die Treue des Hofes von Neapel konnte man sich freilich nur wenig verlassen; der französische Gesandte verglich aber den Pabst mit einem Menschen, der, um nicht in einen Abgrund zu fallen, sich sogar an einem rothglühenden Eisen festhalten würde.

Während der römische Hof sich solchergestalt rüstete, machte es Napoleon der französischen Regierung zum Vorwurf, die Unterhandlungen abgebrochen zu haben; er meinte, man hätte den Ausgang von Alvinzi's Operationen, oder wenigstens die Ablieferung von jenen sechzehn Millionen, *deren er* für seine Armee so sehr bedurfte, abwarten sollen. Er erhielt zufolge dieser Vorstellungen die Erlaubniß, die Unterhandlungen nach etwas veränderten Bedingungen wieder anzuknüpfen. Der Pabst war jedoch schon zu weit gegangen; selbst der Sieg von Arcola und die Drohungen Napoleons, an der Spitze eines fliegenden Korps gegen Rom zu ziehen, vermochten nicht, seinen Entschluß zu ändern. „Mag der französische General bis nach Rom kommen," sagte der päbstliche Minister, „der heilige Vater kann allenfalls seine Hauptstadt verlassen, je weiter

„sich dagegen die Franzosen von der Etsch entfer-
„nen, desto näher sind sie ihrem Verderben.“ Na-
poleon schloß aus dieser feindseligen Antwort, daß
der Pabst noch immer auf den Entsatz von Mantua
hoffe; um ihn aber zu züchtigen, mußte er erst mit
Alvinzi und Provera fertig geworden seyn. Nach
den entscheidenden Schlachten von Rivoli und La
Favorita hatte es aber Napoleon in seiner Gewalt,
die Macht des heiligen Stuhles, wie sie eben war, zu
brechen. Zu diesem Ende trug er dem General Vic-
tor auf, mit einer französischen Division von 4000
Mann und mit etwa eben so viel Italienern, die
von der Lombardei und der transpadanischen Repu-
blik gestellt wurden, auf der Straße von Imola in
den Kirchenstaat einzufallen.

Mittlerweile hatte die Geistlichkeit in der Ro-
magna das Aeußerste gethan, um die Bauern zu
einem Aufstande in Masse zu vermögen; bei dem
Schall der Sturmglocke erhoben sich auch viele von
ihnen. Ein solches Aufgebot ist aber mehr dazu ge-
eignet, durch die Operationen des kleinen Krieges,
der in der Flanke und in dem Rücken des Feindes
gegen seine Hülfsquellen geführt wird, einer regel-
mäßigen Armee Abbruch zu thun, als dieselbe auf offe-
nem Felde zu bekämpfen. Die eigentliche päbstliche
Armee, aus etwa 7- bis 8000 Mann bestehend, hielt
den Senio, südlich von Imola, besetzt, und ver-
wehrte den Uebergang. Am Ufer waren Kanonen

aufgestellt; da aber der Bach ungewöhnlich seicht war, so gingen die Franzosen anderthalb Meilen oberhalb dieser Stellung auf das andere Ufer, griffen die römische Armee im Rücken an, die nach einem kurzen Widerstande nach allen Richtungen zerstiebte. Einige hundert wurden getödtet, und unter diesen befanden sich mehrere Mönche, die, mit dem Krucifix in der Hand, sich in die Reihen gestellt hatten, um die Soldaten anzufeuern. Faenza leistete Widerstand und ward mit Sturm genommen; die Großmuth oder die Klugheit Napoleons aber hielt die Soldaten von der Plünderung ab, und die Kriegsgefangenen wurden entlassen, um von ihrer eigenen Niederlage, von der unwiderstehlichen Uebermacht des französischen Heeres, und von der Milde des siegreichen Generals im Innern des Landes die Kunde zu verbreiten.

Den Tag darauf wurden 3000 Mann päbstlicher Truppen in einer vortheilhaften Stellung, gegenüber von Ancona, von Colli befehligt, ohne einen Schuß zu thun, zu Kriegsgefangenen gemacht; Ancona, ein ziemlich fester Ort, ergab sich nach kurzem Widerstande. Es war hier ein seltsames Stückchen von Pfaffenlist gespielt worden, um das Volk zum Widerstande zu ermuthigen. Man sah ein wunderthätiges Marienbild Thränen vergießen, und die französischen Künstler konnten nicht entdecken, wie es damit zuging, bis man dasselbe ins Hauptquar-

tler brachte und die Glasscheibe abnahm, durch welche die Täuschung vermittelt wurde. Die Madonna ward der Kirche, der sie gehörte, zurückgegeben, hatte sich aber wahrscheinlich mit den fremden Pilgern ausgesöhnt, denn sie weinte fortan nicht mehr.

Am 10. Febr. kamen die Franzosen, die ihre Schritte beschleunigten, nach Loretto, wo die berühmte Santa Casa, für den Katholiken ein Gegenstand des Triumphs oder des geheimen Spottes ist, je nachdem Glaube oder Zweifelsucht bei ihm vorherrscht. Die Schätze, die diesem Heiligthume von den Gläubigen geschenkt worden seyn sollen, waren von Colli fortgeschafft worden, wenn sie anders nicht schon weit früher nach Rom gekommen waren. Doch fiel noch an edlen Metallen und an Edelsteinen ein Werth von einer Million Livres den Franzosen in die Hände, sammt dem Bilde unserer lieben Frauen von Loretto, dem Topfe und dem Nachtgewande von schwarzgefärbtem härenem Zeuge, deren die gebenedeite Jungfrau sich bedient haben soll. Das Bild, ein, wie man glaubt, im Himmel selbst verfertigtes Kunstwerk, mußte nach Paris wandern, ward aber im Jahre 1802 dem Pabste wieder zurückgegeben, — ob zugleich mit den Schätzen, dem Eigenthume der Madonna, haben wir nicht in Erfahrung bringen können.

Während die französische Armee auf dem römischen Gebiete vorrückte, ward mit einer Einschrei-

tung des Königs von Neapel gedroht, die bemerkenswerth ist, weil sie einerseits den Karakter dieses Hofes bezeichnet, andererseits die Gewandtheit beweist, mit der Napoleon die Künste der Diplomatie vorauszusehen und zu vereiteln wußte.

Der Prinz Belmonte-Pignatelli, der sich in dem französischen Hauptquartier aufhielt, mehr vielleicht in der Eigenschaft eines Beobachters, als eines neapolitanischen Gesandten, erbat sich von dem Obergeneral eine geheime Audienz, und zeigte ihm im größten Vertrauen einen Brief der Königin beider Sicilien, worin der Aufbruch einer Armee von 30,000 Mann gegen Rom in Anregung gebracht war. „Ich werde Ihr Vertrauen erwiedern," sagte Buonaparte, der mit Einem Blick den Zweck dieser Mittheilung durchschaute; — „Sie sollen erfahren, was ich in einem „solchen Falle schon längst zu thun beschlossen ha„be!" — Er ließ sich sofort das Portefeuille reichen, das die Papiere in Betreff Neapels enthielt, und theilte dem verblüfften Prinzen die Abschrift einer im November geschriebenen Depesche mit, worin folgende Stelle vorkam: „Das Anrücken von „Alvinzi sollte mich nicht abhalten, zur Züchtigung „des römischen Hofes 6000 Mann zu verwenden; „da aber die neapolitanische Armee demselben Bei„stand leisten könnte, so denke ich diese Unterneh„mung zu verschieben, bis Mantua in unsern Hän„den seyn wird. Sollte der König von Neapel sich

„alsdann rühren, so kann ich 25,000 Mann erübrigen, „die ihm seine Hauptstadt nehmen und ihn selbst „nach Sicilien vertreiben werden." — Der Prinz war mit dem Erfolge dieser gegenseitigen Mittheilung sehr zufrieden, und es verlautete ferner nichts mehr von einer bewaffneten Einschreitung der Neapolitaner.

Von Ancona aus zog die Division Victor links gegen Foligno, um sich mit einer andern französischen Kolonne, die über Perugia in den Kirchenstaat eindrang, zu vereinigen, was auch ohne weiters geschah. Aller fernere Widerstand schien jetzt unnütz; es half nichts, daß der Pabst seine Unterthanen aufforderte, sich gegen den zweiten Alarich, der jetzt die heilige Stadt bedrohte, zu erheben; sie hörten nicht auf seine Ermahnungen, obgleich dieselben im Namen der heiligen Jungfrau, im Namen der Apostelfürsten Petrus und Paulus geschahen, die in dergleichen Bedrängnissen seit undenklichen Zeiten als die Beschützer der Hauptstadt der christlichen Welt galten. Nur Schrecken und Bestürzung herrschten jetzt in St. Peters Erbtheil, dem einzigen Gebiete, das seinem Stellvertreter geblieben war.

Aber in Rom hatte eine unglückliche Klasse von Menschen, die aus Pflichttreue ihre Heimath und alle ihre Hülfsquellen verlassen hatten, Zuflucht und Aufnahme gefunden. Wir meinen die französischen eidscheuen Priester, die jetzt, eingedenk der in Frank-

reich erlittenen schrecklichen Verfolgung, kaum ein besseres Loos erwarteten, als, wie jener israelitische Feldhauptmann, an dem Altare selbst, zu dem sie geflohen waren, abgeschlachtet zu werden. Einer von ihnen, durch die Gefahr, von der er, wie er glaubte, bedroht war, verrückt geworden, soll sich zu dem französischen Obergeneral begeben, seinen Namen und Stand bekannt und nur um eine schleunige Hinrichtung gebeten haben. Napoleon ergrif diese Gelegenheit, um nochmals zu zeigen, daß er den grausamen Verfolgungsgeist der Jakobiner nicht theile. Er erließ eine Proklamation, worin er, unter Voranstellung des Satzes, daß die eidscheuen Priester, obgleich aus Frankreich verbannt, doch befugt seyen, sich in den Ländern, wohin der Krieg die Franzosen etwa führen möge, aufzuhalten, seine Zufriedenheit über das Betragen derselben bezeugte. In dieser Proklamation wird sodann dem französischen Militär, unter Androhung der strengsten Strafen verboten, diesen Unglücklichen Verbannten auch nur das geringste zu Leid zu thun. Zugleich wurden die Klöster angewiesen, ihnen Obdach und Nahrung zu geben, und jedem monatlich fünfzehn Livres abzureichen, wofür die Priester verbunden waren, Messen ad valorem zu lesen. So wurde den italienischen Klöstern ihre Gastfreundschaft in derselben Münze vergolten, mit der sie die Laien zu bezahlen pflegten.

Vielleicht sollte der Pabst durch dieses milde Benehmen bewogen werden, sein Schicksal der Großmuth Frankreichs zu überlassen, wozu ihm Napoleon in einer vertraulichen, durch den Vorstand des Camaldulenserordens besorgten Mittheilungen, und öffentlich in einem an den Kardinal Mattei gerichteten Schreiben bereits gerathen hatte. Der König von Neapel that nichts zu seinen Gunsten. Nach langem Besinnen, und als der Wagen, der ihn nach Neapel bringen sollte, schon bereit war, dachte der Pabst endlich, daß Widerstand und Flucht gleich vergeblich seyn möchten, und fügte sich in das demüthigende Loos einer gänzlichen Ergebung in den Willen des Siegers.

Es war die Absicht des Direktoriums, die weltliche Herrschaft des Pabstes gänzlich zu vernichtet und ihn alles zeitlichen Besitzes zu berauben. Allein Buonaparte sah voraus, daß die Vereinigung des Kirchenstaates mit der neuen transpadanischen Republik, oder auch die Umbildung desselben in einen besondern Freistaat einen Krieg mit Neapel herbeiführen müßte, noch ehe die Verhältnisse im nördlichen Italien es gestatten würden, mit hinreichender Sicherheit ein französisches Truppenkorps bis an das südlichste Ende der Halbinsel zu schicken, wo die Engländer so leicht landen und Aufstände erregen konnten. Diese Aufstände mußten, wie Napoleon voraussah, um so gefährlicher und um so unbezwinglicher

werden, als er den Pabst wohl seiner weltlichen, aber nicht seiner geistlichen, von jedem Katholiken anerkannten Herrschaft berauben konnte. Letztere mußte an Bedeutung und Einfluß gewinnen, wenn sie von einem apostolischen Wanderer, einem Märtirer seines Glaubens, geübt wurde; sie ward unschädlicher, wenn der Vater der Gläubigen sich in die Umstände fügte und so viel des irdischen Gutes beibehielt, als ihm die Milde des Siegers gestatten mochte.

Durch diese Betrachtungen bewogen, bewilligte Buonaparte dem Pabste einen Frieden, der zu Tolentino zu Stande kam und durch welchen Pius VII. seine politische Existenz um den höchsten, kaum zahlbaren Preis erkaufte. Napoleon führt, als einen Beweis des verschmitzten und über alle sittlichen Motive sich wegsetzenden Karakters, der Neapolitaner den Umstand an, daß derselbe Pignatelli, von dem bereits die Rede gewesen ist, sich während der Verhandlungen zu Tolentino auf das engste an die Bevollmächtigten anschloß und um in seinem Eifer zu entdecken, ob in dem Vertrage zwischen Seiner Heiligkeit und Buonaparte kein geheimer Artikel, zum Nachtheile seines Herrn beliebt würde, beharrlich an der Thüre des Gemaches lauschte, wo die Unterhandlungen gepflogen wurden.

Zufolge der Friedensbedingungen mußte der Pabst die Grafschaft Avignon, deren Vereinigung mit Frank

reich bis jetzt nicht anerkannt worden war, förmlich abtreten, auf die Legationen Bologna, Ferrara und Romagna Verzicht leisten, die Besatzung von Ancona, mit Ausnahme von Venedig des einzigen Hafens am adriatischen Meere, gestatten, dreißig Millionen Livres in klingender Münze oder in vollgültigen Briefen bezahlen, endlich die Bestimmungen des Waffenstillstandes von Bologna, in Beziehung auf die Ablieferung von Gemälden, Manuscripten und sonstigen Kunstgegenständen, ihrem ganzen Inhalte nach vollziehen, und sich noch zu andern, nicht minder strengen Bedingungen verstehen.

Ein Gegenstand, auf welchem bei diesem Vertrag ein großes Gewicht gelegt wurde, war die Aufhebung der Inquisition, wovon Buonaparte aber abging, nachdem er die Ueberzeugung gewonnen hatte, daß dieselbe nicht mehr als ein Gerichtshof in Religionssachen, sondern blos zur Handhabung der öffentlichen Sicherheit noch bestehe. Das Gewissen des heiligen Vaters war bei dem Vorschlage hierüber so tief verwundet, daß man es räthlich fand, solchen nicht weiter zu berühren.

Dieselbe Depesche, in welcher Buonaparte dem Direktorium vermeldete „der ihm zugegebene Künstlerausschuß habe auf dem päbstlichen Gebiete eine reiche Ernte von Gemälden und Kunstwerken, der seltensten, die es mit Ausnahme einiger in Turin

und Neapel befindlicher Gegenstände, gebe, eingesammelt," — dieselbe Depesche enthielt noch eine Beilage ganz anderer Art: das sehr ehrerbietige und beinahe unterwürfige Schreiben von Napoleon an den Pabst, worin er Seine Heiligkeit ersucht, denjenigen Personen, welche die aufrichtigen Gesinnungen Frankreichs verdächtigen möchten, kein Gehör zu schenken, und die Versicherung beifügt, daß die französische Republik sich gegen Seine Heiligkeit jederzeit redlich erweisen werde, daß er selbst die größte Verehrung für Dieselbe hege und nichts sehnlicher wünsche als solche zu bethätigen.

Dieser Brief ward zu jener Zeit für sehr ergetzlich gehalten, in soferne er nicht sowohl die Gesinnungen eines Sansculottengenerals, sondern vielmehr diejenigen eines civilisirten Wegelagerers offenbarte und an jenen Macheath erinnerte, der die Reisenden, die er geplündert, nie anders entließ, als mit den besten Wünschen für ihr gutes Fortkommen.

Weit edler und liebenswürdiger erscheint das Betragen Napoleons gegen die kleine aber interessante Republik San Marino. Dieser Staat, der den Pabst nur als seinen Beschützer, nicht als Oberherrn anerkennt, hatte in einer langen Zeit eine Unabhängigkeit behauptet, die von allen Eroberern, sey es aus Geringschätzung oder aus Achtung verschont worden war. Er besteht aus einem einzigen Berge und aus

einer einzigen Stadt, und zählt etwa 7000, durch ihre eigenen Gesetze regierten Einwohner. Bürger Monge, Vorsteher des Ausschusses der zum Einsammeln der Kunstwerke aufgestellten Künstler, wurde nach San Marino gesendet, um die Bande der Freundschaft zwischen den beiden Republiken enger zu knüpfen, wobei man an ein Bündniß zwischen Lilliput und Brobdignag erinnert werden mochte. In dieser kleinen Republik gab es keine Gemälde, wodurch der Bürger Kunstsammler hätte in Versuchung geführt werden können. Das Volk von San Marino benahm sich auf eine sehr vernünftige Weise, und, obgleich gegen Napoleon noch weit artiger, als einst Diogenes gegen Alexander, von dem er in seinem Fasse einen Besuch erhielt, ging es in diesem Stücke doch nicht zu weit. Diese Bürger lehnten auf das ehrerbietigste jede Vergrößerung ihres Gebietes ab, durch die sie nur in der Folge mit dem Staate, auf dessen Kosten sie geschah, in Händel verwickelt worden wären. Sie nahmen blos als Ehrengeschenk vier Feldstücke an, die einen ihrer Kriegsmacht angemessenen Artilleriepark bildeten und von denen die Oberhäupter dieses zufriedenen Staates hoffentlich nie werden Gebrauch machen müssen.

Rom konnte, wenigstens für den Augenblick, als völlig unterjocht gelten. Neapel war im Friedenszustand, wenn anders die Unterzeichnung eines Vertrags Frieden schaffen kann. Von Rom so weit ent-

fernt und nach der Niederlage der päbstlichen Kriegsmacht noch schärfer bewacht, — in der Furcht, daß die englische Seemacht, die ohnehin von dem Kriegsschauplatze zu weit entfernt war, aus dem mittelländischen Meere vertrieben werden möchte, wagte es der König beider Sicilien, oder vielmehr seine Gemahlin, die stolze Tochter der Marie Theresie, nicht, den Vorkehrungen des französischen Generals das mindeste in den Weg zu legen. Toscana hatte sich, wie es scheint, darein gefügt, sein politisches Daseyn der Gnade oder der Verachtung Napoleons verdanken zu müssen, und verhielt sich, in der Hoffnung, daß irgend eine Uebereinkunft zwischen den Franzosen und Engländern dem Großherzog wieder zum Besitz von Livorno verhelfen würde, still und ruhig wie ein Todter. Nur die Republik Venedig, die ihre ehemalige Wichtigkeit nicht vergessen konnte, und sich doch ihrer gegenwärtigen Ohnmacht bewußt war, gab sich alle Mühe wieder eine ehrfurchtgebietende Stellung anzunehmen. Diese weiland so mächtige Stadt, das Tyrus des Mittelalters, deren Bürger Fürsten, deren Kaufleute die geehrtesten der Welt waren, hatte, so tief sie auch gefallen war, noch immer einen Schein von Kraft beibehalten. Ihre oligarchische Regierung, so lange berühmt und gefürchtet wegen ihrer eifersüchtigen Wachsamkeit ihrer Staatsklugheit, der Undurchdringlichkeit ihrer Plane

und

und ihrer unbeugsamen Strenge, zeigte in ihrer Haltung gewissermaßen einen Karakter von Unabhängigkeit und versäumte nicht, durch Errichtung neuer slavonischer Regimenter, durch militärische Abrichtung ihres sehr kriegerischen Bauernvolks und durch Bildung beträchtlicher Kriegsmagazine das Ansehen einer Macht zu gewinnen, um deren Freundschaft man sich bewerben, deren Feindschaft man fürchten müsse. Es war bereits nicht zu verkennen, daß die Oesterreicher, ungeachtet ihrer neuesten Niederlagen, sich an ihrer italienisch deutschen Grenze von Neuem aufstellen würden und daß die Neutralität von Venedig für Frankreich Werth haben mußte, in sofern Napoleon im Vorrücken gegen das Friaul eben nur mittelst dieser Neutralität die eine Flanke seiner Operationen decken konnte. Unter solchen Umständen und wenn man erwog, daß die ehemalige Beherrscherin des adriatischen Meeres noch über 50,000 Mann, die größtentheils aus rüstigen und kriegerischen Sclavoniern bestanden, gebot, war Venedig auch jetzt noch eine Macht, die man nicht gegen sich aufbringen mußte. Aber die Inwohner waren nicht gleichen Sinnes, besonders diejenigen der Terra firma, oder des Festlandes, die, weil ihre Namen nicht in dem goldnen Buche des venetianischen Insularadels standen, sich unzufrieden zeigten, und durch die neugeschaffenen Republiken am Po noch aufgemuntert wurden, sich

der Herrschaft von Venedig zu entziehen. Brescia und Bergamo insbesondere erhoben ein Unabhängigkeitsgeschrei.

In diesem Zustand von Zwietracht sah Napoleon für sich ein bereits gewonnenes Spiel; während er einerseits den Eifer der Patrioten einstweilen zu mäßigen suchte, gab er sich auf der andern Seite alle Mühe, den Senat von Venedig zu überzeugen, daß es für ihn keine andere Politik gebe, als mit Frankreich ein Schutz= und Trutzbündniß zu schließen und seine Truppen mit derjenigen Armee zu vereinigen, die jetzt im Begriffe war, den Oesterreichern zu Leibe zu gehen. Er erbot sich unter diesen Bedingungen der Republik ihre Besitzungen zu garantiren, ohne auf irgend eine Modifikation ihrer oligarchischen Verfassung zu bestehen. Aber die Venetianer wollten sich durchaus neutral verhalten, und zwar, wie sie sagten, in Gemäßheit ihrer althergebrachten, so weisen Politik, von der sie nicht lassen könnten. „Es sey so!" erwiederte Napoleon, „bleibt neutral! Ich habe nichts dagegen; ich ziehe gegen Wien, lasse aber französische Truppen zurück, um Eure Republik im Auge zu behalten. — Entlasset jedoch Eure neuerlich ausgehobenen Truppen, und wisset, daß während meines Aufenthalts in Teutschland auf Eurem Gebiete meine Verbindungen, meine Zuzüger, meine Zufuhren unterbrochen, angegriffen, aufgehoben wer=

den sollten, die letzte Stunde Eurer Republik geschlagen hat, und sie selbst ihren Untergang verschuldet haben wird."

Damit diese Drohungen in seiner Abwesenheit nicht vergessen würden, legte er Besatzungen in die vortheilhaftesten Posten an der Etschlinie; und nun, zum Theil auf diese, zum Theil auf die Insurgenten von Bergamo und Brescia, die gegen ihre ehemaligen Herren sich nöthigenfalls selbst wehren mußten, zählend, ließ Napoleon abermals seine Banner wehen und rückte zu neuen Siegen über noch ungeprüfte Gegner vor.

Drittes Kapitel.

Erzherzog Karl; — Vergleichung desselben mit Napoleon; — Er ist durch den Hofkriegsrath beschränkt. — Napoleon geht mittelst einer Kriegslist über den Tagliamento, und zwingt den Erzherzog zum Rückzuge. — Erstürmung von Gradisca. — Chiusa Veneta wird von Massena genommen; — Die Oesterreicher büßen 5000 Mann, Gepäcke, Kanonen u. d. gl. ein. — die Franzosen bemächtigten sich der Seehäfen von Triest und Fiume. — Venedig bricht die Neutralität, und eröffnet die Feindseligkeiten

durch das Niedermetzeln von hundert Franzosen zu Verona; — Bestürzung desselben bei der Nachricht, daß zwischen Oesterreich und Frankreich ein Waffenstillstand abgeschlossen sey. — Umstände, die diesen herbeiführen. — Der Erzherzog zieht sich eiligst nach Wien zurück. — Seine Aussichten, dasselbe mit Erfolg zu vertheidigen. — Unschlüssigkeit der Regierung und des Volks; — Unterzeichnung des Vertrags von Leoben. —

Durch seine Siege am Rhein, durch seine Beliebtheit bei den Soldaten erschien der Erzherzog Karl als der geeignetste Feldherr zur Bekämpfung des jungen Generals der französischen Republik, der, wie der Günstling einer Fee, alle Gegner, die gegen ihn aufgetreten waren, niedergeworfen hatte. Europa verschob sein Urtheil über den wahrscheinlichen Ausgang dieses Kampfes. Beide Feldherren waren jung, ehrgeizig, begeistert für ihren Beruf, angebetet von ihren Soldaten. Beider Ruhm war in die weite Welt erschollen, und obgleich Buonaparte stetiger gesiegt hatte, so war doch nicht zu läugnen, daß die Plane des Erzherzogs, wenn auch nicht so glänzend und originell, wie jene seines großen Gegners, doch richtig und tief gedacht waren, und oft große Resultate bewirkt hatten, wie z. B. die Niederlage von Jourdan und den Rückzug von Moreau.

Hinsichtlich zweier Punkte stand jedoch der österreichische Prinz weit hinter Napoleon: er hatte nicht, wie dieser, das lebendige, unwandelbare Selbstvertrauen, das den günstigen Augenblick zur Ausfüh-

rung wohlerwogener Plane zu ergreifen weiß; er war überdieß, ungeachtet seines hohen Ranges, in einer gewißen Abhängigkeit von dem Hofkriegsrathe, der zu Wien, dem Schauplatze des Krieges, entrückt, doch durch die alten argwöhnischen Gesetze des österreichischen Kaiserstaats befugt war, eine Aufsicht über den Feldherrn zu üben und im voraus den Armeen ihre Bewegungen vorzuschreiben, während die mit der Ausführung beauftragten Generale sich in den meisten Fällen lediglich an ihre Instruktionen halten mußten, wie sehr auch die Umstände sich ändern und ein anderes Verfahren gebieten mochten.

Obgleich aber das Aufeinandertreffen dieser zwei jungen und ausgezeichneten Generale höchst interessant ist, so gestattet uns doch der Raum nicht, den Feldzug in Oesterreich eben so ausführlich abzuhandeln, wie diejenigen in Italien. Mit dem letztgenannten eröffnete Buonaparte seine militärische Laufbahn; in keiner der folgenden Perioden seines Lebens hat er unter so ungünstigen Umständen und mit so geringen Mitteln so Unerhörtes geleistet. Wir konnten auch nicht umhin, in der Einleitung seiner militärischen Geschichte den Karakter seiner Kriegsmanier genau anzugeben und jenes System der Massenbildung ins Licht zu setzen, wodurch er, die Endpunkte einer weit ausgedehnten Operationslinie vernachläßigend, wie ein kühner und gewandter Fechter seine ganze Kraft zu Einem Stoße zusammennahm,

der, gegen das Herz des Gegners gerichtet, wenn er traf, tödtlich seyn mußte. Nachdem jetzt die erstaunliche Raschheit seiner Bewegungen, die ungestümme Lebhaftigkeit seiner Angriffe in so vielen einzelnen Fällen gezeigt worden ist, können wir uns begnügen, dieselben fortan nur anzudeuten. Auch wollen wir unsere Leser, wie uns selbst, mit einer zu genauen Beschreibung der Stellungen verschonen und diese Blätter nicht mit den Namen von unbekannten Dörfern anfüllen, es sey denn, daß irgend ein bedeutendes und ausgezeichnetes Gefecht eine Ausnahme gebiete.

Nach der Weisung des Hofkriegsraths hatte der Erzherzog Karl seine Stellung in Friaul genommen, wo die sechste österreichische Armee, gegen Napoleon und zur Vertheidigung der italienisch-deutschen Grenze bestimmt, sich versammeln sollte. Es muß auffallen, daß diese Stellung vor derjenigen im Tyrol gewählt wurde, wo der Erzherzog zehn Tage früher sich mit den 40,000 Mann, die ihm von der Rheinarmee zukommen sollten, hätte vereinigen können. Diese Truppen hatten unter seiner Anführung gefochten und gesiegt; jene im Friaul und an der Piave dagegen gehörten zu den unglücklichen österreichischen Armeen, die unter Beaulieu, Wurmser und Alvinzi in allen Gefechten gegen Napoleon mehr oder weniger den Kürzern gezogen hatten.

Während der Erzherzog die Verstärkungen, die den Kern seiner Armee bilden sollten, erwartete, hatte sein thätiger Gegner mehr als 20,000 Mann von den französischen Rheinarmeen an sich gezogen und sich dadurch für den Augenblick über seinen Gegner den Vortheil der Mehrzahl verschafft. Statt daher, wie in frühern Fällen, die Eröffnung des Feldzugs von Seiten der Oesterreicher abzuwarten, beschloß Napoleon, dem Erzherzog noch vor dem Eintreffen seiner Verstärkungen entgegen zu gehen, ihn aus seiner Stellung an der italienischen Grenze zu vertreiben und ihm nach Deutschland und selbst bis nach Wien zu folgen. Auch das kühnste war für ihn nicht zu kühn, auch das Schwerste nicht unausführbar, und seine Soldaten, die sich in die Tiefen eines unermeßlichen Reiches wagen und sich durch Gebirgsketten von allen ihren Hülfsquellen abgeschnitten sehen sollten, vertrauten so sehr den Talenten ihres Führers, daß sie, schon des Sieges gewiß, ihm zu folgen kein Bedenken trugen. Buonaparte hatte von dem Direktorium die Zusage erhalten, daß die Rheinarmeen, wie im vorigen Feldzuge, ihrerseits auch vorrücken und zu seinen Gunsten eine Diversion machen würden.

Buonaparte rückte zu Anfang des März nach Bassano vor. Die Oesterreicher hatten ein Observationskorps unter Lusignan an der Piave, ihre Hauptmacht aber stand an dem Tagliamento, einem mit

der Piave dreißig Meilen weiter ostwärts derselben parallel laufenden Flusse. Auf den Ebenen an dem Tagliamento konnte der Erzherzog seine treffliche Reiterei verwenden, die von jeher der Stolz der österreichischen Armeen gewesen ist. Sollte er aus dem an festen Stellungen so reichen Gebirgslande, das er inne hatte, und wo er die Straße, die, zwischen dem Gebirge und dem adriatischen Meere hinziehend, eine Verbindung zwischen Wien und Italien durch das Kärnthnerland einleitet, deckte, vertrieben werden, so mußte man ihn nicht nur in der Fronte angreifen, was Buonaparte sich selbst vorbehielt, sondern auch durch Bedrohung seines rechten Flügels auf der Gebirgsseite zu einem übereilten Rückzuge zwingen. Letzteren Auftrag erhielt Massena mit seiner Division, und er vollzog denselben mit der größten Geschicklichkeit und Tapferkeit. Am 11. März ging er über die Piave und an diesem Flusse hinauf in das Gebirge gegen Belluno, indem er das kleine Observationskorps von Lusignan vor sich her trieb und so lebhaft drängte, daß der Nachtrab desselben, der aus 500 Mann bestand, sich ergeben mußte.

Der Erzherzog Karl behauptete indessen seine Stellung an dem Tagliamento, und die Franzosen, von Napoleon selbst geführt, näherten sich dem rechten Ufer dieses Flusses und schienen den Uebergang mit Gewalt erzwingen zu wollen. Dies war jedoch nicht

so leicht, denn das jenseitige Ufer war mit Batterien und Infanterie besetzt, und hinter ihnen stand eine zahlreiche Reiterei in zwei Treffen, bereit, über diejenigen, die es wagen würden überzugehen, sogleich herzufallen.

Eine ganz gewöhnliche Kriegslist machte diese Anordnungen zu Schanden. Nach einer Kanonade aus ziemlicher Entfernung und einigem Geplänkel ging die französische Armee, gleichsam, als gebe sie die Hoffnung eines Uebergangs auf, in etwas zurück, um wie es schien, ihr Nachtlager zu beziehen. Hiedurch getäuscht und in der Meinung, die Franzosen, welche die ganze vorige Nacht auf dem Marsche zugebracht hatten, seyen ermüdet, zog sich der Erzherzog auf dem linken Ufer gleichfalls in sein Lager zurück. Allein zwei Stunden später, als Alles ruhig schien, trat die französische Armee wieder plötzlich unter das Gewehr und rückte mit raschen Schritten in zwei Treffen wieder an das Ufer vor, noch ehe die überraschten Oesterreicher sich wieder in der vorigen Schlachtordnung aufstellen konnten. Am Uferrande angekommen, bildete das erste Treffen sofort mehrere Kolonnen, die sich in den Fluß warfen und auf den Flanken durch Reiterei gedeckt, vorwärts schritten und das jenseitige Ufer erreichten. Die österreichische Reiterei griff dieselben zwar zu wiederholtenmalen an, allein zu spät — sie behaupteten ihre Stellung. Ein Versuch des Erzher-

zogs, sie in der Flanke zu nehmen, ward durch das zweite Treffen und die Reiterei von der Reserve vereitelt. Der Prinz mußte sich zurückziehen und dem Feinde Kanonen und Gefangene überlassen. Dies war das erste unglückliche Zusammentreffen des Erzherzogs Karl mit seinem künftigen Neffen.

Dem Erzherzog wiederfuhr noch ein anderes Unglück: Massena war auf den ersten Kanonenschuß am Tagliamento, etwas oberhalb der österreichischen Stellung, über diesen Fluß gegangen, hatte alle Truppen, die ihm in den Weg kamen, aufgerieben, die Pässe der julischen Alpen, an der Quelle des Flusses, besetzt, und sich demnach auf der kürzesten Verbindungslinie zwischen Wien und dem rechten österreichischen Flügel aufgestellt. Der Erzherzog sah ein, daß er ihn hier nicht stehen lassen dürfe und daß Gefahr auf dem Verzug hafte, er nahm daher ein schönes Grenadierkorps, das so eben vom Rhein her in Klagenfurth eingetroffen war, mit noch andern Truppen, um Massena mit der größten Wuth anzugreifen, wobei er sein Leben wie ein gemeiner Soldat wagte und einigemal beinahe in Gefangenschaft gerathen wäre. Allein vergebens, es half Alles nichts! — Er griff nacheinander zu wiederholtenmalen an; er führte selbst seine letzte Reserve ins Gefecht, konnte aber dem Schicksal des Tages keine andere Wendung geben.

Der Erzherzog hoffte, in dem Gebirgslande,

durch das er sich zurückzog, einige natürliche oder künstliche Stützpunkte zu finden, obgleich er seinen Gegner, wenn dieser einmal die Grenzbezirke zurückgelegt hatte, den Weg in die fruchtbarsten Provinzen des von seinem Bruder beherrschten Kaiserstaats nicht mehr versperren konnte. Zwar schien der Lisonzo, ein sonst tiefer und reißender, von unzugänglichen Bergen eingefaßter Strom, seinen kühnen Verfolgern ein unbesiegliches Hinderniß in den Weg legen zu müssen. Allein sowohl die Natur als die Zufälle stritten gegen die Oesterreicher. Der Strom, durch den Frost seichter geworden, hatte mehrere Furthen, die von den Franzosen benutzt wurden. Die Stadt Gradisca, zur Verstärkung der Stellung am Lisonzo durch Feldschanzen gedeckt, ward überfallen und von den Divisionen Bernadotte und Serrurier im Sturme genommen, die Besatzung von 2500 Mann mußte sich ergeben.

Von allen Seiten gedrängt, erlitten die Oesterreicher mit jedem Tage neue und immer empfindlichere Verluste. Die feste Burg von Chiusa-Veneta ward von Massena genommen, der seine Operationen gegen den rechten Flügel der zurückweichenden Armee ohne Unterlaß und unermüdlich fortsetzte. Der Fall von Chiusa-Veneta war die Veranlassung, daß eine ganze österreichische Division eingeschlossen, zerstreut und gefangen genommen wurde; 5000 Mann ergaben sich; ihr Gepäcke, ihr Geschütz, ihre Fah-

nen, sammt allem, was sie zu einer organisirten Division machte, ward eine Beute des Siegers. Unter den Gefangenen befanden sich vier Generale; viele Bergbewohner aus Krain und Kroatien, die sich aus reiner Kriegslust an die österreichische Armee angeschlossen hatten, wurden mißmuthig, als sie sahen, daß das Glück von den Kaiserlichen gewichen sey; sie lösten sich auf, um einzeln in ihre Dörfer zurückzukehren.

Um von ihrer Muthlosigkeit Vortheil zu ziehen, bediente sich Buonaparte des Mittels der Proklamationen, einer Art von Waffe, von der er eben so viel erwartete, als von seinem militärischen Rufe. Er versicherte sie, daß die Franzosen nicht in ihr Land gekommen seyen, um ihre Rechte zu schmälern, oder ihre Religion und Gewohnheiten anzutasten; er ermahnte sie, sich nicht in einen Krieg zu mischen, der sie nicht betreffe, forderte sie aber zugleich auf, ihm Vorschub zu leisten, und die französische Armee zu verpflegen, wofür sie aus der Steuerkasse ihres Landes bezahlt werden sollten. Diese Vorschläge scheinen die Kärnthner mit der Gegenwart der Franzosen ausgesöhnt zu haben, d. h. sie fügten sich in die Erpressungen, denen sie sich mit Gewalt nicht entziehen konnten. Zu gleicher Zeit nahmen die Franzosen Besitz von Triest und Fiume, den einzigen Seehäfen, die den Oesterreichern gehören, und griffen daselbst viele englische Waaren

auf, die ihnen stets eine willkommene Beute waren, auch bemächtigten sie sich der Quecksilberbergwerke von Idria, wo sie reichen Vorrath dieses Minerals vorfanden.

Napoleon ließ die Festungswerke von Klagenfurth wieder herstellenund machte diese Stadt zu einem trefflichen Waffenplatz, und zu seinem Hauptquartier. In einem Zeitraum von kaum zwanzig Tagen hatte er die Oesterreicher in zehn Gefechten geschlagen, in welchen der Erzherzog wenigstens den vierten Theil seiner Armee einbüßte. Die Franzosen hatten die südliche Kette der julischen Alpen überstiegen; die nördliche konnte, wie es schien, den unwiderstehlichen General wohl nicht aufhalten. Der Erzherzog, der Stolz und die Hoffnung der österreichischen Armeen, hatte sich hinter die Muhr zurückgezogen und war, wie es schien, außer Stand, Wien zu decken.

Doch fanden auch andere, den Franzosen weniger günstige Ereignisse Statt, die wir hier nicht übergehen dürfen. Bei Eröffnung des Feldzugs stand General Joubert mit seiner Division in Tyrol, jenseits Trient, an der Levisa, in derselben Stellung, die im vorigen Winter verloren und wieder genommen worden war. Er hatte die österreichischen Generale Kerpen und Laudon gegen sich, die ihre aus einigen Linienregimentern bestehenden Streitkräfte durch ein starkes Aufgebot der Tyroler-Landwehr, die

in ihren Gebirgen wenigstens eben so furchtbar, als das regelmäßige Militär, verstärkt hatten. Beide Theile hatten sich im Anfange blos gegenseitig beobachtet, allein die am Tagliamento gewonnene Schlacht war für Joubert das Zeichen zum Angriffe. Er war angewiesen, im Tyrol bis nach Brixen vorzudringen, woselbst Napoleon Nachricht von dem Vorrücken der französischen Rheinarmeen, die ihn in seinen Operationen gegen Wien unterstützen sollten, zu erhalten hoffte. Allein das Direktorium, das vielleicht Bedenken trug, beinahe die ganze Kriegsmacht der Republik einem einzigen General anzuvertrauen, der so glücklich und ehrgeizig war, wie Buonaparte, hatte in diesem Stück seine Zusage nicht erfüllt. Die Armee von Moreau war noch nicht über den Rhein gegangen.

Joubert, auf diese Weise in seiner *Erwartung* getäuscht, sah sich nun in einer mißlichen Lage. Die ganze Gegend umher war im Aufstande, und eine rückwärtige Bewegung auf derselben Linie, auf der er vorgerückt war, würde ihm großen Nachtheil gebracht, wo nicht seine völlige Auflösung herbeigeführt haben. Er entschloß sich daher, dem Feinde auszuweichen, und, an der Drau hinabziehend, eine Vereinigung mit seinem Obergeneral zu bewirken. Auf diesem beschwerlichen Marsche suchte er sich gegen den nachsetzenden Feind dadurch zu decken, daß er die Brücken hinter sich abbrach. Nur mit Mühe und

nicht ohne Verlust gelang es ihm indessen, seine Vereinigung auszuführen, und sein Rückzug aus dem Tyrol ermuthigte nicht nur die kriegerischen Tyroler, sondern auch alle Anhänger Oesterreichs im nördlichen Italien. General Laudon brach mit einer ansehnlichen Macht aus dem Tyrol hervor, und zwang das schwache französische Korps unter Balland, sich in die Festungen zu werfen, so daß die Oesterreicher jetzt wieder in einem Theile der Lombardei geboten. Sie nahmen auch wieder Besitz von Triest und Fiume, wo Napoleon nur wenig Truppen gelassen hatte; der Rücken der französischen Armee schien hiedurch gefährdet zu werden.

In dieser Krisis, die für ihre Republik so verderblich wurde, wenn anders der Untergang derselben nicht schon längst beschlossen war, vernahmen die Venetianer mit Wonne die übertriebenen Gerüchte, daß die Franzosen aus dem Tyrol vertrieben worden seyen und daß die Oesterreicher im Begriffe stünden, an der Etsch hinabzurücken, um ihre italienischen Provinzen wieder in Besitz zu nehmen. Die Mitglieder des Senats waren überzeugt, daß weder ihre Regierung, noch sie selbst dem französischen Obergeneral angenehm seyen, und daß sie ihn durch die Ablehnung des angetragenen Bündnisses und durch die Verweigerung der von ihm verlangten Truppen unversöhnlich beleidigt hätten. Er war von ihnen geschieden, unter Drohungen, deren Bedeutung keinem

Zweifel unterlag. Sie glaubten, daß seine Rache, wenn auch aufgeschoben, darum noch keineswegs aufgegeben sey; sie meinten, daß jetzt, wo er, nach ihrer Voraussetzung, im Herzen von Deutschland von dem Landsturme aus dem kriegerischen Ungarn und Kroatien umgeben war, ihr eigenes Gewicht in die Wagschale gelegt, den vortheilhaftesten Ausschlag geben müsse. Daß sie bei dieser Gelegenheit auch ihre aufrührerischen Unterthanen in Bergamo und Brescia züchtigen könnten, kam nebenbei auch in Betracht.

In ihrer Art, den Krieg zu führen, war jenes rachsüchtige Wesen, dessen man ihre Landsleute von jeher beschuldigt hat, nicht zu verkennen. In allen Bezirken, die Venedig noch auf dem Festlande besaß, wurde insgeheim ein Aufstand eingeleitet, der, wie die berüchtigte sicilianische Vesper, *mit Blutvergießen* und Metzeleyen ausbrach. In Verona wurden mehr als hundert Franzosen, von denen die meisten als krank im Spital lagen, niedergemacht, — eine abscheuliche Grausamkeit, die dem ganzen Unternehmen den Fluch zuziehen mußte. Fioravanta, ein venetianischer General, berennte mit einem Korps Sclavonier die Forts von Verona, in die sich die noch übrigen Franzosen geworfen hatten, und wo sie sich vertheidigten. Da jetzt auch Laudon mit seinen Oesterreichern und Tyrolern erschien, so gewann es

das

das Ansehen, als sey das Glück von Napoleon plötzlich gewichen.

Aber das Erwachen aus diesem lieblichen Traume war eben so plötzlich als schrecklich. Es erscholl die Kunde, daß die Friedenspräliminarien zwischen Frankreich und Oesterreich zu Stande gekommen und zwischen beiden Mächten ein Waffenstillstand geschlossen worden sey. Laudon zog sich daher mit seinen Truppen, auf deren Beistand die Venetianer so sehr gerechnet hatten, von Verona zurück. Die Lombarden schickten den Franzosen Hülfe, die Sclavonier, unter Fioravante, nachdem sie sich wacker geschlagen, mußten sich ergeben, und die aufrührerischen Städte Vicenza, Treviso und Padua wurden wieder von den Republikanern besetzt. Das Gerücht verkündete die schreckliche Zurückkunft Napoleons und seiner Armee; der übel berathene Senat von Venedig gerieth in die größte Bestürzung und hatte kaum noch so viel Besinnungskraft, um zwischen unbedingter Unterwerfung und hoffnungslosem Widerstande zu wählen.

Es war einer der größten politischen Kunstgriffe Napoleons, dem Feinde, wenn er einen den ganzen Feldzug entscheidenden Vortheil über ihn erhalten hatte, sofort den Frieden anzubieten und zwar unter billigeren Bedingungen, als dieser erwarten mochte. Dadurch versicherte er sich die nächsten und unstreitbaren, durch den Frieden anerkannten Vortheile sei-

nes Sieges, und aller der Mittel, die ihm gelegenheitlich zu weiteren Vortheilen verhelfen konnten. Zudem ewarb er sich dadurch den Ruhm der Großmuth und vermied in dem vorliegenden Falle die Gefahr, eine Macht, wie Oesterreich, aufs Aeußerste zu treiben und zu einem Schritte der Verzweiflung zu bringen.

In dieser Absicht und indem er zum *ersten* Mal das gewöhnliche Hofceremoniel und die politische Etiquette, auf die er späterhin so sehr den Accent legte, vernachlässigte, schrieb er in Beziehung auf den Frieden einen eigenhändigen Brief an den Erzherzog Karl.

Dieser Brief ist in jenem abgebrochenen lakonischen Style geschrieben, der an die Stelle der Gründe allgemeine und abgedroschene philosophische Maximen setzt und die üblichen ausgearbeiteten Phrasen verschmäht, mit denen gewöhnlich Politiker ihre Friedensvorschläge einzuleiten pflegen. „Der rechte Krieger," sagt er, „muß zwar den Krieg führen, aber „zugleich auch den Frieden wünschen. Der gegen„wärtige Kampf hat bereits sechs Jahre gedauert. „Haben wir nicht Menschen genug geopfert, der „Menschheit nicht genug des Leides zugefügt? Man „will überall den Frieden. Europa hat weit umher „die Waffen niedergelegt; Ihre Nation allein setzt „die Feindseligkeiten fort, und das Blut fließt häu„figer als je. Dieser sechste Feldzug hat unter be-

„deutungsvollen Umständen begonnen. — Er mag
„enden, wie man will, so werden einige tausend
„Menschen mehr auf beiden Seiten umkommen,
„und am Ende wird man sich doch verstehen müs-
„sen; denn Alles nimmt ein Ende, selbst die ge-
„hässigen Leidenschaften der Menschen. Das Direk-
„torium hat dem Kaiser seinen Wunsch zu erkennen
„gegeben, dem Kriege, welcher beide Länder ver-
„heert, ein Ziel zu setzen; allein der Hof von Lon-
„don ist dagegen. Gibt es denn kein Mittel uns
„zu verständigen, und sollen wir fortfahren, einan-
„der die Hälse zu brechen, einzig wegen der In-
„teressen und der Leidenschaften einer Nation, die
„von dem Unglücke, das den Krieg begleitet, selbst
„nichts weiß? — Sie, der Obergeneral, der durch
„seine Geburt dem Throne so nahe steht und über
„alle die kleinlichen Leidenschaften der Minister und
„Mitglieder der Regierung erhaben ist, — möch-
„ten Sie nicht der Wohlthäter des Menschenge-
„schlechts und der wahre Retter Deutschlands wer-
„den? Ich bitte Sie, zu glauben, daß ich damit
„nicht sagen will, es sey Ihnen unmöglich, mit
„Waffengewalt fortan etwas auszurichten; gesetzt
„aber auch, das Glück begünstige Sie von Neuem,
„so wird Deutschland darum nicht minder verheert
„werden. — General! was mein eigenes Gefühl
„betrifft, so würde ich, wenn es mir gelänge, durch

„diesen Vorschlag das Leben auch nur eines einzi-
„gen Menschen zu retten, die mir dafür gebüh-
„rende Bürgerkrone dem traurigen Kriegsruhme
„vorziehen, der die Frucht des Sieges ist!“

Der ganze Ton dieses Briefes ist höchst sinn-
reich darauf berechnet, dem Vorschlage den Karakter
von Mässigung zu geben, und zugleich den Aus-
druck der Zudringlichkeit zu vermeiden. Nach Ablauf
von zwei Tagen erfolgte die Antwort des Erzher-
zogs, worin der Vorschlag Napoleons seiner Ver-
goldung beraubt und wie ein gewöhnlicher Friedens-
antrag einer Parthei, die dadurch ihr Interesse be-
fördern will, behandelt wird. Diese Antwort lau-
tet, wie folgt: „Auch ich, mein Herr! wünsche
„wenn ich auf das Gebot der Pflicht und der Ehre
„den Krieg führe, den Frieden nicht weniger als
„Sie, zum Glück des Volks und der Menschheit.
„Da ich mich aber in meiner Stellung nicht für
„befugt halte, die Streitfrage zwischen den krieg-
„führenden Mächten zu erörtern und zu bestimmen,
„auch von dem Kaiser durchaus nicht zu Unterhand-
„lungen bevollmächtigt bin, so werden Sie mich
„entschuldigen, wenn ich nicht mit Ihnen auf Un-
„terhandlungen über einen Gegenstand eingehe,
„der zwar höchst wichtig ist, aber außer meinem Be-
„reich liegt. — Mag sich aber ereignen, was da
„will, in Hinsicht der Wechselfälle des Krieges,
oder der Aussicht auf Frieden, so bitte ich Sie

„auf jeden Fall, sich meiner ausgezeichneten Achtung
„versichert zu halten."

Der Erzherzog hätte gerne einigen Nutzen aus diesem Vorschlage gezogen, nämlich einen Waffenstillstand von nur fünf Stunden, in denen er seine Vereinigung mit dem Korps von Kerpen, das aus dem Tyrol zum Beistande seines Obergenerals gekommen und nur noch wenig entfernt war, hätte bewerkstelligen können. Allein Buonaparte hütete sich, durch irgend ein solches unzeitiges Zugeständniß sich die Hände binden zu lassen; es gelang ihm nach einem hitzigen Gefechte, das wie gewöhnlich zum Vortheil der Franzosen ausfiel, jene Vereinigung zu hintertreiben.

Bei Neumark und Unzmark fanden noch zwei Gefechte Statt, worin die österreichische Armee abermals so litt, daß sie ihren Rückzug fortsetzen mußte. Und jetzt drang der französische General auf der Hauptstraße von Wien in Gebirgspässen und Engnissen vor, die er unter andern Umständen hätte umgehen müssen. Allein diese natürlichen Hindernisse wurden nicht länger zur Vertheidigung benutzt; Judenburg, die Hauptstadt von Obersteiermark, ward den Franzosen ohne Schwertstreich überlassen, und bald darauf zog Napoleon ohne größern Widerstand zu finden, in Gratz, der Hauptstadt von Untersteiermark, ein.

Der Erzherzog gab fortan seine alte Kriegs-

weise auf; er ging nicht mehr unter steten Gefechten Schritt für Schritt zurück, sondern beschleunigte seinen Marsch nach Wien, entschlossen, die letzten Streitkräfte, die der weitläufige Kaiserstaat aufbringen konnte, dort zu versammeln, und wenn es seyn müßte, die Krone seines Bruders in einer letzten Schlacht unter den Wällen der Hauptstadt zu verfechten. So gewagt dieser Entschluß auch scheinen mag, so war er doch des hochherzigen Prinzen, der ihn faßte, würdig und vielleicht noch durch andere Gründe, als durch Kriegerstolz und Fürstenwürde, empfohlen.

Die Armee, mit welcher der kühne französische General von dem Gebirge herab in das Herz von Deutschland einzudringen bereit war, hatte seit der Eröffnung des Feldzugs bedeutend gelitten, nicht nur durch das Schwert, sondern auch durch die ungünstige Witterung und durch die ungeheuren Anstrengungen auf den anhaltenden Märschen, durch welche der Sieg gesichert wurde; auch hatten die französischen Rheinarmeen noch keinen Schritt vorwärts gethan, wie es in dem Plane des Feldzugs festgesetzt war.

Auch konnte Buonaparte in dem Lande, das er jetzt mit geschwächten Kräften zu betreten im Begriffe war, nicht auf jenes moralische Element rechnen, das ihm so oft den Weg zum Siege gebahnt hatte. Die Oesterreicher leben zwar unter einer

despotischen Regierung, fühlen sich aber nicht durch dieselbe gedrückt, und sind dem Kaiser herzlich ergeben, der aus eigner Neigung traulich unter seinem Volke lebt, an den öffentlichen Vergnügungen Theil nimmt und auf öffentlichen Spaziergängen, wie ein Vater in der Mitte seiner Familie, erscheint. Der Adel war eben so bereitwillig, als in frühern Zeiten, seine Vasallen aufzubieten, und mit der Mannszucht ist der deutsche Bauer einigermaßen schon vertraut, da sie einen Theil seiner Erziehung ausmacht. In Ungarn lebte noch das Geschlecht jener hochherzigen Barone und Ritter, die auf dem großen Reichstage von 1740 sich zumal erhoben und ihre Säbel schwangen unter dem berühmt gewordenen Ausruf: „Moriamur pro rege „nostro, Maria Theresia!" Im Tyrol, dem Vaterlande der tapfersten Männer, stand Alles unter den Waffen, und den Einwohnern war es wenigstens gelungen, die Division Joubert aus ihren Vergen zu vertreiben. Im Rücken der französischen Armee waren Triest und Fiume wieder genommen worden. Von Italien geschieden, hatte Buonaparte keine Verbindungslinie mehr, und keine andere Hülfsquelle, als ein Land, das hinter ihm und auf seinen Flanken sich bald erheben mußte. Der Verlust einer Schlacht, wo es keine Stütze, keine Reserve, keinen nähern Waffenplatz, als Klagenfurth, gab, war gleich bedeutend mit völliger Vernichtung. Zu diesem kam

noch die Nachricht, daß die Republik Venedig eine furchtbare, feindliche Stellung in Italien gewonnen hatte, durch welche, so wie durch den Ausbruch eines religiösen und politischen Fanatismus die französische Sache in diesem Lande sehr gefährdet wurde. Es waren der Anhänger des alten Systems dort so viele, daß bei dem großen Einflusse der katholischen Geistlichkeit das schnelle Umsichgreifen einer Empörung sehr möglich schien. In diesem Fall war Italien nicht länger ein Zufluchtsort für Buonaparte und seine Arme. — Der Erzherzog machte das Wiener Kabinett auf alle diese Vortheile aufmerksam und ermunterte dasselbe, die letzte Entscheidung des blutigen Würfels abzuwarten.

Ein so kühner Entschluß ward jedoch nicht gefaßt. Die Hauptstadt, die so lange keinen Feind gesehen hatte, gerieth in Schrecken und Verwirrung, als der unbesiegte General sich ihr nahte, und, wie vom Schicksal geführt, nach der Vertilgung von fünf der schönsten österreichischen Armeen die Trümmer der sechsten vor sich her und ihren Wällen zutrieb, obgleich diese von dem Prinzen befehligt war, in welchem man die Hoffnung und die Blüthe der vaterländischen Kriegsmacht verehrt hatte. Der Lärm war allgemein und zwar bei Hofe zuerst, wo die beste Habe und Schätze eingepackt wurden, um nach Ungarn geflüchtet zu werden, wohin auch die kaiserliche Familie sich retten wollte. Es ist bemerkenswerth, daß

unter den Flüchtlingen der kaiserlichen Familie sich auch die Erzherzogin Marie Louise befand, die als ein Kind von fünf bis sechs Jahren sich vor eben dem bösen General sehr gefürchtet haben mag, dem sie später in einer ähnlichen Krise ihre Hand zu reichen bestimmt war.

Die wohlhabenden Bürger riefen einmüthig nach Frieden. Der Feind war noch vierzehn bis fünfzehn Tagmärsche entfernt, auch hatte die Stadt, vielleicht zu ihrem Glück, keine solchen Festungswerke, die ihr, zufolge der neuen Kriegsweise, auch nur einen eintägigen Widerstand erlaubt hätten. Auch im Kabinett stimmte eine Parthei für den Frieden; mit Einem Worte, diejenigen, die Vieles zu verlieren hatten und darum um so furchtsamer waren, erhielten die Oberhand über diejenigen, die, es mochte kommen, wie es wollte, zu einem hartnäckigen und entschlossenen Widerstande riethen. Es bedurfte noch mancher Lektion, um die Völker, wie die Herrscher zu überzeugen, daß es besser ist, Alles aufs Spiel zu setzen und sogar Alles zu verlieren, als sich in einen Zustand zu fügen, worin man zu verschiedenen Zeiten und nach und nach, sogar unter dem Vorwande der Freundschaft und des Wohlwollens, ausgezogen wird. Der Ast eines Baumes, der mit Gewalt zurückgebogen wird, erhält leicht seine natürliche Lage wieder, ist er aber so schwach, daß er dem Drucke

zu leicht nachgiebt, so wird er seine Schnellkraft nie wieder gewinnen.

Wie aber die Oesterreichischen Angelegenheiten standen, so ist es schwer, zu entscheiden, ob die Partei, die den Frieden wünschte, um dem bedrängten Lande einige Erholung zu verschaffen, oder ob die entgegengesetzte Partei, die unter den oben angegebenen Aussichten auf der Fortsetzung des Krieges bestand, die am wenigsten verderbliche Maßregel vorgeschlagen habe. Der Wiener-Hof wählte den Weg eines Vertrags, und der von Leoben ward eingeleitet.

Die Generale Bellegarde und Merfeld fanden sich am 13ten April 1797 im französischen Hauptquartier ein, um anzuzeigen, daß der Kaiser, ihr Herr, den Frieden wünsche. Buonaparte bewilligte einen Waffenstillstand, der zuerst nur auf fünf Tage gelten sollte, in der Folge aber verlängert wurde, als die Wahrscheinlichkeit eines endlichen Friedensschlusses gegeben war.

Man versichert, daß bei allen Verhandlungen über diesen hochwichtigen Waffenstillstand Napoleon eine gewisse Unabhängigkeit von der französischen Regierung behauptet habe, ohne Zweifel im Bewußtseyn, daß alle seine Siege sein eigenes Werk seyen, daß er seine Armee aus den Hülfsquellen der eroberten Länder verpflegt und bezahlt, von seiner Regierung erst spät und nicht ohne Schwierigkeit Unter-

stützung erhalten, und sich in den neuen italienischen Republiken selbst neue Streitkräfte geschaffen hatte. Er benahm sich zu jener Zeit mit einer Freimüthigkeit und mit einer Eigenmächtigkeit, die dem volksthümlichsten General unter der Herrschaft von Danton und Robespierre ohne allen Zweifel den Kopf gekostet haben würde. Allein, obgleich nur allmählig, und in stetem Widerstreit mit dem einst so allmächtigen und noch immer sehr bedeutenden demokratischen Einfluß erworben, war die Macht Napoleon's in der That sehr groß, wie dann der Einfluß, den ein siegreicher Feldherr auf seine Soldaten ausübt, für die Regierung überall furchtbar wird, wo das Interesse des Krieges nicht auf das innigste mit dem des Staatsbürgers verknüpft ist.

Man muß aber nicht glauben, daß Napoleon öffentlich jenen Geist der Unabhängigkeit gezeigt habe, den das Direktorium zu fürchten schien, und der dasselbe, wie er selbst versicherte, bestimmt hat, die Operationen der Rheinarmeen so lange zu vertagen. Er verwahrte und behauptete im Gegentheile die Rechte der Republik auf die entschiedenste Weise. Zum Beweise mag Folgendes dienen: Die Oesterreicher hatten, in Hoffnung einer günstigen Aufnahme, und als Zugeständniß von Wichtigkeit, das Friedensinstrument mit der Erklärung eingeleitet, daß Seine kaiserliche Majestät die französische Republik in ihrem gegenwärtigen Zustande anerkenne.

„Streichen Sie das!" rief Buonaparte sogleich in ernstem Tone; „die französische Republik ist wie die Sonne am Himmel; nur die Blinden sehen sie nicht!" In der That eine männliche Sprache! Wie sonderbar ist es aber, daß derselbe Sprecher drei oder vier Jahre später auf eine dieser Sonnen ein Löschhorn setzen konnte, ohne daß eine Sonnenfinsterniß erfolgt wäre. *)

Eben so bemerkenswerth ist es, daß, während Buonaparte, unter Fremden die hohe Würde der Republik so kräftig behauptete, er die den höchsten Behörden derselben schuldige Achtung so sehr hintansetzte. Die Friedensprälliminarien wurden am 18ten April zur Unterzeichnung vorgelegt; allein General Clarke, den das Direktorium hiezu bevollmächtigt hatte, war noch in Turin zurück. Er ward für den innigen Vertrauten der Direktoren gehalten und soll die Weisung gehabt haben, die Schritte Buonaparte's zu bewachen, ja sogar ihn in Haft zu nehmen, falls er Ursache zu haben glaubte, seine Treue gegen die Regierung in Zweifel zu ziehen. Demungeachtet trug Napoleon kein Bedenken, seine eigene Unterschrift und Zusage anzubieten, und diese wurden

*) Buonaparte gibt zuerst an, daß dieser Umstand zu Leoben, und späterhin, daß er zu Campo Formio statt gefunden habe. Es ist gleichviel, wenn nur die Worte wirklich gesprochen worden sind.

von den österreichischen Bevollmächtigten ohne weiters angenommen. Es war wohl ein bedenkliches Vorzeichen des Verfalls der Direktorialmacht, daß ein General, ohne Mitwirkung der Regierungs-Bevollmächtigten oder der Prokonsuln, wie man sie nannte, einen so hochwichtigen Vertrag durch seine Unterschrift bestätigen konnte. Es wurde, wie es scheint, gar nicht in Zweifel gezogen, daß er dem, was er zugesagt, Kraft zu geben wisse, und die Rolle, die er spielte, ist um so merkwürdiger, wenn man den hohen Auftrag des Generals Clarke in Erwägung zieht.

Die Artikel des Vertrags von Leoben blieben lange geheim, wahrscheinlich weil die hohen kontrahirenden Theile nicht haben wollten, daß zwischen den ursprünglichen Präliminarartikeln und den gewaltigen Veränderungen, die damit zu Campo-Formio vorgenommen wurden, eine Vergleichung angestellt wurde. Diese beiden Verträge wichen von einander in Beziehung auf das Maaß und die Weise ab, wie eine Theilung des Gebiets von Venedig, der cisalpinischen Republik und anderer kleiner Staaten, zum gegenseitigen Vortheile Oesterreichs und Frankreichs Statt finden sollte. Es erhellet daraus die traurige, aber wichtige Wahrheit, daß die Sicherheit der Staaten zweiten Ranges in keinem Augenblike mehr gefährdet sey, als wenn mächtigere Staaten in ihrer Nachbarschaft im Begriffe sind, Frieden zu schließen. Es

ist so leicht, den Streit zwischen den Staaten auf Kosten der Schwächeren, die nirgends klagen, auch sich selbst nicht Recht schaffen können, auszugleichen, daß in dem eisernen Zeitalter, in welchem wir leben, die Ungerechtigkeit einer solchen Maßregel bei dem Vortheil, den sie verschafft, gar nicht in Betracht kommt, wie sehr sich auch das Völkerrecht dagegen erklären mag.

Es thut nicht noth, die Präliminarien von Leoben hier ausführlich abzuhandeln, wir wollen dieß verschieben, bis wir auf den Vertrag von Campo Formio kommen, in welchem dieselben modificirt und berichtiget worden sind. Wir können aber nicht umhin, zu bemerken, daß Buonaparte von dem Direktorium und andern Staatsmännern scharf getadelt wurde, daß er auf seiner Eroberungsbahn stille gestanden sey, und dem Hause Oesterreich Bedingungen bewilliget habe, nach welchen es noch immer eine für Frankreich furchtbare Macht blieb; diese Tadler meinten, mit einem Siege mehr würde er den allzeit fertigen und mächtigsten Feind der französischen Republik aus der Liste der europäischen Mächte gestrichen, oder ihn wenigstens doch auf seine deutschen Erblande beschränkt haben. Auf dergleichen Rügen erwiederte Buonaparte in einer von Leoben aus an das Direktorium gerichteten Depesche: „Hätte ich bei der ersten Eröffnung „der italienischen Feldzüge Turin zu meinem Opera„tionsobjekt gemacht, so würde ich nie über den Po

„gekommen seyn; — wäre ich zu früh nach Rom ge=
„gangen, so würde ich Mailand nicht behauptet ha=
„ben; — hätte ich es mir endlich in den Kopf gesetzt,
„nach Wien zu gehen, so würde ich die Republik zu
„Grunde gerichtet haben.“

So geschickt wußte er das System zu vertheidi=
gen, nach welchem er durch freiwillige Verzichtung auf
einen wahrscheinlich noch erreichbaren Punkt von dem
eingeschüchterten Feinde Vortheile erhielt, die ihm
der aufs Aeußerste Gebrachte und darum Verzwei=
felnde versagt haben würde. Das merkwürdigste ist,
daß die Katastrophe Napoleons nur ein Corollar die=
ser von ihm aufgestellten Lehre ist; denn wäre er
nicht darauf bestanden, bis nach Moskau vorzudrin=
gen, so ist gar nicht abzusehen, warum er sich auf
dem französischen Throne nicht hätte behaupten sollen.

Die Bedingungen des Vertrags von Leoben, so
weit solche den Vertretern der französischen Nation
von dem Direktorium bekannt gemacht wurden,
betrafen die Abtretung der belgischen Provinzen, und
einer Grenzlinie am Rhein zu Gunsten Frankreichs,
ferner die österreichische Anerkennung einer einzigen
aus den bisherigen provisorischen Republiken zu bil=
denden italienischen Republik. Bald darauf verlau=
tete aber, daß Mantua, der Zankapfel so vieler blu=
tigen Kämpfe, und, wie es sich aus der Geschichte
dieser mörderischen Feldzüge ergeben hatte, das wahre
Bollwerk von Italien, wieder an Oesterreich, dem es

mit so vieler Mühe entrissen worden war, zurückgegeben werden soll. Dies war höchst unpopulär; und es wird sich zeigen, daß Buonaparte klug genug war, beim Abschlusse des Friedens an die Stelle von Mantua ein Object zu setzen, das er nicht hätte anbieten und Oesterreich nicht hätte annehmen sollen.

Und jetzt sollte Venedig zittern. Diese Republik hatte sich gegen die Franzosen in ihrer Abwesenheit erhoben; ihr rachsüchtiges Volk hatte viele derselben niedergemacht. Die französischen Soldaten waren darüber aufs Aeußerste ergrimmt, und die Venetianer konnten die Milde ihres Generals nicht in Anspruch nehmen. Der Vertrag von Leoben entzog dem Senat dieses alterthümlichen Staates jede Stütze; zwar hatte sich Oesterreich, wie man nachher erfuhr, eine Zeit lang für denselben verwendet, zuletzt aber einen Theil der Beute für sich bedungen, der ihm in einem geheimen Artikel auch zugesagt worden.
